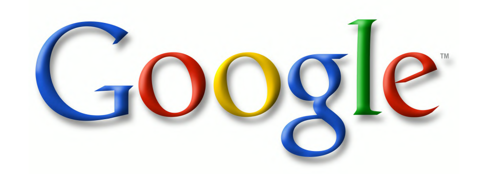
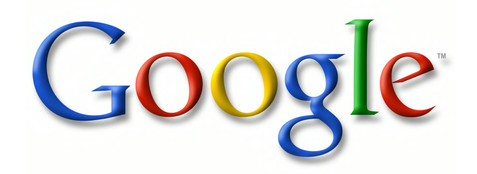
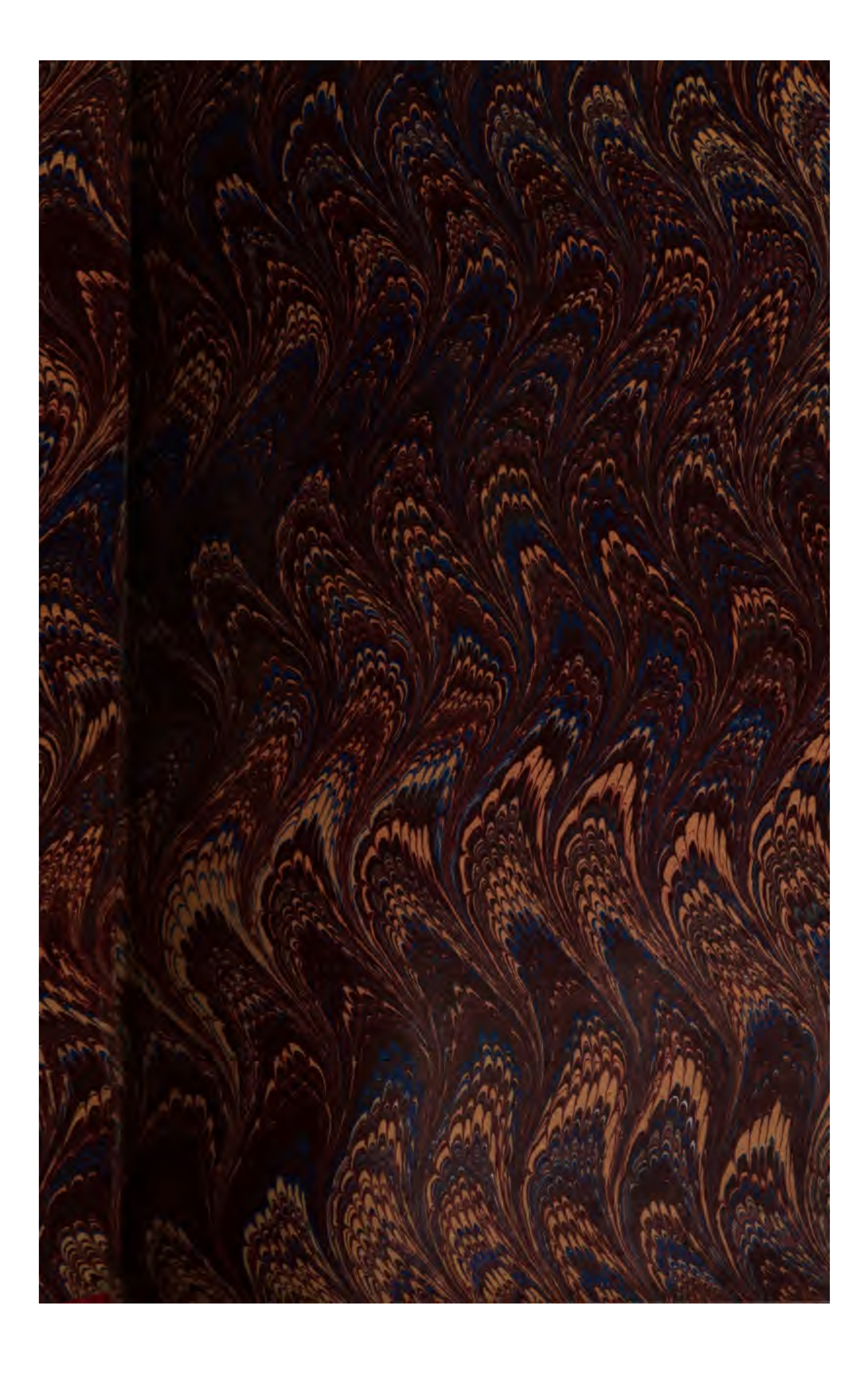




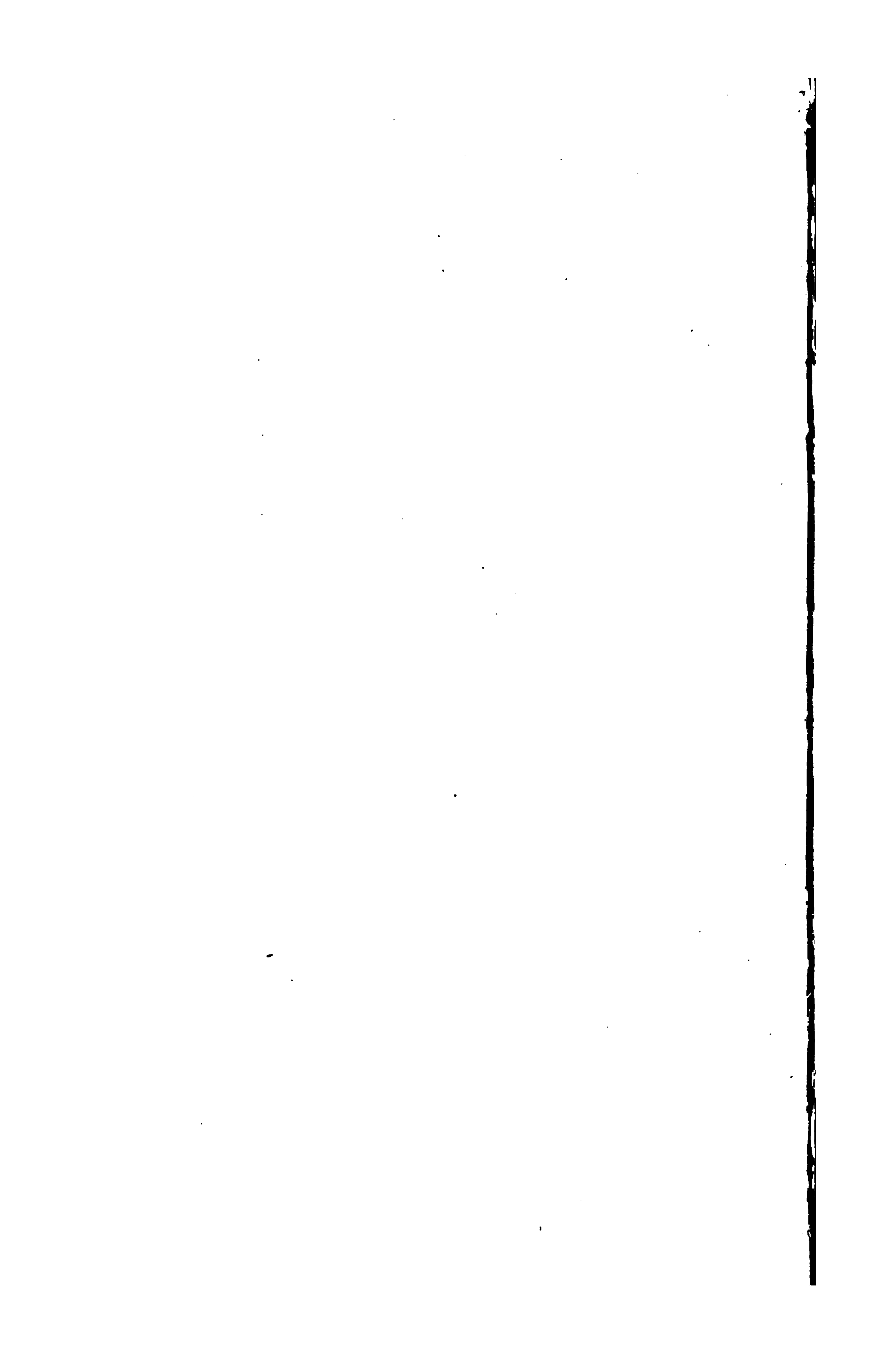



47.d.4
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.





Goethe



Goethe.

Vorlesungen

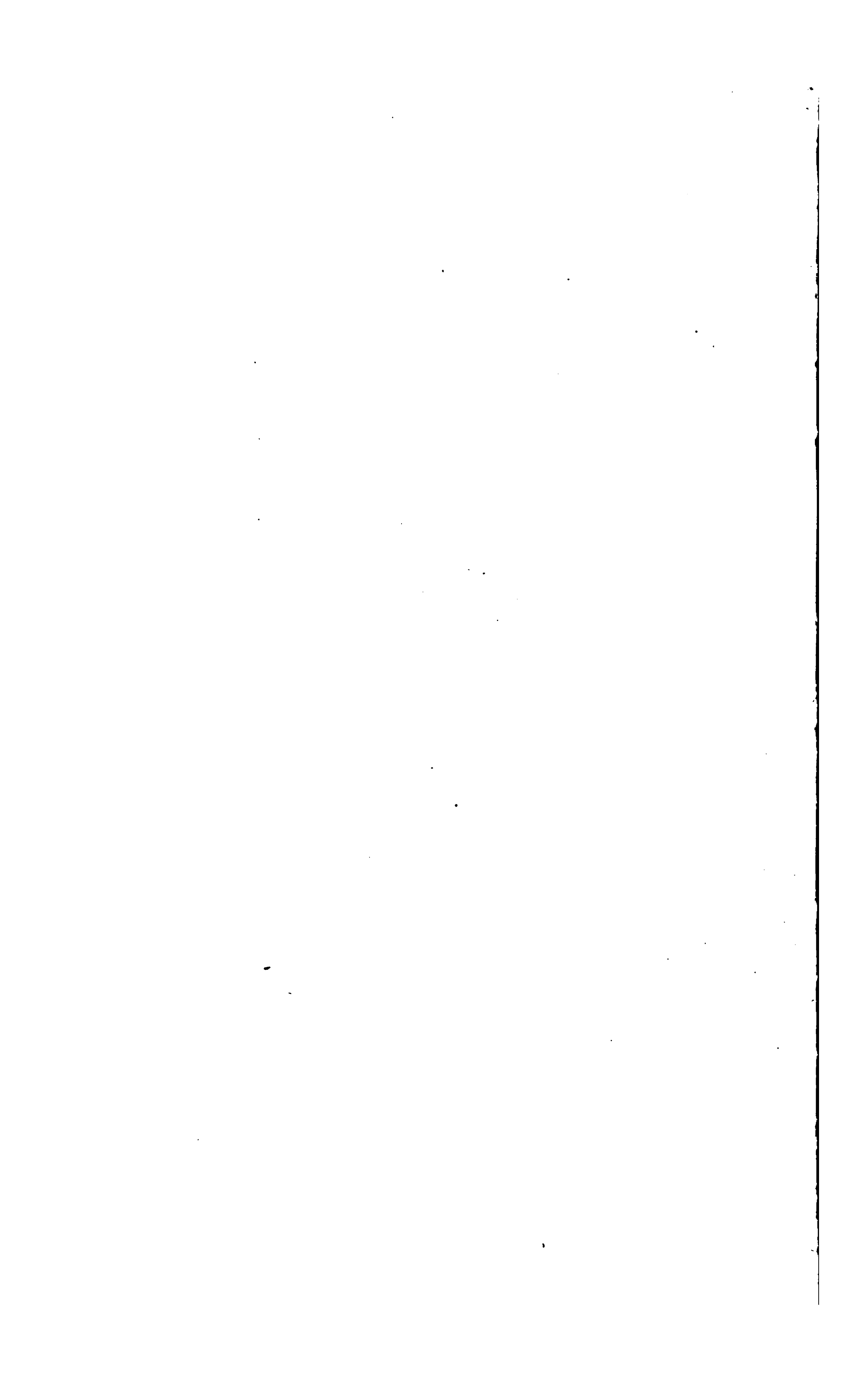
gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin

von

Herman Grimm

Erster Band.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1877.



Goethe.

Vorlesungen

gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin

von

Herman Grimm

Erster Band.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1877.

Vorbemerkung.

Diese Vorlesungen sind im Wintersemester 1874/75, sowie im folgenden Sommer, publice gehalten worden. Bei der Ausarbeitung wurden die inzwischen herauskommenden neuen Hülfsmittel benutzt, wodurch sich erklärt, warum erst 1876 erschienene Bücher ꝛc. als scheinbar zwei Jahre früher bereits vorhanden benutzt worden sind.

Baden-Baden, im October 1876.

H. G.

Inhalt.



Erste Vorlesung.

5. November 1874.

Einleitung.

Heute sind es, beinahe auf den Tag, neunundneunzig Jahre, daß Goethe zum ersten Male in Weimar erschien.

Den 7. November 1775 traf er dort ein, sechsundzwanzigjährig, auf den Ruf des Herzogs, der selber kaum zwanzig Jahre zählte.

Goethe, damals schon ein Dichter von dem in Deutschland und außerhalb die Rede war, dennoch erst jetzt auf höherem Felde die Laufbahn beginnend, auf dem er für sich und für uns das geworden ist, was mit dem einzigen Worte Goethe umgriffen wird. Von Goethe's Eintritte in Weimar ab läuft das Jahrhundert, das Goethe's Namen trägt.

Goethe hat im geistigen Leben Deutschlands gewirkt wie eine gewaltige Naturerscheinung im physischen gewirkt hätte. Unsere Steinkohlenlager erzählen von Zeiten tropischer Wärme, wo Palmen bei uns wuchsen. Unsere sich aufschließenden Höhlen berichten von Eiszeiten, wo Rennthiere bei uns heimisch waren. In ungeheuren Zeit-

räumen vollzogen sich auf dem Deutschen Boden, der in seinem heutigen Zustande sosehr den Anschein des ewig Unveränderlichen trägt, capitale Umwälzungen. Der Vergleich also läßt sich ziehen, daß Goethe auf die geistige Atmosphäre Deutschlands gewirkt habe etwa wie ein tellurisches Ereigniß, das unsere klimatische Wärme um so und soviel Grade im Durchschnitte erhöhte. Geschähe dergleichen, so würde eine andere Vegetation, ein anderer Betrieb der Landwirthschaft und damit eine neue Grundlage unserer gesammten Existenz eintreten.

Goethe hat unsere Sprache und Literatur geschaffen. Vor ihm hatten beide auf dem Weltmarkte der europäischen Völker keine Geltung. Es handelt sich bei solchen Urtheilen nicht um die Ausnahmen, sondern um die Durchschnittsmaaße. Noch im Jahre 1801, als von Goethe und sogar von seinen Schülern schon das Meiste gethan war, was für die Neugestaltung der Deutschen Sprache gethan werden konnte, spricht Carl August von der »betrübten« Deutschen Sprache, die von Schiller in die schönste Melodie gezwungen worden sei. Goethe selbst hatte sich kaum fünfzehn Jahre früher noch härter über unser Deutsch ausgedrückt.

Als Goethe zu schreiben begann, war die Deutsche Sprache so beschränkt in ihrer allgemeinen Wirkung wie es der Deutsche nationale Wille in unserer Politik war. Die Nation existirte, fühlte sich im Stillen und ahnte den Weg, der ihr bevorstände. Das war aber auch Alles. Unter den Recensionen, welche Goethe in seinen literarischen Anfängen schrieb, spricht er über den Begriff des »Vaterlandes« und begreift nicht, wie man von uns ein Gefühl wie das fordern könne, mit dem die Römer sich als

Bürger eines Weltreiches empfanden. Unmöglich dünkte uns eine nach außen gehende Bewegung. Die englische, französische und italiänische Kritik aber nahm von den Deutschen literarischen Producten nur insoweit Notiz, als unsere Autoren, im Anschlusse an die fremden Literaturen, ihre Werke gleich so erscheinen ließen, daß sie als ein Theil derselben angesehen werden konnten. Friedrich der Große galt — wenn ihm überhaupt die Ehre zu Theil ward, mitgezählt zu werden — in Paris als französischer Autor und er selbst sah sein Verhältnis nicht anders an. Französisch wurde in allen Kreisen Norddeutschlands als zweite Muttersprache gesprochen, während in Oesterreich das Italiänische vorwaltete. Erst seitdem Goethe's Werther von Engländern und Franzosen verschlungen worden war und selbst nach Italien vordrang, wurde auswärts die Möglichkeit einer Deutschen Literatur höhern Ranges zugegeben.

Versuche waren vor Goethe oft gemacht worden, die Deutsche Sprache soweit zu erheben, daß in ihr die feineren Wendungen der Gedanken Ausdruck finden könnten. Ueber den persönlichen Kreis aber ging die Wirkung nicht hinaus. Klopstock, Lessing und Winckelmann hatten ihr eignes Deutsch zu schaffen gesucht, indem sie sich die Bildung der classischen Sprachen, der französischen und der italiänischen zu Nutze machten. Alle drei aber ohne durchgreifenden Erfolg. Noch mächtiger als sie hat, neben Goethe, Herder eine Deutsche Prosa mit höheren Eigenschaften herzustellen gewußt. Er zumeist hatte Einfluß auf Goethe, als dieser, Alles zusammenfassend was vor ihm geleistet worden war und es sich zum Vortheil verwendend, das wirklich lebende Deutsch hervorbrachte, das alle

1*

Spätern bei ihm schreiben lernten. Goethe will Wieland dies Verdienst zuweisen, doch er selbst hat die übrigen Versuche zu Boden gedrückt. Seine Verse erst haben die Schillers in Fluß gebracht. Goethe hat Schlegel die Fülle verliehen, Shakspeare beinahe in einen Deutschen Dichter umzuwandeln. Goethe's Prosa ist nach und nach für alle Fächer des geistigen Lebens zur mustergültigen Ausdrucksweise geworden. Durch Schelling ist sie in die Philosophie, durch Savigny in die Jurisprudenz, durch Alexander von Humboldt in die Naturwissenschaften, durch Wilhelm von Humboldt in die philologische Gelehrsamkeit eingedrungen. All unser Briefstyl beruht auf dem Goethe's. Unendliche Wendungen, die wir gebrauchen ohne nach ihrer Quelle zu fragen weil sie uns zu natürlich zu Gebote stehen, würden uns ohne Goethe verschlossen sein.

Aus dieser Einheit der Sprache ist bei uns die wahre Gemeinsamkeit der höheren geistigen Genüsse erst entsprungen, und ohne sie wäre unsere politische Einheit niemals erlangt worden, die einzig und allein der unablässig vordringenden Thätigkeit derjenigen bei uns verdankt wird, die wir im höchsten Sinne die »Gebildeten« nennen, und denen Goethe zuerst die gemeinsame Richtung gab.

Es giebt drei große Dichter, welche vor Goethe auf die Völker, aus denen sie hervorgegangen sind, eine Wirkung gehabt haben, die mit dem Einflusse Goethe's auf Deutschland verglichen werden kann: Homer, Dante und Shakspeare. Alles was sich unter dem Begriffe »geistiger Einfluß« überhaupt denken läßt, ist von ihnen auf Griechen, Italiäner und Engländer ausgeübt worden. Von Jedem freilich in anderer Weise, dennoch so, daß der

Erfolg sie in fast gleichem Range dastehen läßt. Von jedem einzelnen Griechen, Italiäner, Engländer kann das Band gleichsam verfolgt werden, an dem er von einem dieser drei Völkerführer straff im Zügel gehalten wird. Ohne sie würden Griechenland und Italien kalte politische Begriffe sein. Homer und Dante haben die höhere Einheit Griechenlands und Italiens geschaffen, die über der politischen steht, und wer weiß, welche erhabene Rolle Shakspeare noch einmal zufallen wird, wenn bei dem Auseinanderbröckeln aller derer welche englisch sprechen, endlich nach einer höchsten Macht gesucht werden wird, auf deren Wort hin man sich dennoch vereinigt fühlen dürfe. Und wer weiß, welche Aemter Goethe für Deutschland noch vorbehalten sind in zukünftigen Wandlungen unserer Geschicke. Aber sprechen wir von dem was er bereits gethan hat. Kein Dichter oder Denker hat nach Luthers Zeiten einen in soviel Richtungen gleichzeitig wirkenden, vier aufeinanderfolgende Generationen volldurchdringenden Einfluß gehabt als Goethe. Wie völlig anders wirkte Voltaire in Frankreich. Voltaire umfaßte, der Masse nach, weit mehr. Jedenfalls arbeitete er intensiver als Goethe. Auch sind seine Schriften reicher und tiefer und augenblicklicher so lange er lebte ins Volk gedrungen. Aber es wurde ihm nicht so widerstandslos geglaubt. Er stand nicht auf der moralischen Höhe Goethe's. Voltaire zerstörte, Goethe hat aufgebaut. Goethe hat niemals für augenblickliche Zwecke eine »Partei« bilden wollen. Goethe hat seine Gegner stets gewähren lassen. Seine unsterblichen Waffen waren ihm zu lieb, um sie gegen Sterbliche zu gebrauchen. Goethe wirkte sanft und unmerklich wie die Natur selber. Neidlos sehen

wir ihm überall zugestanden, ein Mensch von höherer Begabung zu sein. Einen Olympier, der über der Welt throne, nennt ihn Jean Paul. Dem Niemand etwas geben könne, der sich selber genug sei. Goethe stand erhaben über Liebe und Abneigung. Die Wenigen, die sich als seine Feinde bekannt haben, erscheinen von Anfang an wie Leute die Mühe haben ihren Standpunkt zu behaupten, während sie heute überhaupt kaum noch begriffen werden. Und selbst was diese anlangt: es war doch für Jeden ein Glück, mit Goethe in Verbindung zu sein und es war unmöglich, ihm aus dem Wege zu gehen. —

Ueber Goethe scheint fast schon zuviel gesagt zu sein. Eine Bibliothek von Veröffentlichungen ist vorhanden, die ihn betreffen. Täglich vermehren sie sich. Keine Woche beinahe verging in der letzten Zeit, daß nicht hier oder dort dennoch wieder ein Novum von Goethe oder über ihn gedruckt wurde. Und doch, diese ihm zugewandte Arbeit bietet nur die Anfänge erst einer Thätigkeit, die in eine unabsehbare Zukunft hineinreichen muß. Goethes erstes Jahrhundert erst ist abgelaufen: keinem der folgenden aber, soweit wir die Zukunft ermessen dürfen, wird die Mühe erspart bleiben, Goethe's Gestalt immer wieder neu sich aufzubauen. Das Deutsche Volk müßte seine Natur ändern wenn das ausbleiben sollte. Es giebt seit Jahrtausenden eine Wissenschaft welche Homer heißt und die in nicht abreißender Continuität ihre Vertreter gefunden hat, seit Jahrhunderten eine die Dante's, eine die Shakspeare's Namen trägt: so wird es von nun eine geben welche Goethe heißt. Sein Name bezeichnet längst nicht mehr seine Person allein, sondern den Umfang einer ganzen Herrschaft. Jede Generation wird deren Natur

besser zu verstehen glauben. Immer »jetzt erst« wird der rechte Standpunkt entdeckt zu sein scheinen, von dem Goethe sich »völlig unbefangen« beobachten läßt. Die Ansichten über seinen Werth werden wechseln, in verschieden gearteten Zeiten wird er dem Deutschen Volke näher oder ferner zu stehen scheinen: niemals aber wird er gestürzt werden können oder sich aus sich selbst auflösen, abschmelzen wie ein Gletscher, von dem, wenn der letzte Tropfen verronnen ist, nichts mehr übrig bliebe; es sei denn, daß eintrete, was bei Homer geschah: daß nach Ablauf von Jahrtausenden, wenn unser Deutsch aufgehört hätte, eine lebende Sprache zu sein, ganz entfernte Generationen vorübergehend nicht mehr zu fassen im Stande wären, von einem einzigen Menschen sei so Vieles und so Verschiedenartiges geschaffen worden. Dann könnten Gelehrte, denen ja für einige Zeit geglaubt würde, die Idee aufbringen, daß Goethe nur als der mythische Name zu fassen sei, unter dem die gesammte geistige Arbeit seiner ganzen Epoche verstanden werden müsse.

Es konnte scheinen, als brächen heute bereits Zeiten an, in denen sich das Deutsche Volk, nachdem es in seiner Verehrung zuweit gegangen, von Goethe wieder leise entfernte. Aber es hatte nur den Anschein. Goethe fing an von Einigen für einen abgethanen Aristokraten ausgegeben zu werden, der seine Dienste geleistet habe und ruhen könne. Dergleichen ist ausgesprochen worden. Doch, was unseren Blicken an Goethe fremd zu werden anfing, war nicht er selbst, sondern nur das mit seinem Namen genannte Bild, welches die letzte Generation sich von ihm geformt hatte. Eine neue Zeit beginnt, die sich ihr eignes Bild Goethe's von Frischem schaffen muß. Sie

stürzt das alte, ihn selber aber berührt Niemand. Gerade heute wird es wichtig, sich mit ihm zu beschäftigen. Nur ein anderer Standpunkt muß eingenommen werden.

Diese Veränderung des Standpunktes ergiebt sich aus der veränderten Stellung, die wir zu aller historischen Betrachtung überhaupt in Deutschland heute einnehmen.

Bevor Deutschland vereint und frei war und politisch auf eignen Füßen stand, war das Ziel unserer historischen Arbeit ein Sichhineingraben in die Vergangenheit, aus der wir als heimliche Advocaten eines Processes, der öffentlich nicht mit dem rechten Namen genannt werden durfte, für uns eine bessere Gegenwart herzuleiten wagten. Alle geschichtlichen Werke trugen das geheime Motto: es ist unmöglich, daß es in Deutschland so bleiben könne.

Innerhalb der letzten fünfundzwanzig Jahre aber hat sich mit Hülfe dieser gelehrten Arbeit der Umschwung vollzogen, welcher jetzt als abgeschlossen zu betrachten ist. Wir besitzen eine Gegenwart, weit über unsere Wünsche hinaus. Ihre Gaben sind nicht mehr, wie früher, erst zu erhoffen oder zu erringen, sondern festzuhalten, auszubilden und auszunutzen. Mit dem Lichte dieses neuangebrochenen Tages leuchten wir jetzt anders in die Zeiten hinein welche hinter uns liegen. Wir suchen in ihnen nicht mehr Waffen die uns zur Erlangung der Freiheit dienlich werden könnten, sondern wir suchen nach dem, was, nach dem siegreich vollbrachten Kampfe um die Freiheit, uns in der gewonnenen Stellung kräftigt und uns im Besitze des gewonnenen Gutes befestigt. Wir suchen die Natur der historischen Bewegungen zu ergründen, um unsere eigene danach zu regeln.

Vieles nimmt so betrachtet nun eine neue Gestalt an. Glänzendes verblaßt, unbeachtet Gebliebenes erhebt sich zu ungeahnter Wichtigkeit. Goethe, dessen Natur jede Agitation fremd war, der, in seinen letzten Jahren zumal, wo nach seiner Meinung am meisten gefragt wurde, den Anschein einer behaglich reactionären Denkungsart hatte, nimmt als Politiker und Historiker jetzt eine andere Position ein. Wir gewahren in ihm einen von denen, die unsere heutige Freiheit am sichersten vorausgewußt und für sie vorgearbeitet haben. Wir lesen mit Staunen, wie er die revolutionäre Bewegung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sicher profezeite. Wir verstehen, warum er die abwartende Ruhe der eignen Epoche, in die seine letzten Jahre fielen, für ein unabänderliches Geschick ansah. Wir sehen, wie er die freie Zukunft seines Landes fest im Auge hielt und seine Werke in der Stille für diese Zeiten ausrüstete. Goethe's Arbeit hat den Boden schaffen helfen, auf dem wir heute säen und ärnten. Er gehört zu den vornehmsten Gründern der Deutschen Freiheit. Ohne ihn würden uns bei all unsern Siegen die besten Gedanken fehlen, diese Siege auszunutzen.

Natürlich, daß, wenn dergleichen wie eine neue Entdeckung sich herausstellt, der Lebenslauf eines solchen Mannes historisch neu zu construiren ist.

Was war Goethe, — in großen Zügen seine Gestalt hingestellt?

Unter Vielen, die mit ihm zugleich strebten, einer der Glücklichsten und Mächtigsten. Der, dem das Schicksal am offenbarsten die Wege ebnete. Ein Landwirth auf dem Boden geistiger Arbeit, bei dem niemals Mißjahre eingetreten sind, sondern immer volle Ärnten. Mochten

es dürre oder regnerische Jahre sein: Goethe hatte immer die Früchte gerade auf dem Felde, denen das zu Gute kam. Sein Fortschreiten ist nie durch unnütze Aufenthälte unterbrochen worden, auf die er wie auf verlorene Zeit hätte zurückblicken müssen. Er war gesund, schön und kräftig. Er hat immer ganz im Dasein der Gegenwart dringesteckt die ihn umwebte, und ist zugleich dem allgemeinen Fortschritte der Menschheit um ein gutes Stück stets vorausgewesen. Er hat ein volles Menschenschicksal bis zum letzten Tage in ansteigender Entwicklung durchgemacht.

Diese Quantität seiner Lebensjahre ist wohl zu beachten. Goethe hat das doppelte Leben durchmessen, dessen zweite Hälfte für die Durchführung des in der ersten Hälfte Begonnenen so wichtig ist. Er hat die Eroberungen seiner Jugend, als sein eigener Erbe und Thronfolger gleichsam, zu einer ruhigen, festen Herrschaft ausbilden dürfen. Wenigen war dieser Vortheil gegönnt. Lessing und Herder ist die zweite Hälfte ihres Lebens verkümmert worden. Schiller begann schon leise zu sterben als er eben anfangen wollte recht zu leben, sich auszubreiten und frei seine schöpferische Kraft auszubeuten. Die Namen so vieler Andern sind uns geläufig, die vor dem vierzigsten Jahre schon ihre Laufbahn unterbrechen mußten, während sie eine Kraft zu besitzen schienen, die durch das Doppelte nicht zu erschöpfen gewesen wäre. Es ist wunderbar zu beobachten, unter welch zweifelhaften Aspecten auch Goethe in diesen zweiten Theil seiner Lebensherrschaft eintrat. Er schien sich geistig erschöpft zu haben. Wir lesen in vielen Aeußerungen aus den Abschlußjahren des vorigen Jahrhunderts und aus dem ersten Beginne des unsrigen, wie seine Freunde in Weimar und seine

Verehrer überall in Deutschland sich hineingefunden hatten, einen alternden Mann in ihm zu sehen. Den kühlen, mehr und mehr der Ruhe sich zuneigenden Geheimerath mit dem Doppelkinne. Vorüber die Feuerzeiten seiner Jugend. Er sucht in vornehmer Bequemlichkeit sich die Menschen und die Verhältnisse vom Leibe zu halten. Er geht dem aus dem Wege was an die alten Zeiten erinnert. Er sieht seine alten Freunde Jacobi's in Düsseldorf wieder, er will ihnen etwas lesen, man giebt ihm die Iphigenie in die Hand: er legt das Buch fort, es ist ihm zuwider die alten Gefühle wiederanzurühren. Nur Zufall, wenn etwas von den Versen, die er hier und da noch liefert, an das erinnert was einst in ihnen entzückte. Das erfahren selbst die, welche ihm am nächsten standen. Sie bedauern ihn, aber sie müssen diesen Wechsel allgemein menschlichem Maaße nach als einen natürlichen ansehen. Und um ihn her war eine thatbegierige neue Generation aufgewachsen, um die er sich kaum kümmert, und der selber nichts lieber gewesen wäre, als die lästig werdende Autorität des alten Dictators abzuschütteln. In Folge der französischen Revolution walteten ungünstige, neu geartete Zustände in Deutschland, in die einzugreifen, ja, die nur zu verstehen, Goethe nicht mehr gegeben schien. Schiller war der Mann des Tages, und, nachdem er fortgegangen, schien Niemand mehr da, der seine und des ehmaligen Goethe Stelle einnähme.

Da erhebt sich Goethe wieder. Faust erscheint. Im neuen Jahrhundert steht Goethe mit diesem Gedichte auf in Deutschland als wäre es zum ersten Male. Niemand hatte so Großes erwartet. Abermals reißt er die Jugend mit sich fort, während die Aelteren sich zu ihm zurückwenden. Jetzt

erst nimmt er ganz und gar von Deutschland Besitz. Es hatte immer noch Männer bei uns gegeben, denen er nicht näher gekommen war: dem Freiherrn von Stein war bis dahin noch nichts von Goethe bekannt gewesen. Jetzt erst lernt Stein ihn kennen. In anderer Weise als früher zeigt sich nun Goethe's Einfluß. Nach allen Seiten hin gewinnt er die Uebermacht. Es scheint, als habe es jetzt nur bedurft, daß er die Hand ausstreckte, um seine Macht fühlbar zu machen.

Goethe, was die äußeren Gaben des Schicksales anlangt hat Glück gehabt: er kam immer zur rechten Zeit, und die rechte Zeit hat für ihn gedauert so lange sie Sterblichen überhaupt dauern kann.

Nun aber das Höchste: die inneren Gaben des Schicksals: hier sehen wir eine harmonische Entfaltung geistiger Kraft, die auch Anderen vor ihm vielleicht zu Theil geworden ist, die sich bei Niemandem aber beobachten läßt wie bei ihm.

Es ist als hätte die Vorsehung ihn, damit durch nichts seine Entfaltung gestört werde, in die simpelsten Verhältnisse versetzen wollen. Mit drei Worten ist sein gesammter bürgerlicher Lebenslauf berichtet.

Reicher Leute Kind in Frankfurt, macht er, nach zurückgelegten Universitätsjahren, in seiner Vaterstadt, einer verkommenen freien Stadt, den Versuch als Advocat einzutreten. Begegnet zufällig dann einem eben majorenn gewordenen Fürsten, dessen Vertrauen er gewinnt, halb noch wie das eines Kindes, und dem er nach Weimar folgt, um dort als erster Minister und Hofdichter einzutreten.

Niemals ist Goethe etwas Anderes gewesen, in der Folge, als erster Minister und Hofdichter zu Weimar. Un-

unterbrochen beinahe hat er dort gehaust. Seine gesammte Geschichte liegt darin begriffen.

Nun aber sehen wir, wie er mit den Jahren die erst äußerlich ihm zufallende Stellung so lange modelt, bis sie ihm ganz und gar auf den Leib paßt. Dann, wie er Weimar selbst umgestaltet, das er allmälig zu dem seiner Individualität völlig zusprechenden Boden macht, in den er mit weitausgebreiteten Wurzeln hineinwuchs, aus dem er endlich die literarische Hauptstadt Deutschlands schuf. Goethe war von dem Tage seines ersten Erscheinens an das ideale Centrum seines neuen thüringischen Vaterlandes und hat es mit sich zu unsterblichem Ruhme emporgehoben.

Und nun dürfen wir Schritt für Schritt verfolgen, wie das geschah.

Goethe war nicht der in Träume verlorene Poet oder der hinter abgeschlossenen Thüren sitzende Schriftsteller den Niemand stören durfte. Sein dichterisches Schaffen vollzog sich unmerklich als eine kaum Zeit in Anspruch nehmende Nebenarbeit, von der wenig die Rede sein darf, als thue das dem Abbruch, was Goethe mit gesammter Kraft, wie es schien, als Aufgaben des täglichen Lebens absolvirte. Goethe war immer und war für Jeden zu haben. Als Advocat in Frankfurt, als Minister in Weimar. Um Recht und Verwaltung, bis in die gemeinsten Details hinein, kümmerte er sich unablässig und trat mit voller persönlicher Macht aus eigener Kenntniß der Dinge da ein, wo es sich darum handelte, gemeinnützige Maaßregeln zu berathen oder durchzuführen. Goethe war der erste Verwaltungsbeamte in den weimarischen Landen und ist es geblieben, auch nachdem er dem Anscheine nach sich

von den Geschäften zurückgezogen. Er empfing nicht bloß das Gehalt eines Ministers, er that auch Arbeit dafür. Immer trägt er das Schicksal des Herzogs und des Landes als das im Herzen, wofür er einzustehen hatte. Immer ist, bis zuletzt, Goethe's persönliches Regiment neben dem des Großherzoges hergelaufen. Wenn er von den wissenschaftlichen Instituten Jena's redet, ist ihm ebenso natürlich, statt »unsere« »meine« Institute zu sagen.

Neben dieser Thätigkeit als vornehmster, verantwortlicher Beamter, eine zweite als Gelehrter.

Kein Gebiet hier (die rein mathematischen Wissenschaften vielleicht allein ausgenommen), auf dem er die Fortschritte nicht verfolgte. Als Naturforscher wie als Historiker — um mit diesem Worte den Umfang alles philologisch-philosophischen Wissens am einfachsten zu ziehen — arbeitete er mit solchem Eifer und Erfolge, daß seine Leistungen nach der einen oder der andern Richtung hin genügt hätten, das Leben eines Mannes überhaupt auszufüllen. Seine Entdeckungen sind bekannt. Der Werth seiner Mitarbeiterschaft und Theilnahme war den Gelehrten unschätzbar. Eine Reihe von Sprachen war ihm geläufig und noch im Alter wußte er sich neuer zu bemächtigen. Die Fürsorge für eine Universität lag ihm ob, die ihrer Zeit von bei weitem größerer Wichtigkeit in Deutschland war als sie heute sein kann, auf der er Anstalten für wissenschaftliche Zwecke hervorrief oder förderte, wo er die öffentliche Kritik organisirte und ihre Leitung in Händen behielt.

Und zu diesen Aemtern, für lange Jahre, die Direction des Weimaraner Theaters, bei dem peinlichsten Einstehen, auch hier, für technische und aesthetische Einzelnheiten

Und schließlich alles dies doch wieder nur Nebensache neben den Obliegenheiten seines scheinbar höchsten Amtes, das den Zeitgenossen als der eigentliche Zweck seines Lebens erschien: der unablässige intime Verkehr mit unzähligen Personen jedes Alters und jeder Lebensstellung.

Goethe ohne es zu wollen drängte sich in die Gedanken der Menschen ein.

Von ihm ist unablässig die Rede in Weimar vom ersten Tage seines Erscheinens dort bis zum letzten seines Lebens. Jeder dort weiß immer von ihm und hält nach ihm hin Augen und Ohren offen. Wenn in Weimar nicht von Goethe gesprochen wird, so ist das nur der Fall, weil es eben unmöglich war, immer nur ihn im Munde zu führen. Wo wir einen Brief finden, der im Laufe seines Lebens aus Weimar geschrieben worden ist, suchen wir unwillkürlich gleich die Stelle darin, die von Goethe handelt, und wundern uns wenn sie fehlt. Wissen die Leute nichts Besseres zu sagen, so melden sie wenigstens ob Goethe anwesend oder ob er verreist sei. Und zwar das Letztere als den anormalen Zustand: als habe man ein Recht auf seine Gegenwart. Seine geistige Gegenwart aber schien man in ganz Deutschland in Anspruch zu nehmen. Immer wieder treten von ungeahnter Seite neue Beweise hervor für die Ausdehnung des Verkehrs in welchem Goethe mit seinen Zeitgenossen gestanden hat. Liest man seine Correspondenz, von der sicherlich die größere Hälfte noch ungedruckt ist, so meint man, Goethe habe nichts zu thun gehabt, als unablässig Briefe zu empfangen und zu beantworten, welche sämmtliche Interessen betrafen die innerhalb einer Epoche im Umlaufe sind. Mit einer Gewissenhaftigkeit, Feinheit, Sicherheit, Behen-

digkeit und zugleich mit einem inneren Behagen, welches ihn niemals als belästigt, sondern stets als in der besten Laune erscheinen läßt, hält er alle diese Fäden in seinen Händen und nimmt unablässig neue hinzu, eine Leistung, die ihn nach dieser Richtung allein schon als mit übermenschlicher Kraft ausgerüstet erscheinen läßt. Jeden behandelt er, oft mit rührender Selbstverläugnung, seiner Natur gemäß. Jeder der mit Goethe in Berührung kam stellte mit seinem Herzen die höchsten Anforderungen an das seinige und Goethe ist allen gerecht geworden. So eingehend befaßt er sich mit Jedem, als habe er auf Erden nichts weiter zu thun als gerade das. Mit Jedem verhandelt er, als sei dessen Specialität auch die seinige einzig. Er gewinnt Jedermanns Vertrauen, die Menschen werden hingebend wie Kinder ihm gegenüber und er nimmt Jeden auf als berührte ihn nichts so nah als dies eine Schicksal. Goethe nur einmal im Leben gesprochen zu haben, einen Brief von ihm empfangen zu haben, finden wir als glänzendste Lichtpunkte im Leben Vieler, von denen man im Uebrigen nicht sagen kann daß ihr Leben lichtlos gewesen sei.

Ich sprach von dem Beginne der zweiten großen Lebensperiode Goethe's:

Vierzig Jahre lang hat Goethe als geistiger Autokrat von Weimar aus Deutschland so regiert. An allen Höfen gleichsam hat er Gesandte gehabt, die für seine Rechte eintraten. Man hat ihn spöttisch den »Kunstpabst« genannt: er repräsentirte etwas, das sich so nennen ließ, Kunst im weitesten Umfange genommen. Es ging eine unwiderstehliche Uebergewalt von ihm aus. Seine Gunst und Zustimmung waren bei Unternehmungen höherer Art nicht

gut zu entbehren. Er ertheilte sie nicht immer bedingungslos, er verweigerte sie zuweilen. Er hatte seine feste Politik, seine hergebrachten, begründeten Ueberzeugungen. Jetzt erst, im neunzehnten Jahrhundert, begann bei uns die ruhige Verbreitung der »Sprache Goethe's«, die nun von Goethe selber als ein festes Idiom angewandt wurde.

Und all diese Macht auf natürlichem Wege, langsam wie Bäume wachsen, erworben, ohne die leiseste Anwendung literarischer Reclame. Goethe hatte einen solchen Widerwillen dagegen, sich dem Publicum aufzudrängen, daß ihm oft genug die Geflissentlichkeit zum Vorwurf gemacht worden ist, mit der er sich zurückzog. Seine ruhig ausharrende Persönlichkeit ließ die Gegenbestrebungen zu Boden sinken. Es ist zu Goethe's Gunsten von Anfang an viel geschrieben und gesprochen worden: es hätte ungedruckt und ungesagt bleiben können, ohne an seiner Machtstellung zu ändern.

So stirbt er endlich in hohem Alter. Das Land war erschüttert von seinem Verluste. Man kam sich verlassen und verwaist vor. Dann aber mußte man sich helfen ohne ihn, und schließlich: man half sich. Denn all das was ich eben aufzählte als Goethe's Thätigkeit war sterblich wie er selber.

Nun aber, das was unsterblich ist: wie ein mächtiger Strom, auf dem weder gesät noch geärntet wird, aber der die gewaltige Ader ist, die das Land belebt, ohne die ein Volk stumm und verlassen wäre, so belebt und beherrscht Goethe's Gefilde der Strom seiner Dichtung. Mag er sich noch so sehr dem Gewühl der Menschen und der Geschäfte hingeben: einsam ist er zu gleicher Zeit und nur das bewegt seine Einsamkeit, was er da, aus

eigner Kraft, zu unsterblicher Dauer geschaffen hat. Goethe hatte die uns unbegreifliche Fähigkeit, in zwei Welten zugleich zu leben, die er völlig verbindet und dennoch zugleich völlig von einander getrennt hält. Stück für Stück werden seine irdischen Schicksale für unsre Blicke sich zusammenziehen. Mit immer einfacheren Worten wird man sie abthun. Immer einsamer wird er dazustehen scheinen und endlich nichts übrig bleiben, als Goethe, der Schöpfer von Gestalten von ewiger Jugendkraft.

Wer davon redet, daß Goethe's Epoche vergangen sei, der frage sich: würden wir in Deutschland Iphigenie, Egmont, Faust, Gretchen, Clärchen, Dorothea irgendwie heute entbehren können? Fangen sie an zu verblassen? Klingt was sie sagen wie alte abgeleierte Melodien? Sind sie wie Puppen, mit denen das Volk genug gespielt hat? — So wenig wie Homers Achill und Odyß, oder Shakspeare's Hamlet und Julie! Goethe lebt nicht mehr: als uralter Mann ist er nun bald funfzig Jahre todt, Shakspeare seit zweihundertfunfzig, Homer seit dreitausend Jahren: aber ihren Kindern haben sie eine unvergängliche Jugend mitgegeben: deren Blut fließt immer noch warm und feurig und sie haben nichts von ihrer ersten Kraft eingebüßt. Wenn wir, die wir heute hier sind, als alte Leute vielleicht einmal im Theater sitzen, wird irgend ein achtzehnjähriges Gretchen über die Bühne gehen als käme es zum ersten Male, und wird Augen, von denen heute Niemand weiß, Thränen entlocken als seien es die ersten die um sein Schicksal geweint werden. Das sind Homer, Shakspeare und Goethe selber, die in ihren Gestalten unsterblich fortlebend uns ans Herz greifen. So lebendig sind ihre Geschöpfe, daß wir fast meinen, die

Natur habe sie gesetzmäßig hervorgebracht und nicht die grübelnde, erfindende Phantasie eines Dichters sie wie aus dem Nichts hervorgerufen.

Die Zeiten aber, in denen Goethe uns so fern stehen wird, sind weiter Zukunft vorbehalten. Einstweilen freuen wir uns des Ueberflusses, den wir an Nachrichten aus seinem Leben haben. Eine unserer wichtigsten Aufgaben bleibt, aus dieser Masse heraus das Bild Goethe's zu gewinnen, das uns am meisten fördert und dem wir am meisten vertrauen.

Dies Bild uns zu formen, wollen wir nun den Versuch machen.





Zweite Vorlesung.

Plan der Vorlesungen. Goethes erste Frankfurter Zeiten. Studium der Rechte in Leipzig. Uebergang nach Straßburg.

Goethe's Leben theilt sich in zwei den Jahren nach ungleiche Hälften: die Frankfurter Zeit, 1749—1776, und die Weimaraner Zeit, 1776—1832.

In die Frankfurter Zeit fallen die Anfänge fast all seiner Werke ersten Ranges. Zur öffentlichen Erscheinung gebracht werden in ihr Werther, Götz und Clavigo.

Die Weimaraner Zeit muß noch einmal getheilt werden. Ein Ganzes für sich bilden die ersten zehn Jahre, vom 26. bis 36. seines Lebens. Goethe, als er nach Weimar ging, hatte es aufgegeben, Dichter zu sein vor allen Andern: es herrscht der ernstliche Vorsatz bei ihm, nun, da er im Dienste eines Fürsten eine höchst verantwortliche Stellung übernommen hatte, seine ganze Kraft dem zu widmen was der Herzog und das Land von ihm verlangen durften. Nur die Nebenstunden bleiben für dichterische Arbeiten übrig. In dieser Epoche wird fertig gebracht Iphigenie in ihrer prosaischen Gestalt. Tasso, Egmont, Wilhelm Meister und Faust — sämmtlich aus Frankfurt mit herübergetragen — werden fortgeführt.

Jetzt folgt das nur einzige, in die Mitte der beiden

Weimaraner Epochen fallende Jahr in Italien: wir können diese inhaltreiche Zeit, 1786 und 1787, als Abschluß der ersten oder als Beginn der zweiten ansehen. In ihr empfangen Iphigenie, Tasso und Egmont eine neue, vollendete Form. Wilhelm Meister und Faust werden gefördert.

Goethe kehrt nach Weimar zurück und die ausgedehnte letzte Periode seines Lebens nimmt dort ihren Anfang. Der Zwiespalt in seiner Brust über das, was er selbst und Andere von ihm fordern könnten, ist gehoben. Eine ruhige Weiterentwicklung bis zur letzten geistigen Höhe und Klarheit vollzieht sich, unabhängig von äußeren Verbindungen. Auch das Zusammengehen mit Schiller, das auf eine Reihe von Jahren so tief eingriff, bildet keinen Abschnitt für sich.

In dieser langen Jahresreihe folgen nun auf einander der endlich abgeschlossene Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, Die natürliche Tochter, das Buch über Winckelmann, Die Wahlverwandtschaften, Dichtung und Wahrheit, Die Italiänische Reise, Der Westöstliche Divan und Faust.

Immer begegnen wir Faust. An ihm beginnt Goethe als Student und hört nicht wieder auf an ihm fortzubilden. Das Ende wurde handschriftlich hinterlassen und erst nach seinem Tode gedruckt.

Halten wir nun daran fest, bei dem geschichtlichen Aufbau des Lebens Goethe's immer an die Werke anzuknüpfen, welche im Laufe der drei Epochen zur Erscheinung oder Vollendung kamen, und zwar in der äußern Folge in der dies geschah, so gewinnen wir auf die einfachste Weise den Plan für diese Vorlesungen. Meine Darstellung beruht deshalb nicht auf einer besonderen, mir eigenthümlichen

Eintheilung des Stoffes, sondern schließt sich den natürlichen Abschnitten des Lebens und der fortschreitenden Thätigkeit Goethe's an. —

Das Material, welches uns für die Betrachtung Goethe's zur Verfügung steht, ist ein sehr ausgedehntes. Hier wird, um einen Ueberblick zu geben, meine Eintheilung schon eine willkürlichere; aber es kommt wenig darauf an, welche Kategorien wir bilden, wenn von diesen nur Alles umfaßt wird. Ich scheide den Stoff in zwei Massen: die eigenen und die fremden Zeugnisse.

Nehmen wir die fremden Zeugnisse zuerst.

Aus der alles gewöhnliche Maaß übersteigenden Ausbreitung des Verkehres, in welchem Goethe bis zu seinem Tode mit mehreren Generationen der Mitlebenden gestanden hat, ergiebt sich, welch ein Feld zu durchforschen sei. Kaum hat während der funfzig Jahre, während deren wir Goethe im vollen Besitze seiner Macht sehen, ein bedeutender Mann in Deutschland gelebt, dem, sei es aus persönlicher Bekanntschaft mit dem Dichter oder aus der mit seinen Werken, nicht einmal im Leben die Gelegenheit, wir können fast sagen: aufgedrungen worden wäre, zu formuliren, wie er zu Goethe stehe. Diese Urtheile, Bekenntnisse, oder in welcher Gestalt sonst man sich aussprach, sind öfter gesammelt worden und ganze Reihen solcher geistigen Wechselbeziehungen zum Gegenstande besonderer Untersuchungen gemacht: dennoch stehen wir hier noch nicht am Abschlusse auch nur der vorläufigen Arbeit und es wird, bei ununterbrochen sich mehrender Ausbeute, von vielen Seiten fortgearbeitet.

Goethe's eigene Zeugnisse dagegen sind dreierlei Art.

Erstens, die Werke, als wichtigste Gradmesser für die wachsende Kraft; zweitens, die Tagebücher und Briefe, als unverfänglichste Documente für die einzelnen Tage und Stunden; drittens, die eignen biographischen Versuche, als Beweise wie sein Leben als vollendetes Werk vor Goethe's Blicken selber stand.

Auch diese zweite Abtheilung des Stoffes bietet sich in enormem Umfange dar und ist noch bei weitem nicht völlig zu unserer Kenntniß gebracht. Goethe's Werke liegen in vielen Ausgaben vor, aber nur einige wenige seiner Dichtungen verfolgen wir durch alle Stadien ihrer Entwicklung. Von Briefen und Aehnlichem fehlt noch viel. Ganze Correspondenzen werden noch zurückgehalten oder liegen nur in verstümmelter Form vor, und seine Tagebücher sind nur zum kleinsten Theile bekannt.

Das aber was wir besitzen gewährt soviel, daß es schon der Erfahrung bedarf, um sich darin zurechtzufinden. Goethe's Eigenthümlichkeit war, unablässig über sein Thun und seine Gedanken sich selbst und Andern Rechenschaft abzulegen. Es ist als hätte die Natur vorausgesehen, wie einmal jede Stunde dieses Lebens von Wichtigkeit sein könne, und Goethe deshalb mit einer ganz außerordentlichen Fähigkeit ausgestattet, unseren Wünschen hier entgegenzukommen. Goethe war das größte Reporter-Genie, Feder und Papier sein angeborenes Werkzeug. Das Höchste wozu sich seine Begeistrung steigert, wenn er, mit sich allein und dem Eindrucke der Dinge hingegeben, nach einer Aeußerung seiner Gefühle sucht, ist — falls seine Gedanken nicht zum Gedichte werden — daß er so treu als möglich niederschreibt wie ihm zu Muthe sei. Uns heute ist die dem vorigen Jahrhundert so natürliche Vertrautheit mit

Feder und Papier längst in dem Maaße abhanden gekommen, daß es eines besonderen Hinweises auf diese Eigenthümlichkeit früherer Generationen bedarf. Im Momente der Empfindung selber suchte man, mit Worten nachzeichnend was man fühlte, ihren Genuß zu erhöhen. Nicht im Gedanken an Andere zuerst, sondern für sich selber; nicht in der Absicht, mit diesen Papieren später bestimmte literarische Wirkungen zu erzielen, sondern nach Feder und Papier greifend als sei es unmöglich, zu empfinden ohne niederzuschreiben was empfunden wird.

Solcher Seiten haben wir eine Fülle von Goethe's Hand. Manche seiner Werke sind wie aus ihnen zusammengesetzt. Keines das nicht innere Erlebnisse Goethe's enthielte, von den Händen seiner Phantasie umgeformt, bis das Individuelle herausgearbeitet und in allgemeine Linien aufgelöst worden ist. Die verschiedenen Personen derselben Dichtung sind oft immer nur Goethe selbst wieder, so daß in manchem Dialoge Goethe nur mit sich selbst redet. Deshalb bilden Goethe's Werke, wenn sie nicht durch indiscrete Deutung mißbraucht werden, einen so wichtigen Bestandtheil des Materiales für die Geschichte seines Lebens. —

Mit der Betrachtung dieses Lebens beginne ich jetzt.

Als Quelle für die Kenntniß der ersten Frankfurter Epoche hat Dr. Salomon Hirzel in Leipzig in einer vorzüglichen Zusammenstellung alle Kategorien der eigenen Zeugnisse Goethe's herausgegeben. Hirzel besitzt die umfangreichste Sammlung Goethe'scher Drucke und handschriftlicher Reliquien. Seine von Zeit zu Zeit als Manuscript erscheinenden chronologischen Verzeichnisse dieser

Goethebibliothek waren längst ein unentbehrliches Hülfsmittel. Jetzt hat er Briefe und Werke, beide der Zeitfolge nach geordnet, in drei Bänden gedruckt, und zwar die Werke in ihrer ursprünglichen frühesten Fassung, während sie heute gewöhnlich in den später von Goethe gemachten Ueberarbeitungen gelesen werden. Was bisher dem größern Publikum überhaupt kaum, in manchen Fällen Niemand als nur Hirzel allein in seltenen vergilbten Ausgaben und Blättern zu Gesichte kam, ist Jedermann nun zugänglich gemacht worden.

Hauptquelle für die Anschauung der Kindheit und der Jünglingszeiten Goethe's bleibt jedoch neben selbst dem Wichtigsten was jene authentischen Actenstücke bieten könnten, Goethe's eigene Erzählung, die unter dem Titel »Wahrheit und Dichtung« in aller Welt Händen ist. Man hat sich an diesen Namen »Wahrheit und Dichtung« so sehr gewöhnt, daß die wieder zu verdienter Ehre gebrachte, ursprüngliche Fassung »Dichtung und Wahrheit« nur allmälig durchdringen wird. Riemer, Goethe's Secretär, hatte die Umstellung eintreten lassen. Zuerst finden wir sie auf G. von Loepers neuester (und bester) Ausgabe des Werkes wieder.

Goethe verfaßte seine Selbstbiographie auf Grund unzureichenden Materiales. Er war fast sechzig Jahre alt als er sich ernstlich daran machte. Sorgfältig pflegte er zu sammeln und in Ordnung zu halten was irgend von Wichtigkeit für seine Erinnerung sein konnte, und trotzdem mußte er jetzt eine selbstverschuldete große Lücke bedauern. Im Jahre 1797, vor einer, weil der Krieg dazwischen kam nicht zur Ausführung gebrachten (zweiten) Reise nach Italien hatte er alle bis dahin an ihn gerichteten Briefe

verbrannt. Uns heute erscheint der Verlust nicht so groß, da uns Goethe's eigene Briefe, die allmälig hervorkamen, zu Gebote stehen: allein von diesen konnte er selber gewiß damals nur Weniges benutzen, da er erst später die Gewohnheit annahm, Abschriften seiner Briefe zurückzubehalten. Was er aus uns heute unbekannten Quellen geschöpft habe, wird später einmal das Goethearchiv offenbar werden lassen, zu dem noch Niemandem der Zutritt offen steht. Die Goethe'schen Erben, geleitet von Motiven die nicht bekannt sind, halten den Nachlaß ihres großen Vorfahren unter Verschluß und erschweren dadurch die auf eine allen Ansprüchen genügende Ausgabe der Werke gerichtete Arbeit in hohem Grade. Da diesen für das Deutsche Volk so wichtigen Papieren auf dem bisherigen Wege nicht beizukommen war und da öffentliche Beschwerden fruchtlos gewesen sind, so bleibt nur die Hoffnung übrig, daß vielleicht Versuche unserer obersten Behörden, den Inhalt des Goethe'schen Hauses mit diesem selber im vaterländischen Interesse anzukaufen, zu einem Resultate führen.

Was Goethe von dieser Seite her für seine Arbeit besaß, wissen wir also nicht. Dagegen läßt sich an manchen Stellen seines Werkes offen erkennen, daß die Ereignisse in seiner Erinnerung eine mythische Gestalt angenommen hatten. Wiederum aber vermögen wir doch nicht zu beurtheilen, ob die gleichsam organische Verwirrung hier anzunehmen sei, welche immer entsteht wenn die Erinnerung allein über Längstvergangenes zum Bericht veranlaßt wird, oder ob Goethe, weil er in seiner Biographie zugleich ein Kunstwerk liefern wollte, absichtlich frei mit dem Verschieben der chronologischen Daten und

des Inhaltes der Ereignisse vorging. Genug, daß solche Verschiebungen sich nachweisen lassen.

Es könnte nun scheinen, als habe Goethe aus dem Gefühle dieser Sachlage heraus den Titel »Dichtung und Wahrheit« gewählt und der »Dichtung« deshalb die erste Stelle gegeben.

Dem jedoch ist nicht so. Nirgends läßt sich nachweisen, daß Goethe seinen Erlebnissen etwas »zugedichtet« habe. Nirgends gewahren wir eine Verletzung des wahrhaftigen Colorits. Wo neue Quellen heute sich aufthun, bestätigen sie meist Goethe's Erzählung. Was sich an Irrthümern oder Umgestaltungen aufbringen läßt, ist geringfügig neben der großen Masse der mit zutreffender Wahrheit geschilderten Ereignisse und Charaktere. Wir besitzen in Goethe's Selbstbiographie eine Erzählung, welche durch und durch als eine wahrhaftige bezeichnet werden kann.

Allerdings klingt die Zusammenstellung der beiden Worte »Dichtung und Wahrheit« herausfordernd genug. Dies ist sogleich von den Freunden Goethe's empfunden, sowie von seinen Gegnern ausgebeutet worden und hat endlich zur Folge gehabt, daß Goethe, welcher auf dergleichen sonst nie Rücksicht nahm, sich über seine Absichten erläuternd ausgesprochen hat. An verschiedenen Stellen ist dies geschehen, so daß heute keinem Zweifel unterliegen kann, was bei dem Titel »Dichtung und Wahrheit« gemeint war: Goethe wollte sagen, daß er aus seinem Leben nur die Thatsachen zur Erzählung ausgewählt habe, welche seinem rückwärts sehenden Auge als Stufen seiner höheren Entwicklung erschienen. Indem er das Uebrige fortließ, empfing das von ihm Gewählte eine einfachere, edlere, mehr künstlerische Structur, bedurfte eigener Übergänge

und gestaltete sich in diesem Sinne zur Dichtung, der gleichwohl die Wahrheit nicht abging.

Dieses Verfahren aber hat nicht allein die Schönheit, sondern auch den Werth des Buches nur erhöht. Es ist wichtiger für uns, zu sehen, wie Goethe'n die Tage seiner Kindheit und seines Jünglingsalters im Verhältnisse zu seinem gesammten Lebenslaufe in der Seele sich abspiegeln und wo er die ersten Schritte seiner späteren Bahn erkennt, als wenn uns von ihm oder von Andern massenhaft actenmäßig sichere Notizen über seine Vergangenheit zu Gebote gestellt worden wären, aus denen heraus, durch bloße Schichtung, sich niemals ein organisches Gefüge entwickeln könnte.

Goethe, indem er sein Leben so als Dichtung und Wahrheit darstellt, giebt nur den Inhalt seiner Frankfurter Zeit. Die Erzählung reicht bis zu seiner Abreise von Frankfurt nach Weimar im Jahre 1775. Ihm däuchte es genug gethan, vielleicht auch allein möglich, in seinem Berichte bis zu dem Punkte vorzuschreiten, wo sich das Kind zum Manne entwickelt hatte. Für die Darstellung seines späteren Lebens wählt er die annalistische Form. Er giebt nach bestimmtem Schema ausgefüllte Jahresberichte. Der Vergleich beider Methoden läßt recht erkennen, wieviel wir der früheren verdanken.

Dichtung und Wahrheit hat am meisten dazu beigetragen, den Jugendzeiten Goethe's in unseren Augen das entschiedene Uebergewicht zu geben, das heute dahin geführt hat, neben der Gestalt des ganzen, großen Goethe die des »jungen Goethe« als besondere Schöpfung in unserer Literaturgeschichte aufzurichten. Ohne Dichtung und Wahrheit würden Hirzels drei Bände kaum verstanden wer-

den. Vielleicht wäre es gut gewesen, sie als vierten dazuzudrucken. Die Briefe allein lassen uns nicht begreifen, was es bedeute, diese anfänglichen Arbeiten von alterthümlichem Gepräge wieder hervorgeholt zu haben, von denen Goethe später selbst doch feststellte, in welchen Abänderungen sie gelesen werden sollten.

Goethe's Weimaraner Leben empfängt neben dem Sonnenglanze, der aus Dichtung und Wahrheit uns entgegenströmt, einen Schleier der die Farben abschwächt. Selbst die »Italiänische Reise«, in der sein Leben in den für ihn vielleicht wichtigsten Jahren mitgetheilt wird, kommt nicht dagegen auf. Soweit ich die Literaturen kenne giebt es überhaupt nur eine einzige Arbeit, welche mit Dichtung und Wahrheit concurriren könnte: vielleicht diejenige zugleich, welcher Goethe die Methode ablernte: Jean Jacques Rousseau's »Confessions«, in denen er auch nur die erste Hälfte des Lebens erzählt und in denen dieselbe wunderbare Verschmelzung des Allgemeinen und des Individuellen herrscht, die hervorzubringen großen Dichtern allein gelingen kann. —

Es ist bekannt, daß Goethe den 28. August 1749 in Frankfurt am Main zur Welt kam. Das väterliche Haus am Hirschgraben steht noch. Von innen und außen in veränderter Gestalt, aber durch die Gesellschaft welche es angekauft hat, in den alten Stand gesetzt, auch mit vielerlei Reliquien angefüllt. Was die früheren Veränderungen anlangt, so bildet die Erzählung des Umbaues, welchen Goethe's Vater in der seinem Charakter entsprechenden wunderlichen Pedanterie vornahm, eine der bekanntesten Episoden in Dichtung und Wahrheit. Schon Goethe's

Mutter verkaufte das Haus. Heute steht nicht einmal mehr fest, in welcher Stube Goethe gewohnt hat.

Eine Mansardenstube, über die freilich solange wir nur in seinem Buche darüber lesen oder nur die Briefe vor uns haben, die daraus datirt sind, kein Zweifel bei uns walten kann. Er beschreibt den Blick vom Fenster aus, über den fließenden Brunnen unten im eigenen Hofe, über fremde Häuser und Gärten hin bis zum Horizonte hinüber. Man glaubt mit die Luft zu athmen, die da zu ihm einzog, und die Wolken schwimmen zu sehen, denen sein Auge folgte. Goethe hat sein Lebelang dieses Bedürfniß gefühlt, von dem Orte zu sprechen wo er sich befand, gleichsam die Atmospäre zu zerlegen, die ihn umgab. Bei allen seinen Dichtungen ist das Locale mit einer Genauigkeit beschrieben und in Gedanken festgehalten, daß sich Landkarten construiren ließen der Wege die seine dichterischen Gestalten gewandelt sind. Das Meer, über dessen Wellen hin Iphigeniens Augen die Heimath suchen, hat seit Homer Niemand so leibhaftig vor unsern Ohren rauschen lassen als Goethe. Der Park, in dem der Roman der Wahlverwandtschaften sich abspielt, ist uns so vertraut als kennten wir alle Gänge darin. Das Haus in Frankfurt steht in solcher Wirklichkeit vor uns, daß wir uns im Dunkeln darin zu finden vermeinen. Indem Goethe so auf ganz materiellem Grund und Boden die Geschichte seiner Kindheit aufbaut, verleiht er seinem Berichte darüber diesen äußersten Grad von Glaubwürdigkeit, mit dem sie uns anmuthet. Und als Umgebung des älterlichen Hauses zeichnet er mit der gleichen Sicherheit seine Vaterstadt. Was wäre das alte Frankfurt heute in der Erinnerung der Menschen ohne diesen vornehmsten aller Chronisten? Was

Dichtung und Wahrheit nicht enthält, das tragen Goethe's Briefe hier nach. In jeder Tageszeit, in jeder Jahreszeit führt er uns durch die Straßen seiner ehrwürdigen Vaterstadt. In der Neujahrsnacht läßt er uns vom geöffneten Fenster in die Stille herablauschen und jeden Ton uns mit durchzittern der sie durchbrach. Von der Mainbrücke herab sehen und hören wir Nachts neben ihm stehend die dunkeln Wellen ihm entgegenströmen in zweifelhaftem Mondlicht. Morgens, bei Tagesanbruch erleben wir an seiner Seite das Aufwachen des städtischen Getriebes. Goethe ist unerschöpflich in Wendungen und Wortverbindungen, um das flüchtige Gefühl, die Ahndungen des Momentes festzuhalten, in denen er solche Eindrücke aufnahm und weitergiebt.

Wir heute indessen sehen auf diese Frankfurter Dinge, auch wenn sie Goethe noch so leibhaftig vor uns hinstellt, schon aus größerer Ferne und mehr aus der Vogelperspective herab: wir fragen nach der Stellung, die die alte freie Reichsstadt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland einnahm. Goethe's Darstellung weicht für unser Auge schon zuweit zurück. Es lebt im Gedächtnisse der Menschen keine Wissenschaft mehr dieser Verhältnisse, die als Goethe schrieb Jedermann noch frisch genug im Gedächtnisse waren.

Städte sind vorübergehende historische Erscheinungen. Sie schließen sich, sie lösen sich auf. Heute, wo sich Alles zu lösen beginnt, wo Dank den Eisenbahnen in Deutschland jede Stadt fast wie die Vorstadt der anderen erscheint, begreift man die Zeiten kaum, wo, umfaßt von unverrückbaren Mauern, eine Anzahl unabhängiger Republiken als einzige Bildungsstätten den Deutschen Boden bedeckten.

Im 13. Jahrhundert kamen diese Staaten im Staate, die Deutschen Freien Städte empor als ein Bund in politischem Zusammenhange stehender Festungen, deren jede ihr allereigenstes Gemeinwesen besaß und selbst dem Kaiser die Thore zu verschließen gesonnen war, wenn ihre Freiheiten von ihm angetastet werden würden.

Republiken haben immer auf der Herrschaft weniger, mächtiger Familien beruht, so auch die der Deutschen Freien Städte. Vom 13. bis 15. Jahrhundert läuft ihre Heroenzeit. Zerstört wurde ihre Macht im Zeitalter der Reformation, als klar geworden war, daß die großen Gedanken nur durchdrängen wenn an Jeden, auch den Geringsten im Lande appellirt werden könnte. Zur Herrschaft der Massen kam es damals nicht, wohl aber zur Herrschaft derer, denen außerhalb der Städte die Massen gehorchten: der Landesfürsten.

In den Städten waren zudem die alten großen Geschlechter erschöpft. Ueber eine gewisse Anzahl Generationen halten Familien ohne Zufluß ganz frischen Blutes niemals aus. Dieser Zufluß versiegte. Die große Masse des Volkes drängte sich nicht mehr in die Mauern, um das zu geistig werdende Blut dort zu ersetzen: es erschien vortheilhafter, Fürsten zu dienen, als Bürgern zu gehorchen.

So standen die Dinge im Zeitalter der Reformation: unentschieden in allmälig sich vollziehender Umgestaltung — denn die Macht der Fürsten kam langsam auf und die der Städte war noch lange nicht gebrochen — als der dreißigjährige Krieg, diese furchtbare von außen her zu uns hineingetragene und künstlich genährte Krankheit, alle die jungen Triebe unserer Fortentwicklung welk werden und absterben ließ.

Mir ist die culturhistorische Bedeutung dieses Krieges nie so klar vor die Seele getreten als eines Tages, wo ich im vereinsamten Garten Boboli in Florenz die heute kaum mehr angesehene monumentale Inschrift aus jenem Jahrhundert las, der »Oeffentlichen Glückseligkeit« geweiht, »welche in Italien alle Künste des Friedens habe gedeihen lassen, während in der Ferne, draußen, der furchtbare Krieg alle Saaten des Friedens bis in die Wurzeln zertrat«. Der dreißigjährige Krieg bewirkte einen geistigen und physischen Stillstand bei uns. Als der Deutschen Wüstenei der Frieden wieder geschenkt worden war, fand sich, daß man nur älter geworden war, nichts sonst. Fürstenthümer und Städte bestanden noch, erschöpft die einen wie die andern nebeneinander. Langsam, langsam setzte sich das Emporkommen der Landeshoheiten und das Herabkommen der Städte bei uns fort, dann aber stand Alles still in Deutschland. Es war als sei es überhaupt nicht mehr möglich, daß Ereignisse irgend welcher Art kämen, welche die nationale Entwicklung beschleunigten. Und so herrschten in den Zeiten in die Goethe's Geburt fällt, Zustände bei uns, die ein Luftzug wie er heute um jede Ecke bläst, umgestürzt haben würde zum niemals Wiederaufstehen, und welche damals fest- und fortbestanden, als seien diese pappernen Quadersteine wahr und wahrhaftig aus ächtem Felsen zugehauen. Diese bloße Fiction eines eigenen politischen Daseins ist es, die Goethe im Bilde seiner Vaterstadt Frankfurt so leibhaftig darstellt als wenn wir sie miterlebten.

Immer noch thronten um 1750 die Reichsstädte frei, stolz und unantastbar, mit Mauern, Thürmen und Thoren. Immer noch ziehen ihre Bürger im Pompe des herge-

brachten Regierungsapparates einher. Mit dem Schimmer uraltehrwürdiger Herrlichkeit war das umkleidet. Ungeheurem Bedarf an gegenseitiger Hochachtung in allen nur denkbaren Formen wurde täglich genügt. Hochverrath, an diese Formen zu rühren. Diese gravitätischen Bürger aber in wirklicher Wehr und Waffen als mannhafte Vertheidiger ihrer Mauern zu denken, oder gar, sie in den Krieg ausziehen zu sehen, wie die Nürnberger etwa, die unter Pirckheymer zum Kaiser als Hülfstruppen stießen, wäre im Traume eine Unmöglichkeit gewesen. Hartgebacken in ihrem eigenen Fette, wie wunderliche Bäckerwaare, mit Zucker bestreut und mit Rosinen betüpfelt, glaubten diese Herren sich genugsam geschützt, wenn sie in den verwickelten Rechtsverhältnissen, auf denen allein ihre Existenz beruhte, die rechten Wege kannten. Die Magistrate ohne Initiative, die Bewohner ohne das Gefühl, daß etwas geändert werden könne. Die Idee eines politischen Zusammengehens Deutschlands, einer Bewegung im Ganzen, unfaßbar. Keine Vertretung der Interessen, keine berechtigten Debatten, keine Parteien im heutigen Sinne, nicht einmal öffentliche Wünsche. Jede Stadt für sich, jedes Haus für sich, jeder Bewohner für sich.

Dies muß erwogen werden, um den unschätzbaren Werth zu bezeichnen, den das einzige in jenen Zeiten unabhängige Element bei uns besaß: die Literatur. Es gab keine politische Institution in Deutschland, wo der freie, energische Charakter eines Mannes zur Entwicklung hätte kommen können: aber es gab bei uns »die Republik der Gelehrten«!

Nur Gelehrsamkeit und Dichtkunst boten Gelegenheit, mit dem Volke im Allgemeinen in Berührung zu kommen.

Sie einzig gestatteten, öffentlich in Begeisterung zu gerathen, sich zu entwickeln Angesichts eines erwartungsvollen, theilnehmenden Kreises, der damals nicht so unbestimmt und formlos wie heute den Schriftsteller umgab, sondern disciplinirter und in reinerem persönlichen Zusammenhange die Männer, welche einmal das öffentliche Vertrauen erworben hatten, trug und förderte und zugleich von ihnen abhängig war.

Nun: Goethe's Geschichte seiner Kindheit und Jugendzeit enthält dieses:

Sie zeigt einen Knaben, der so recht im üppigsten Gartenboden des reichstädtischen Wesens aufwächst. Der von einem reichen, pedantischen, ängstlichen Vater für eine behagliche Fortsetzung der eigenen Existenz mit aller Absicht erzogen und zugerichtet wird. Um den sich, vom Heraustreten aus der ersten Kindheit an, von hundert Seiten all die gröberen und feineren Fäden herumlegen, aus denen sich die Schlingen drehen, die ein Entrinnen aus dieser Welt von Jahr zu Jahr unmöglicher machen. Der seinerseits aber im leise sich regenden Gefühle, so in eine ungeheure Knechtschaft zu gerathen, sich loszumachen sucht. Bei dem die Sehnsucht nach Freiheit immer stärker wird, der immer kräftiger sich losreißen will und nur immer tiefer zurücksinkt. Bis endlich im letzten Momente, wo es uns, die wir die Dinge werden sehen, selber fast unmöglich scheint, daß eine Befreiung noch gelingen könne, er mit einem gewaltigen Rucke dennoch durchbricht und indem er seine Vaterstadt für immer verläßt, in eigener Wahl den Boden sucht und findet, auf dem eine seiner Natur entsprechende Entwicklung möglich wird.

Diesen Proceß als den Inhalt seines Jugendlebens gezeigt zu haben, schien Goethe das Wichtigste. Seine späteren Erlebnisse haben mit dieser ersten, großen Katastrophe nichts gemein. Dies der Grund, weshalb Dichtung und Wahrheit an dem Punkte abbricht wo Goethe's Frankfurter Schicksale ihr Ende erreichen.

Goethe's Vater war Kaiserlicher Rath. Er hatte sich diese Würde verschafft, um den Glanz dadurch zu ersetzen, der ihm in Betreff städtischer Vornehmheit den ganz alten Frankfurter Patriciern gegenüber abging. Seine Familie gehörte nicht zu den allervornehmsten. Durch Kriegk's Veröffentlichungen über das Frankfurter Leben in Goethe's Jugendtagen ist in diese Verhältnisse kürzlich neues Licht gebracht worden. Goethe's Vater stand den städtischen Aemtern fern, die Verwandten der Mutter aber waren Schöffen und Schultheißen: dem Sohne sollte nun zufallen was dem Vater versagt blieb. Die andern Kinder waren sämmtlich früh gestorben: Wolfgang und seine Schwester Cornelia blieben als die einzigen den Erziehungskünsten des Vaters anheimgegeben, den nur dies einzige Interesse noch belebte. Sie wuchsen in einer Bewachung auf, die den Kindern heute selten zu Theil wird. Mit einer Intensität wurde der junge Goethe erzogen, welche heutige Söhne in Schrecken setzen würde. Nicht mit Strenge, sondern mit unablässigem Aufpassen. Keine Staatsgewalt hätte sich damals anmaaßen dürfen, anzuordnen, was mit Kindern, in gewissen Hauptsachen wenigstens, zu geschehen habe, so daß, wie heute der Fall ist, ein gewisses Quantum frischer Luft von Staatswegen in jede Kinderstube hineingepumpt worden wäre. Goethe beschreibt, unter wie wunderbar sich

kreuzenden Einflüssen er geistig so emporkam. Im warmen Schooße der Familie empfindet er keinen Hauch der rauhen Wirklichkeit, wie die etwa war, unter deren Windstößen Schiller sich in die Höhe arbeitete. Keine Spur der Dürftigkeit Lessings, oder der jämmerlichen Armuth Winckelmanns, die, bei jedem Wetter unter freiem Himmel, hier und da ausnahmsweise nur einem milden Sonnenstrahle begegnen. Bei Goethe die Gaben der Welt im Ueberflusse. Mit diesem Ueberflusse aber eine Beraubung der persönlichen Freiheit verbunden, gegen die, weil sie wie feiner Aether Goethe's ganze Existenz umhüllte, kein Widerstand möglich war. Goethe, in vielen Dingen mit seiner Schwester zugleich unterrichtet, wird fast mehr auf den Umgang mit Frauen als auf den mit Männern vorbereitet. Inmitten des allmächtigen Stadtklatsches, welcher damals Zeitungen und öffentliches Leben ersetzte, lernt er sich von früh ab als geschulter Diplomat zwischen den Häusern bewegen, mit denen seine Verwandtschaft ihn in Berührung brachte. Er dringt in die Intimität der vielen Originale ein, welche in abgelegenen Ecken hangend sich in seltsam selbstgezogenen Kreisen bewegen, in die keine Hand hätte hineingreifen dürfen. Er durchstöbert die Winkel der Stadt, lernt mehr und mehr den gesammten Organismus kennen, als dessen Theil er sich selber betrachten mußte: zu natürlich, daß dieser Kenntniß allmälig die Einsicht entspringt, daß ihm selber doch auch nur beschieden sei, früher oder später als activer Mitarbeiter dies wunderliche Wesen fortsetzen zu helfen. Was denn irgend Anderes konnte das Schicksal mit ihm vorhaben? Wo denn anders konnte ihm eine Zukunft bereitet sein als in Frankfurt? Deutschland fehlte der ge-

gebene Punkt, der ein junges Talent mit geheimer unwiderstehlicher Kraft angezogen hätte. Wir besaßen kein Paris, wohin Corneille, Racine, Molière, gleichgültig woher sie kamen, sich wandten als ihre Zeit gekommen war, kein London, wohin Shakspeare aus Stratford ging, kein Berlin, das heute die jungen Talente an sich zieht. Welche Stadt hätte einen reichen Bürgersohn damals von Frankfurt auf die Dauer fortlocken können? Wien lag weit ab, eine katholische, halb italiänische, spanische Residenz. Berlin war arm und erschien ferner damals von der reichen Mitte Deutschlands als heute Petersburg. Und so sehen wir Goethe mit sechzehn Jahren zum Rechtsstudium nach Leipzig abfahren nnd sein Lebensplan ist bereits in alle Zukunft hinein festgestellt. Er wird Doctor werden, wieder nach Hause kommen, Advocat werden, eine reiche Patriciertochter heirathen, in städtische Aemter allmälig hineinaltern, dann seines Vaters Haus übernehmen und hoffentlich, wenn er stirbt, einmal Bürgermeister gewesen sein.

Wir lesen in Dichtung und Wahrheit und finden es in der aus diesen Jahren nur sparsam erhaltenen Correspondenz Goethe's bestätigt, daß er als Leipziger Student nicht viel mehr that, als das in Frankfurt begonnene enge Leben fortzusetzen. Freilich flossen die Elbe und die Pleiße durch ein anderes Land als die Gelände waren, durch welche Main und Rhein gingen. Alles war anders in Leipzig, und doch völlig das Gleiche! Auch auf der urehrwürdigen Universität herrschte nur ein von Ehrfurcht schützend umbautes Fortvegetiren. Allerdings berührte die allgemeine geistige Bewegung, welche von Frankreich ausgehend Europa mit einer ersten leisen Bewegung hier und

da ins Zittern brachte, auch Leipzig. Lessing und Herder arbeiteten bereits und machten Aufsehen in Deutschland. Hauptpersonen in Leipzig blieben aber doch Gellert und Gottsched, als die beiden Orakel, von denen der Student, der Literatur hören wollte, seine Gedanken zu erwarten hatte. Gottsched, der pedantische, gedankenlose Vertreter der älteren französischen Bildung, von Goethe in seiner frechen Grandezza köstlich dargestellt; Gellert, alt und unbeweglich, ein feiner Mann, der das Neue mit offenen Augen verfolgte, aber es, selbst indem er es nachahmte, nicht verstand. Gellert hat seine altväterisch angelegten Lustspiele in der neuen Form der weinerlichen Comödie geschrieben und eine lobende Rede auf dieselbe gehalten, er hat sogar in seinem Romane »Die schwedische Gräfin« etwas ganz Tolles verfaßt, das mit den neuesten Sensationsromanen um den Preis streiten könnte. Und doch ist Alles bei ihm veraltet. Ich hatte für Gellert eine besondere persönliche Verehrung. Er war der Lieblingsschriftsteller meiner guten seligen Mutter, die mir seine Lieder zumal immer wieder eindringlich anempfohlen hat. Ich habe seine Schriften früh zum Geschenke erhalten, fürs Wörterbuch excerpirt und dadurch genauer kennen gelernt als sonst wohl der Fall gewesen wäre: ich kann mir doch nicht helfen, in Gellerts Charakter die Mischung von Wohlwollen und Freundlichkeit mit Unterwürfigkeit und Trockenheit und die Abwesenheit eines freien Gedankenfluges unerträglich zu finden. Goethe verehrte Gellert, ist ihm aber niemals näher getreten. Es verdroß ihn, daß Gellert in seinen Literaturvorlesungen die neueren Schriftsteller, zu denen die Jugend damals aufsah, ignorirte als existirten sie nicht. Dagegen verdankte er ihm die Aufmerksamkeit auf Verbesserung der eigenen Hand-

schrift, welche Gellert von seinen Zuhörern mit Hinweis auf die in dieser Sorgfalt liegende höhere Moral verlangte. Goethe war solchen Ermahnungen zugänglich. Wie bei ihm trotz allen Lebensgenusses das sorfältige Achthaben auf die Regelung seines inneren Lebens stets hervortrat, das sich in strengreligiösen und freimaurerischen Neigungen schon in frühester Jugend äußerte. Sein ältester Brief, aus dem Jahre 1764, Nr. I bei Hirzel, enthält die Bitte um Aufnahme in eines der Bündnisse, welche damals bei uns aufkamen und deren Zweck die »Tugend« war. Dieses Wort das heute, obgleich es an seinem Adel nichts eingebüßt hat, dennoch einer gewissen an Inhaltslosigkeit gränzenden Allgemeinheit wegen immer seltener gebraucht zu werden pflegt, war damals prägnanten Inhaltes voll und bezeichnete im activen, strebenden Sinne das höchste geistige Gut das dem gebildeten Menschen erreichbar dünkte.

Goethe also sehen wir in Leipzig das gewohnte kleinstädtische Treiben fortsetzen. Es herrschte dort, gehoben vom Abglanze des Dresdener Königlichen Hofes, zugleich aber als ächte, einheimische Specialität, die Leipziger »Galanterie«. Die Studenten konnten nicht roh umherlaufen wie die Renommisten in Jena und Halle. Goethe bequemte sich diesem feineren Leben bestens an. Suchte, woran er gewohnt war, Häuser, in denen man behaglich aus- und einging. Hatte seine weiblichen Bekanntschaften und Liebesverhältnisse. Huldigte in dem was er dichterisch producirte dem herrschenden Geschmacke und kam endlich nicht viel anders zu Hause wieder an als er gegangen war.

Shakspeare's Dramen sind von Goethe in Leipzig be-

reits bewundert worden: Einfluß auf seine dortigen eigenen Arbeiten aber hat er ihnen nicht gegönnt. Er nennt damals schon Wieland und Shakspeare seine Lehrmeister in der Poesie: in Wahrheit aber dichtet er selber als ächter Schüler Gottscheds und Gellerts. Er beginnt eine Uebersetzung des »Menteur« von Corneille. Er schreibt in Alexandrinern »Die Mitschuldigen«, deren frühere (wenn auch nicht allerfrüheste, noch ungedruckte) Form Hirzel jetzt zum ersten Male mittheilt. Rührte das Stück, für welches Goethe seltsamer Weise sein Lebenlang eine gewisse Zärtlichkeit behalten hat und das er gern vorlas, nicht von ihm her, so würde heutzutage schwerlich Jemand dazu vermocht werden können, es durchzulesen.

Als Anfänge seiner lyrischen Dichtung schrieb er dagegen eine Reihe kleiner Lieder, die als Unterlage musikalischer Compositionen das Erste gewesen sind was von Goethe im Buchhandel erschienen ist und bei denen mich nicht wundern würde, wenn für jedes Einzelne ein französisches Original nachgewiesen würde. Ihrerzeit sind sie kaum beachtet worden, fanden auch bei Goethe's näheren Freunden nur bedingt gnädige Aufnahme und sind, soweit sie unter Goethe's gesammelte Gedichte aufgenommen worden, von ihm stark überarbeitet worden. In diesen kleinen Sachen, meist »galanten« Inhaltes, offenbart sich zuerst Goethe's entzückendes Talent, in ein paar simplen Worten oder Wortverbindungen ein Gefühl zugleich leise anzudeuten, zu erschöpfen und doch wieder als unerschöpflich zu geben.

Recht auffallend tritt Goethe's Abhängigkeit vom französischen Geschmacke in der äußeren Form seiner damals geschriebenen Briefe hervor. Einige sind geradezu fran-

zösich abgefaßt — auch französische Verse von Goethe's Mache laufen dabei unter — alle aber sind sie in Disposition wie Gedanken im Tone des damals herrschenden französischen Tändelstyles gehalten, der so mächtig war, daß selbst Voltaire und Friedrich wo sie von den ernstesten Dingen reden über diese Manier sich nicht zu erheben vermögen, weil sie die einzige war die sie kannten. Goethe leistet darin nicht einmal Besonderes. Ihre Lectüre wirkt so niederschlagend, daß die aus Dichtung und Wahrheit in so lieblicher Schilderung herausleuchtenden Figürchen der Leipziger Mädchen und jungen Damen, denen Goethe's Huldigung besonders zu Theil ward, Angesichts der Correspondenz einen nachträglichen Zusatz von Kleinlichkeit, Gewöhnlichkeit und Langweile erhalten, den sie freilich auch für Goethe selber bald genug empfingen. Sieben Jahre nach seiner Studienzeit kam er wieder nach Leipzig und sah das dortige Wesen mit ungemein ernüchterten Augen an.

Goethe's Leipziger Zeit hat in Otto Jahn ihren Historiographen gefunden. Hirzels Sammlungen wurden von Jahn zum ersten Male recht ausgiebig einem hier sehr berechtigten Localpatriotismus dienstbar gemacht. Das Buch, mit hübschen Lithographien geziert, erregte bei seinem Erscheinen lebhaften Antheil und gab wohl den ersten Anstoß zu der fast in eine Art Cultus ausgearteten Werthschätzung der vorweimarischen Zeiten Goethe's auch was ihn als Schriftsteller anlangt. Es läßt sich diese Begeisterung mit der Vergötterung der ersten Zeiten Raphaels in Perugia und Florenz vergleichen. Aber erwägen wir wohl: hätten Goethe und Raphael vor Weimar und Rom abgebrochen, so würde wenig von ihren Jugendarbeiten, wie

überhaupt von ihnen heute wenig die Rede sein. Wer in den anfänglichen Werken eines großen Künstlers zusehr bereits den großartigen Inhalt der späteren Meisterwerke nachweisen will, der nimmt der Kraft der reifen Jahre des Mannes, die allein doch das Vollendete zu schaffen vermochte, einen Theil ihres Ruhmes. Goethe's Jugendwerke können nur im Zusammenhange mit seiner gesammten Thätigkeit richtig taxirt werden und müssen sich gefallen lassen von den Arbeiten seines reifen Alters in Schatten gestellt zu werden.

Bekanntschaften von entscheidender Wichtigkeit für sein späteres Leben hat Goethe in Leipzig nicht gemacht. Drei Jahre brachte er dort zu, war ganz heimisch geworden und gedachte wohl, als er im Beginn der Herbstferien 1768 zum ersten Male wieder nach Hause ging, nach Leipzig zurückzukehren. Er machte sich zumeist deshalb fort, scheint es, weil ihm sein unregelmäßiges Leben einen Blutsturz zugezogen hatte, dessen Folgen an Ort und Stelle nicht weichen wollten. Krank und in trüber Stimmung kam er bei seinem Vater wieder an. Nicht einmal tüchtig Jura hatte er getrieben. Monatelang mußte er dasitzen, ehe soviel Gesundheit wieder gewonnen war, um die Studien, wie nun gutbefunden wurde, in Straßburg fortzusetzen. Eine Reise nach Paris, auch wohl nach Italien, wo der Vater gewesen war, sollte den Abschluß bilden.

Den 19. October 1765 war Goethe in Leipzig inscribirt worden, den 28. August 1768 reiste er nach Hause wieder ab. Den 2. April 1770 geht er nach Straßburg. Er war schon über zwanzig Jahre alt.

Jetzt erst beginnen die Zeiten, wo jedes Wort aus

Goethe's Feder ein Denkmal von historischer Wichtigkeit für uns wird. Jetzt auch, zum ersten Male in seinem Leben, begegnet er einer superiören Natur, einem Menschen, von dem er fühlte, daß er mehr sei als er.

Um den Namen dessen gleich zu nennen, der von allen Genossen Goethe's den nachhaltigsten Einfluß auf ihn gehabt hat: Goethe traf mit Herder in Straßburg zusammen.





Dritte Vorlesung.

Leben in Straßburg. Herder. Die »Neuen Ideen« des achtzehnten Jahrhunderts.

Wie Goethe's Leipziger Leben sind auch seine Straßburger Erlebnisse Gegenstand localpatriotischer Schriftstellerei geworden. Er selbst berichtet über die kurze Zeit mit liebevoller Ausführlichkeit.

Wieder wird gleich mit beiden Beinen in den Ueberfluß des Daseins hineingesprungen. Der Gasthof »zum Geist« steht zwar nicht mehr, in dem Goethe abstieg, den Weg von da zum Münster aber, wohin sein erster Gang war, kann Jeder heute, ziemlich wohl an denselben alten Häusern vorüber, ihm nachgehen. Viele Tausende haben seitdem auf der Platform des Thurmes oben Goethe's eingemeißelten Namen gelesen und seiner gedacht indem sie das herrliche Land weit hin überschauten gleich ihm, und dann wieder in die Häuser der »verzerrten Stadt« hinabsahen, welche damals noch so gut Deutsch war, daß man sich in ihr kaum außerhalb seines Vaterlandes fühlte.

Goethe's Bedürfniß, Menschen zu sehen und die Welt in einer gewissen Verwirrung um sich brausen zu hören, führte ihn rasch in mannigfachen Verkehr hinein. »Mein Leben«, heißt es in einem seiner Briefe, »ist,

wie man im Schlitten fährt, flüchtig und klingelnd, aber ebenso wenig fürs Herz als es für Auge und Ohren viel ist.« Fünf Jahre später, als er zuerst nach Weimar kam, braucht er genau dasselbe Bild. Niemals in seinem langen Leben ist Goethe'n diese Schlittenbahn versagt geblieben. Immer ist es mit Sang und Klang vorwärts gegangen bei ihm, ein vollzähliges Gefolge war stets um ihn her, das er beherrschte und von dem er sich beherrschen ließ. Goethe ist darin wie ein Fürstenkind erzogen worden, um die auch, wenn es mit rechten Dingen zugeht, vom ersten Eintritte in die Welt gleich ein Gedränge von Menschen zu thun hat, deren Gegenwart niemals ein Ende nimmt.

Dieses Straßburger Leben, vom Gesichtspunkte der Schlittenfahrt aus betrachtet, hat Goethe so schön geschildert, daß seine Darstellung für die Stadt denselben Werth einer Chronik hat wie dies bei Frankfurt und Leipzig der Fall ist. Heute beobachten wir bei den beinahe ganz französisch gewordenen gebildeten Classen mit zweifelnden Blicken den Anfang einer Rückkehr zu Deutscher Art: damals, im Gegentheil, begann erst der Uebergang aus ächt Deutschem in französisches Wesen, den die erste Revolution dann beschleunigte. Im alten französischen Königreiche waren die Provinzen scharf getrennt unter sich. Niemand wäre es damals überhaupt eingefallen, das Elsaß für französiches Land zu nehmen: die elsaßischen Soldaten hießen les troupes allemandes de Sa Majesté und die Elsaßer les sujets allemands du Roi de France. Goethe hatte durchaus das Gefühl, auf einer Deutschen Universität weiterzustudiren, und keine Seele hätte in Frankfurt später etwa den »Straßburger Doctor« beanstandet.

Goethe läßt dem französischen und dem Deutschen Elemente gleiche Vorliebe zu Theil werden. Er beschreibt auf das Liebenswürdigste die Familie seines französischen Tanzlehrers und nicht minder anmuthig die Tracht der Deutschen Bürgermädchen: das knappe Mieder und die Nadel im Haar. Er schildert den festlichen Durchzug Marie Antoinettens, der blutjungen Gemahlin des Dauphins. Er stellt uns in das wunderliche Universitätswesen mitten hinein, dessen allerletzte Reste heute in die neubegründete Universität wieder hineingeknetet werden mußten. Er läßt, wie bei Frankfurt und Leipzig, sozusagen keinen Winkel Straßburgs undurchkrochen und unbeschrieben und macht uns vertraut mit seinem damaligen Zustande als wäre man dabei gewesen und hätte man die Straßburger Straßenluft von 1770 selber eingeathmet.

Er beschreibt die Tischgesellschaft in welche er eintrat. Ein Paar alte Jungfern, Lauth mit Namen, kochten für eine Anzahl Leute aus verschiedenen Ständen und Lebensaltern. Obenan saß der Actuar Salzmann, so etwa der Gellert Straßburgs, ein trefflicher, untadeliger, älterer Herr (geboren 1722), stadtbekannt und durch seine bürgerliche Vorzüglichkeit der Mann des allgemeinen Vertrauens, auch, obgleich ihm eigentliche literarische Verdienste abgehen, aus der Literaturgeschichte nicht gut auszuweisen. Sein Briefwechsel mit Goethe, welcher auf der Straßburger Bibliothek lag, ist beim Bombardement mit zu Grunde gegangen.

War Salzmann der respectabelste von Allen, so war der genialste Lenz, allerdings erst später hinzutretend, als Hofmeister zweier junger Lievländer vom Adel. Lenz ist

von allen Freunden Goethe's der gewesen, den er am freiesten als Dichter und seines Gleichen neben sich anerkannte und der ihm nachher am meisten Noth gemacht hat. Der biederste von Allen aber war Lerse, dem Goethe im Götz ein Denkmal gesetzt hat, wenn schon in der ersten Fassung des Stückes aus dem schlanken, blauäugigen Theologen ein kleiner Kerl von Reitersknecht mit schwarzen Augen geworden ist. Möglich, daß Lerse selbst reclamirte, denn, obgleich die schwarzen Augen geblieben sind, hat Goethe doch in der zweiten Fassung des Stückes aus dem »kleinen« einen »stattlichen« Mann gemacht. Lerse ist nicht alt geworden, er starb als Lehrer an der Militärschule zu Colmar.

Ferner saß da Leopold Wagner, der Erste, der an Goethe, dessen Meinung nach, einen literarischen Diebstahl vollführte, indem er den Gedanken des Faust in seinem Drama »Die Kindermörderin« ausbeutete, ein Stück, das leidenschaftliche, höchst lebendig geschriebene Scenen und so wenig Aehnlichkeit mit Faust hat, daß wir heute ohne Goethe's ausdrückliche Constatirung des Plagiates kaum darauf kommen würden. Es ist geglaubt worden, Goethe habe sich im Faust selber an Wagner dadurch rächen wollen, daß er Fausts Famulus den Repräsentanten beschränkter pedantischer Gelehrtenweisheit, Wagner nannte, allein Fausts Genossen Wagner finden wir schon im alten Puppenspiele. Leopold Wagner ist Goethe auch sonst noch literarisch in die Quere gekommen. Er ist der einzige, der Goethe später einmal dazu gebracht hat, in literarischen Dingen eine öffentliche Erklärung abzugeben.

Als der geistig bedeutendste der Gesellschaft war Jung, nach seinem Schriftstellernamen Stilling meist Jung-

Stilling genannt. Seine Selbstbiographie wird immer eines der Bücher bleiben, das gelesen zu haben Niemand gereuen kann. 1740 geboren, hatte er sich vom Bauernjungen zum Schneidergesellen, Schullehrer und endlich zum Professor und berühmten Augenarzte aufgearbeitet. Jung lebte ganz in der Idee. Er ist einer der Hauptvertreter des zu Ende des vorigen Jahrhunderts weitverbreiteten Pietismus, dessen Anhänger in directem Verkehr mit den weltregierenden Mächten zu stehen glaubten. Goethe hat diesem Wesen von Kind an nahe gestanden und ist erst durch die Erfahrungen die er mit Lavater machte gründlich davon geschieden worden. Dennoch waren es nur die Personen und nicht die Sache, von der er sich abwandte. Fräulein von Klettenberg, die auf seine Jugendentwicklung so großen Einfluß hatte und deren Andenken ihm sein Lebelang theuer blieb, ist die reinste und edelste Repräsentantin dieser Richtung des Christenthums, die durch die französische Revolution so völlig bei uns vernichtet worden ist, daß die zurückgebliebenen Reste keinen Begriff ihrer früheren Bedeutung geben. Eher würde der heutige Geisterverkehr der Spiritisten in England und Amerika damit zu vergleichen sein, waltete nicht der bedeutende Unterschied ob, daß, dem ganzen geistigen Zuschnitte des vorigen Jahrhunderts entsprechend, statt der prosaischen Rohheit, mit der diese Dinge jetzt betrieben werden, die Zartheit, welche ein Kennzeichen des europäischen Lebens vor der französischen Revolution ist, auch hier sich geltend machte.

In Jungs Lebensbeschreibung findet sich eine der frühesten Äußerungen eines Gleichzeitigen über Goethe als jungen Mann. Jung beschreibt die erste Begegnung

mit ihm, Krämergasse 13, wo die Damen Lauth residirten. Er hatte sich mit einem Freunde bei guter Zeit dort eingefunden, sie waren die Ersten an diesem Tage und sahen die Eßgesellschaft allmälig eintreten. »Besonders kam Einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchse, muthig ins Zimmer.« Dieser fiel ihnen sogleich auf. »Das muß ein vortrefflicher Mann sein« bemerkte Jungs Begleiter leise zu diesem. Jung gab das zu, meinte aber »sie würden viel Verdruß mit ihm haben, weil er ihn für einen wilden Cameraden ansah«. Der Andere fügte dem noch hinzu: »Hier ist's am besten, daß man vierzehn Tage schweigt.«

Man nahm von den beiden Neuen keine Notiz, nur daß Goethe zuweilen »seine Augen zu ihnen hinüberwälzte«. Bald aber bot sich die Gelegenheit, mehr zu thun. Einer von der Tischgesellschaft, ein Apotheker aus Wien, führte die Scene herbei. Jung trug eine alte runde Perrücke, die er aus Sparsamkeit aufs letzte Haar ausnutzen wollte, und der Wiener warf mit einem Blicke auf dieses Stück die Frage auf: ob Adam im Paradiese wohl eine runde Perrücke getragen habe. Jetzt fuhr Goethe in einer Weise dazwischen, die ihn sofort zu Jungs Freunde machte, was er immer geblieben ist. Goethe hat Jungs Selbstbiographie herausgegeben.

Der Actuar Salzmann war der Stifter der »Deutschen Gesellschaft« in welche Goethe eintrat. Goethe war mit der Idee nach Straßburg gegangen, sich dort im Französischen recht zu befestigen und sich in Paris endlich den letzten Schliff zu geben. Er beschreibt, wie diese Pläne gekreuzt wurden. Die französische Literatur erschien ihm geschmacklos, es kam über ihn und seine Genossen

als eine neue, unerwartete Erfahrung. Das Gefühl daß die französische Literatur alt und abgelebt sei, erfüllte die jungen Leute ohne daß damit politische Gedanken heutiger Art verbunden gewesen wären. Sie wußten selbst nicht, unter welchem Einflusse sie hier standen. Rousseau's berühmter Contrat social, der damals die Welt erregte, war ihnen eine gleichgültige Lectüre, aus der sie nichts zu ziehen verstanden. Dagegen wurde Shakspeare verehrt, dessen Kraft und Ursprünglichkeit Alles zu übertreffen schien was die gesammte Literatur sonst darbot.

Das waren die Anfänge der Straßburger Zeit. Von allen Seiten strömte Goethe zu was das gewöhnliche Leben an Vortheilen für den mit sich bringt, der mit Geld gut versorgt, mit Empfehlungen versehen und von der Natur reich ausgestattet ist. Wie sehr aber zu all solchem Ueberflusse dennoch besondere Fügungen hinzutreten müssen, wenn die günstigen Bedingungen die es gewährt wirklich nutzbar gemacht werden sollen, das zeigte sich auch hier. Es mußte erst der Mann kommen, der Goethe die Welt als lebendiges Ganzes erkennen ließ, der ihm zeigte wohinaus der Weg ginge für dieses Ganze und wo der Einzelne einzugreifen habe, um an der großen Arbeit sich zu betheiligen, deren Resultat wir den »Fortschritt der Menschheit« nennen.

Das Goethe zu gewähren, war Herder vorbehalten, der im Herbste 1771 in Straßburg erschien.

Wir sind heute daran gewöhnt, Herder als Einen von denen zu betrachten, die nur das Piedestal umgeben, auf dessen Höhe Goethe allein steht. Als Herder und Goethe in Straßburg zusammentrafen, war es bald Goethe's höchster Wunsch, nur als Planet Herder umkreisen

zu dürfen. Was Herders Laufbahn gefehlt hat, ist bereits gesagt worden: die zweite Hälfte seines Lebens gewährte ihm nicht, in breitem Besitzthume des Gewinnstes der ersten Hälfte froh zu werden. Und für diese erste Hälfte war er doch so wunderbar ausgerüstet worden. Einmal, die Entbehrungen wurden ihm zu Theil, die in der Jugend überwunden zu haben, energischen Naturen ein fast nicht zu missender Theil der Erziehung ist. Die Einsamkeit und Verlassenheit, die alle Kräfte des Widerstandes im Menschen entwickelt, ohne die das Zurückziehen auf sich selbst und die stoische Tapferkeit und Gleichgültigkeit gegen die Launen des äußeren Lebens kaum erlangt werden kann, deren leidenschaftliche Naturen bedürfen, um ihren Weg sicher innezuhalten. Als bestes Geschenk des Schicksals aller wurde Herder früh ein Freund gegeben, dessen Lehren ihm zu einer Zeit, wo man sie aus sich selbst noch nicht findet, würdige Probleme lieferte, an denen seine Arbeitskraft sich erproben konnte.

Herder kam 1744 in Mohrungen zur Welt. In einer »nicht dürftigen, aber von trüber Mittelmäßigkeit« befangenen Familie. Mit zwanzig Jahren, wo Goethe noch planlos und unfertig im väterlichen Hause saß, hatte Herder längst die Studentenjahre hinter sich und (1766) auf Grund seiner »Fragmente zur Deutschen Literatur« als berühmter Schriftsteller eine Predigerstelle in Riga erhalten.

Während seiner Studienzeit (1762—1764) lernte er in Königsberg den Mann kennen, der zuerst seinem Geiste die Richtung auf die höchsten Ziele gab, Hamann. Es ist schwer über Hamann zu reden. Er steht zusehr außerhalb der großen Linien, in denen man die Männer der

Vergangenheit aufmarschiren läßt um sie zu überblicken. Hamann muß studirt werden, es läßt sich wenig Vorläufiges, Allgemeines, Andeutendes über ihn sagen. Man hat ihn den »Magus des Nordens« genannt. Goethe sagt, man werde seine Schriften einst wie die sibyllinischen Bücher lesen. Hamann sucht seine Gedanken gleichsam zu philosophischen Zauberformeln zu machen. Das Wesen einer Zauberformel ist, daß sie mit Worten, die unverständlich oder unzusammenhängend erscheinen, eine plötzliche Wirkung ausübt. Hamann hat Seiten geschrieben, die uns sofort ergreifen, mit der höchsten Erwartung erfüllen und uns nicht loslassen, und deren Sinn doch erst allmälig uns aufgeht nachdem wir sie einigemale durchgelesen: ihr tiefer Inhalt erschließt sich dann als erhellte eine plötzlich eintretende Illumination die Worte. Wer Hamann einmal so kennen lernte, theilt ihm seinen Rang unter den Höchsten zu, und immer wieder treffen wir bedeutende Gelehrte an, welche Hamann ihre volle Arbeitskraft widmen.

Kaum begreiflich ist seine äußere Existenz. Er war des Brotes wegen Beamter in untergeordneter Stellung, lebte in fortwährenden Bedrängnissen und zeigt in seinen Handlungen eine Mischung von Hartnäckigkeit und Nachgiebigkeit, für die heute die Vergleiche fehlen. Er faßt alle Erscheinungen in ihrer Tiefe. Einem feurigen, jugendlichen Geiste wie dem Herders konnte nichts Förderndere s zu Theil werden, als in den entscheidenden Jahren der Umgang mit einem solchen Geiste.

Der große Kritiker in Deutschland war damals Lessing: Herders Kritik schlug einen neuen Ton an. Lessing kannte nur die eine Tactik, mit gefälltem Bajonette dem Gegner auf den Leib zu gehen. Er macht keine Gefan-

genen: wenn die Arbeit vorüber ist, ist auch von seinem Gegner nichts mehr übrig. Herder dagegen greift gar nicht an. Er sucht seinen Gegner, indem er von allen Seiten mit Gedanken auf ihn eindringt, zum Rückzuge zu bewegen. Er ist unerschöpflich in seinen Wendungen. Heute steht er weit im Nachtheile gegen Lessing, dessen scharfe, kurzangebundene, aufs Ziel dringende Sprachweise nichts von ihrer anfänglichen Verständlichkeit verloren hat, während Herders üppige, in sich verwickelten Perioden, seine eigenthümlichen Versuche, sich eine eigne Sprache zu schaffen, in der neue, seltsame Worte und Wortverbindungen zur Anwendung kommen, fremdartig und veraltet erscheinen. Herder war ein Dichter und ein Theologe. Er wollte überzeugen und beherrschen, aber Niemand verwunden. In der Tiefe seiner Seele lag ein ruhiger Spiegel, in dem die Geschichte der Menschheit sich als Kunstwerk abzeichnete. Die Schönheit und die Kraft seiner Sprache zeigt sich da am reinsten, wo sie in begeisterter Anschauung der Dinge den treffendsten Ausdruck der Sprache gleichsam abringt, während sie trübe wird sobald er sich in Streit einläßt, was leider im Fortgange seiner Entwicklung mehr und mehr der Fall gewesen ist.

Herder hatte 1769 eine neue Schrift herausgegeben, welche seinen Ruhm vermehrte, »Die kritischen Wälder«, neue Fragmente eines großen Glaubensbekenntnisses, das die ganze Welt umfaßte. Auf beinahe abenteuerliche Weise war er dann nach Straßburg verschlagen worden. Er hatte sein Amt aufgegeben und war zu Schiffe von Riga nach Frankreich gegangen. Herausgerissen aus dem bisherigen Zustande und auf der Entdeckungsreise nach einer neuen Existenz, seinen Gedanken überlassen im Anblicke des

unendlichen Meeres das ihn umgab, schrieb er damals nieder was ihn bewegte, indem er den ganzen Horizont seines Wissens, seiner Erfahrungen, sein'er Erwartungen durchmessend sich klar zu werden sucht, wieweit seine Blicke reichten. Diese Blätter sind lange nach seinem Tode erst gedruckt worden, sie geben den besten Begriff seiner grandiosen Weltanschauung, sie enthüllen einen scharfblickenden, umfassenden Geist, der die gesammten Erscheinungen in sein System bannte, und eine Macht die Sprache zu gebrauchen die in Erstaunen setzt wenn man bedenkt, wie wenig damals unsere Muttersprache solche Betrachtungen auszusprechen geeignet war. Man muß das im Auge haben, um die Masse französischer Fremdwörter richtig zu beurtheilen welche Herders wie Lessings Schriften erfüllen und selbst bei Schiller und Goethe noch in so großem Maaße anzutreffen sind.

Von Paris ging Herder nach Eutin, wo er Hofprediger wurde, und von da auf Reisen mit einem jungen holsteinischen Prinzen. Herder hatte ein Uebel am Auge, das eine langwierige und schmerzhafte Operation nöthig machte und ihn an Straßburg, diesen »elendesten, wüsten, unangenehmsten Ort« (wie er Merk schreibt) fesselte. Hülfsbedürftig durch seinen Zustand, daran gewöhnt persönlichen Einfluß auszuüben, kam ihm Goethe's Dienstfertigkeit nun eben recht. Zufällig lernten sie sich kennen. Ein Verhältniß gründete sich, das anfangs nur auf Goethe's sich andrängender Zuneigung beruhte. Goethe aber empfand zu lebendig, was hier zu gewinnen sei, und ließ nicht los, und es gestaltete sich aus diesem Beginn, nachdem Goethe die paar Jahre noch älter geworden war, deren es bedurfte um den Altersunterschied auszu-

gleichen, der in dieser Lebensperiode zwischen Männern bedeutende Unterschiede mit sich zu bringen pflegt, die innige Verbindung, von der wir sagen dürften, nur der Tod habe sie lösen können, wäre nicht in den allerletzten Jahren durch Herders Schuld, wie es scheint, die Entfremdung eingetreten, die dem Verkehre der beiden Männer äußerlich ein sichtbares Ende machte. Innerlich sind sie sich niemals fremd geworden.

Sehen wir nun, was Herder Goethe damals gewähren konnte und was kein Andrer in Deutschland Goethe hätte gewähren können.

Es ist nöthig, hier wieder von ganz allgemeinen Betrachtungen auszugehen.

Wir hatten, als von den Folgen des dreißigjährigen Krieges die Rede war, bis jetzt nur Deutschland in Betracht genommen. Der gleiche geistige Stillstand, der bei uns herrschte, war, soweit es sich um das politische Leben handelt, seit dem Abschlusse des dreißigjährigen Krieges beinahe in ganz Europa eingetreten. Die Unabhängigkeit des freien Bürgerthumes war zerstört worden, das als Mittelstand sich dem Adel unterordnete, dessen einziges Bestreben dahin ging, das Bestehende zu erhalten; die regierenden Herren thronten mit absoluten Befugnissen über den Völkern und die Fortentwicklung der europäischen Geschichte schien für alle Zeiten nur noch darin zu bestehen, daß, völlig abgesehen von den ächten nationalen Interessen, in unablässigen Hin- und Wiederzügen für die Machterhöhung der Familien gekämpft würde, in deren Besitz die Herrschaft war. Alle Staatseinrichtungen dienten direct oder indirect diesem einzigen Zwecke. Die katholische und protestantische Geistlichkeit

erhielt diese Anschauungen dienstwillig aufrecht. Beim gesammten europäischen Adel und dem Beamtenthume kam zuletzt nur das Eine in Frage: ob man bei Hofe in Gnade oder Ungnade stehe. Die erstere zu gewinnen, die letztere vermeiden zu lernen, war das Geheimniß aller höheren Erziehung. Ein Umsturz dieser Verhältnisse wurde von keiner Seite versucht und man kann sagen, daß sich um 1700 etwa die europäische Welt sosehr in diese Ordnung der Dinge eingelebt hatte, daß sie unerschütterlich erschien wie die Natur der Elemente und des Menschen selber. Man begriff nicht, daß wo Europäer zusammenlebten, sie in anderem gesellschaftlichen Gefüge sich verhalten könnten als in dem vorhandenen. Es schien immer so gewesen zu sein und immer so dauern zu sollen. Es giebt eine Anekdote von der Darstellung der Sündfluth durch einen französischen Maler der damaligen Zeit, der einem der schwimmenden Menschen eine Rolle Pergamente in die Hand gab und ihm einen Zettel aus dem Munde gehen ließ mit den Worten: sauvez les papiers de la famille Montmorency, »Rettet die Familienacten der Montmorency«! Natürlich sind die Montmorency nie so weit gegangen, zu behaupten, daß sie schon vor der Sündfluth existirten, allein im Princip wurde für die großen Familien ein unbestimmtes Alter angenommen, ebenso wie die großen römischen Familien einst ihre Anfänge von den Göttern ableiteten. Und es wurde an ewige Dauer geglaubt, ebensogut wie Horaz um den Begriff der Unendlichkeit auszudrücken die Wendung braucht: solange als die tarpeische Jungfrau das Capitol hinansteigen wird.

Daher die allgemeine Unbekümmertheit als diesem Zustande gegenüber das Gefühl erwachte, daß er nicht

der richtige sei. Daher auch bei denen, welche, weiter blickend, das geradezu Unmögliche dieser Verhältnisse sahen, die Überzeugung, man werde sich nicht durch allmälige Übergänge zu etwas relativ Besserem durcharbeiten können, sondern es müsse ein allgemeiner Einsturz erfolgen, aus dem dann vielleicht, als etwas ganz und gar Neues, einfache, naturgemäße Zustände sich entwickelten.

Das Zusammentreffen dieser beiden Stimmungen: der absoluten Sicherheit im Genusse der Gegenwart und der Erwartung eines Chaos mit völlig neuer Weltschöpfung hinterher, charakterisirt die erste Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Man lebte drauf los und sah dem Laufe der Dinge mit frivoler Ironie zu. Das ist der Sinn des Ausspruches: après nous le déluge. Ludwig XV., der großartigste Repräsentant des ungeheuren Leichtsinnes mit dem damals darauf los gelebt wurde, erkennt ein bevorstehendes Ende aller Dinge ohne weiteres an, überläßt es der späteren Menschheit aber durchaus, ihrerseits dann die Sünden ihrer Vorfahren auszubaden. Daß er selbst aber oder seine Familie in nächster Nähe dabei betheiligt sein könnten, war ein Gedanke der ihm niemals kam. Er dachte an eine Sündfluth in unbestimmter Zukunft. Jedenfalls rechnete er auf einen Vorschuß der Vorsehung von 100 oder 200 Jahren. Dies die Ursache, warum man die Weltverbesserer ohne sie groß zu beunruhigen gewähren ließ, die sich damit zu beschäftigen begannen, neue Reiche zu construiren, in denen die »Freiheit« zu Hause war und in denen »Philosophen« sich selbst regierten.

Die Versuche dieser Art wurden in dem Maaße jedoch bedenklicher, als sich handgreiflich die Zeichen mehrten,

es werde nicht bloß der fernen Zukunft, sondern einer lebenden Generation beschieden sein, die Erfahrung zu machen, daß abgewirthschaftet sei. Die Geschichte von Robinson, der auf einer wüsten Insel wie Adam ganz von Neuem anfangen mußte, war in der Form eines unschuldigen Romanes die Ausführung des Gedankens, daß es einmal für jeden Einzelnen dahin kommen könnte, wie Robinson Schiffbruch zu leiden und sich mit etwas erbärmlichem Hausrathe ein neues Leben zimmern zu müssen. Derartige Gedanken fingen an populär zu werden. Und nun geschah es, daß gerade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Art plötzlich sich meldende Pubertät des Publikums eintrat, daß die bis dahin gleichgültig fortlebende frivole Masse eines Morgens sich dieser Gedanken bemächtigte und die große Frage der Weltverbesserung feurig aufgriff.

Die drei Männer, welche diesen Umschwung in Frankreich, oder vielmehr in Paris, das damals in anderem Sinne als heute das »Hirn der Menschheit« war, vermittelt haben, sind Voltaire, Rousseau und Diderot.

Voltaire war der mächtigste unter ihnen. Voltaire hat den Boden Frankreichs umgegraben und für die neue Saat empfänglich gemacht, die, neben ihm, Rousseau auszustreuen begann. Diderot, mit ihnen beiden kaum zu vergleichen, muß trotzdem genannt werden, weil er der fähigste unter all den Schriftstellern zweiten Ranges gewesen ist, welche in Voltaire's und Rousseau's Geiste für das Emporkommen der jungen Saat Sorge trugen. Diderot gelang es, die ästhetisch-literarische Form für die neuen Ideen zu finden und auszufüllen, obgleich er nur ein Schriftsteller und kein Dichter war. Diderot erfand die

prosaische Tragödie, die sogenannte comédie larmoyante, die »weinerliche Comödie«, deren Vertreter in Deutschland Lessing war. Lessings Hauptdrama in dieser Richtung ist Miß Sampson, während Goethe's Hauptwerk in dieser Form Clavigo ist. Heute figurirt Diderot nur als Kritiker und Erzähler unter den Classikern, da seine Theaterstücke abgethan und unerträglich sind.

Voltaire ist von Goethe am besten charakterisirt worden, indem er ihn als den Inbegriff aller Eigenschaften hinstellt, welche die französische Nation im Guten und Bösen auszeichnen. Voltaire ist der glänzendste »Franzose« den die Geschichte aufweist. Auch das Element persönlicher Bravour fehlte ihm nicht, denn er hat einen hohen Herrn, der ihn blutig beleidigt hatte, dazu zwingen wollen, sich mit ihm zu schlagen, und hat nicht abgelassen als bis er auf dessen Veranlassung in die Bastille gesteckt wurde. Goethe hat kurzweg ausgesprochen, daß Voltaire der Urheber der französischen Revolution sei, indem er von ihm sagt, daß er die alten Bande der Menschheit gelöst habe. Voltaire starb vor ihrem Ausbruche. Was ihn verhinderte, mit noch gewaltigerer Kraft zu wirken, war nur der Umstand, daß ihm der Eintritt in die höchste Pariser Gesellschaft zu leicht gemacht worden war. Hätte sein agitatorischer Kopf auf dem Rumpfe eines niedriger gestellten Mannes gesessen, den Armuth und Entbehrung erbittert und gegen die höheren Classen mit Antipathie erfüllt hätten, so würde Voltaire vielleicht Wirkungen hervorgebracht haben, welche den Männern der Revolution und Revolte, die wenig Jahre nach seinem Tode sich erhoben, viel Arbeit vorweg genommen hätte. Auf der andern Seite braucht kaum gesagt zu werden, in wie unge-

meinem Maaße Voltaire's gesellschaftlich unbehinderte Laufbahn seine Gedanken überall hin gelangen ließ. Niemals hat ein Schriftsteller so ganz und gar seine Epoche beherrscht wie Voltaire die seinige. Voltaire ist auch für uns heute noch einer der größten Geschichtsschreiber.

Als junger Schriftsteller war Voltaire gezwungen gewesen, Frankreich zu verlassen, und hatte sich nach England begeben. Dieses und die niederländischen Freistaaten repräsentirten im vorigen Jahrhundert die protestantisch-germanische Freiheit. Die politische Unabhängigkeit des Individuums, die Unantastbarkeit der philosophischen Ueberzeugung jedes Einzelnen waren dort gewährleistet. Konnte irgend woher ein Muster genommen werden für die Neugestaltung des übrigen Europa's, so stand England als natürliches Vorbild da. Dies war es was Voltaire jetzt an Ort und Stelle aufging. Er studirte die englische Philosophie. Es war ihm die wunderbare doppelte Gabe verliehen, sich in fremde Gedanken mit Leichtigkeit hineinzufinden, sie sodann aber mit unermüdlicher Sorgfalt solange durchzuarbeiten, bis jedes letzte überflüssige Wort aus seinen Sätzen entfernt worden und ihnen die Leichtigkeit verliehen war, welche die literarische Form haben muß wenn sie wirken soll. Voltaire besaß bei unbegrenzter Productionskraft ein ungeheures Maaß von Selbstkritik.

Die Werke, in denen er jetzt die politisch-moralischen Anschauungen der englischen Philosophen vor das Pariser Publikum brachte, schlugen durch. Von da ab erst begann die tiefer gehende Bewegung der Geister in Frankreich. Voltaire hatte das vorbereitende Element damit geschaffen, unter dessen Schutze Rousseau nun eintreten konnte. Rous-

seau war jünger als Voltaire. Er fand sein Publicum schon halb fertig vor.

Rousseau stand als Künstler lange nicht auf Voltaire's Höhe. Aber er brauchte bei seinen Arbeiten auch nicht so lange zu richten und zu feilen, denn seiner Sprache war ein Element eigen, das einzige vielleicht das der Voltaire's fehlte: die unmittelbar auf den Leser eindringende Lebenswärme, welche, wo es sich um den Erfolg bei nur einer einzigen Generation handelt, die Wirkung der Kunst übertreffen kann. Rousseau hatte sich aus den Tiefen der Gesellschaft erhoben und, obgleich ihm der Verkehr mit den höchsten Kreisen von vielen Seiten her aufgedrungen wurde, er ist immer ein Plebejer geblieben.

Rousseau trat rücksichtslos auf: rücksichtslos sowohl aus eigner Natur als weil er es sein wollte. Er ließ sich nicht auf Allgemeinheiten ein, sondern ging praktisch den Dingen zu Leibe. Frage für Frage, debattirt er in colossalen schriftstellerischen Leistungen den gährenden Stoff der die Gemüther beunruhigte, und erweckt offenen Haß und offene Liebe gegen sich in gewaltigem Umfange. Voltaire war bei all seinen Schriften immer Künstler geblieben; ihm war es gelungen, das Bestehende so lange hin- und herzuwenden, bis Jedermann eingesehen hatte, daß es abgethan und unhaltbar sei; zumeist aber hatte er sich an die oberen Gesellschaftsschichten gewandt. Rousseau dagegen wendete sich an Jedermann. Jeder empfand ihn als seines Gleichen. Voltaire hatte die Deutschen nur interessiren können, Rousseau erschütterte sie. Rousseau's Ideen waren in Herders Seele eingedrungen, als dieser, in seinem ganzen Wesen Rousseau verwandt, als einsamer

armer junger Mensch im äußersten Osten Deutscher Bevölkerung emporzukommen suchte. Er tritt gegen ihn auf und kritisirt ihn: aber er trug ihn in der Seele!

Wir haben gesehen, daß Goethe in Straßburg mit Rousseau's Schriften nichts anzufangen wußte. Ein großer Mann ist nicht immer gleich verständlich, er braucht oft erst Propheten, die der Welt sagen müssen, was bei ihm zu finden sei. Ich spreche deshalb bei Rousseau's Einfluß auf Herder nicht von Bestimmtem, was er aus ihm entnahm, sondern es hat etwas stattgefunden das wir mit einer elektrischen Berührung vergleichen könnten und das auf Goethe durch Herder weitergegangen ist, während es Goethe aus sich allein nicht finden konnte. Rousseau sah nur einen Weg des Loskommens von der auf den Völkern lastenden Tyrannei: der Einzelne mußte empfinden lernen, welche Rechte und Pflichten ihm aus der Thatsache zuwüchsen, daß er ein Theil seines Volkes sei. Jede Nation war in seinen Augen ein Individuum, verantwortlich für ihre eignen Schicksale. Rousseau wandte sich an die französische als komme es auf sie allein an: jede andere aber konnte seine Lehren als für sich geschrieben betrachten. Und dies geschah, indem man außerhalb Frankreichs einfach den Begriff »Menschheit« substituirte. Das politische Separatgefühl, ohne das heute ein rechter Patriotismus gar nicht möglich scheint, war damals unbekannt. Man hatte auch in Frankreich nur die Menschheit als Ganzes im Auge. Die große Entwicklungsgeschichte der Menschheit, die Herder bei all seinen Arbeiten als Grundidee vorschwebte, auf die seine einzelnen Leistungen sämmtlich zurückzuführen sind, hätte sich in seiner Seele nicht aufbauen können ohne die Hülfe Rousseau's.

Rousseau's Lehre: alle Civilisation sei Verschlechterung eines ursprünglich vollkommenen Zustandes, entsprach sosehr dem allgemeinen Gefühle, daß sie ohne Beweis angenommen wurde. Alles sei gut aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, Alles sei vom Menschen verdorben worden. Der Weg zum uranfänglichen Zustande zurück müsse gefunden werden. Während heute diejenige Lehre der Denkungsart der Meisten entspricht, welche ein Emporkommen der Menschheit aus durchaus thierischem Zustande für wissenschaftlich bewiesen annimmt, so daß hier wiederum der Einzelne nicht erst den Beweis selber zu schaffen sucht ehe er sich ihr zuwendet, begegnete damals die Lehre ursprünglicher Vollkommenheit derselben Glaubensgeneigtheit. In gewisser Art bot sie nichts Neues: die Theologie erzählte ja seit jeher vom verlorenen Paradiese; Rousseau aber wollte zeigen, wie ohne Christenthum die Philosophie zu diesem Paradiese zurückführe. Herder zog zuerst die Consequenzen aus dieser Lehre die sich auf die Dichtkunst bezogen. Die Poeten sollten zur reinen Natur zurück. Natur war hier gleichbedeutend mit eigner, nur der inneren Stimme gehorchender Schöpfungskraft. Auf die Dichter sollte als Muster zurückgegangen werden, welche als Heroen an der Spitze ihrer Völker standen. Winckelmann hatte auf die Griechen hingewiesen und gezeigt wie ihre bildende Kunst eine Blüthe des gesammten Volkslebens gewesen war, Herder faßt die Psalmen, die Gesänge Homers, Pindar, Ossian, Shakspeare vor Allem, ins Auge und daneben, als die Wiesenblumen, die ohne menschliche Aussaat um diese Rieseneichen aufsprossen: die Lieder des Volkes. Während man in den Ästen droben die Stürme rauschen hörte, zitterte über die Gräser unten die

leise seufzende Luft, der sehnsuchtsvolle Athem der Natur. Herder brachte das nicht in kritischen, geistreichen Darlegungen vor, sondern er war Prediger! Alles was Herder geschrieben hat, wird erst ganz verständlich wenn wir es als Predigt auffassen. Die Art und Weise des Predigers ist nicht, bei besonderer Gelegenheit mit wohl überlegten Dingen vorzukommen die gedruckt werden sollen, sondern bei jeder Gelegenheit in freier mündlicher Mittheilung das Herz voll auszuschütten. Man muß Herders Sätze als gesprochene Sprache nehmen wenn man seiner Sprache gerecht werden will.

Goethe war einundzwanzig Jahre alt als er Herder begegnete. Es gährte in ihm, er suchte nach einem Meister, er fand nirgends Jemand bei dem er empfunden hätte: der kann mehr wie du; der ist im Besitze von Geheimnissen die dir helfen können. Endlich kam einer, bei dem die ersten Worte entscheidend waren, dem er sich unterwarf. Und was Herders Herrschaft um so sicherer befestigte, war sein eignes Benehmen Goethe's hingebender Liebe gegenüber. Herder war an solche Unterwerfungen gewöhnt. Er sah nichts Besonderes darin bei Goethe und behandelte ihn mit Gleichgültigkeit. Manchmal scheint es beinahe sogar als habe Herder in aller Stille Goethe's Stärke bald gefühlt und, vielleicht unbewußter Weise, versucht, ihn nicht zusehr neben sich emporkommen zu lassen.

Von jetzt ab können wir rechnen, daß Goethe's ächte Productivität ihren Anfang nimmt. Das Vorhergehende waren nur planlose Versuche gewesen. Die Richtung hatte Goethe geahnt: nun kam Herder um ihm die Straße zu zeigen. Jetzt erst tritt Goethe in die Epoche freudiger, jugendlicher Selbstüberhebung ein, die ihn in den nun

folgenden Jahren so liebenswürdig erscheinen läßt und die er so reichlich gerechtfertigt hat.

Nun aber setzen wir dem Allen doch etwas entgegen.

Goethe hat in Dichtung und Wahrheit ausgiebig und im Gefühle, von der erfolgnißreichsten Begebenheit seines Lebens zu sprechen, sein Straßburger Zusammentreffen mit Herder erzählt. Dennoch ist es und was er übrigens mit seinen Freunden und Bekannten dort erlebte, nur der Rahmen für ein Begegniß, das die wahre Mitte seines Straßburger Daseins war. Wie er Friederike Brion in Sesenheim fand und liebte, wird mit anderer Feder beschrieben als das Uebrige. Wäre aus Goethe ein großer Philosoph, ein Staatsmann, ein Gelehrter geworden und nichts als das, so würde er, als er im Alter die Ereignisse durchzählte und ordnete, aus deren Kette sein Leben bestand, Friederike vielleicht kaum erwähnt haben. Aber das Auge des Dichters sah die Dinge in einer höheren Ordnung. Goethe fühlte, sich erinnernd an die Tage seiner Jugend, daß in dem Aufblühen dieser Liebe, deren längst verflogner Duft ihn einmal entzücken sollte, die höchsten Momente seines Lebens lagen. Goethe wußte zugut daß ihm das mehr gewesen sei als alles Uebrige. Friederiken schuldete und verdankte er am meisten. Zu ihr wendet er seine Augen am liebsten zurück, hier stellen sich ihm die Dinge am klarsten wieder dar.

Goethe hat all seine Kunst aufgewandt, um die Gestalt dieses Mädchens so schön und rein darzustellen wie er nur immer vermöchte.

Seine Leipziger Verhältnisse erscheinen wie Spielereien dagegen. Sie waren im Scherze geschürzt und es konnte, als sie zu Ende waren, in graziösen Wendungen

von Trauer und Verzweiflung gesprochen werden. Jetzt begegnet ihm die Erste, die Fleisch und Blut hat. Die Erste auch, der er das Herz brach und die er niemals vergessen konnte. Nachdem ein langes Leben vorbeigerauscht, das ihr Andenken immer mehr hatte verschwinden lassen, nöthigte ihn die Beschreibung dieses Lebens die Momente jener Zeit wieder durchzuleben. Schreiben ist mehr als bloßes Erinnern. Jetzt, um Friederike mit dem höchsten Glanze zu umgeben, hat Goethe gegen sich selbst eine Härte walten lassen, in der allein schon, wenn es dessen bedürfte, eine nachträgliche Buße liegt. Etwas unbeschreiblich Rührendes empfängt Friederike in Goethe's Darstellung, als sei ihm und ihr die Jugend noch einmal wiedergeschenkt worden und noch einmal die Möglichkeit gegeben, daß sie sich doch nicht trennten.





Vierte Vorlesung.

Friederike in Sesenheim. — Doctorpromotion. — Rückkehr nach Frankfurt.

Friederikens Gestalt, der wir in Dichtung und Wahrheit begegnen, ist nicht, wie man heute zu sagen pflegt, von der Natur abgeschrieben, sondern Goethe hat ein Wesen, welches in Erinnerung an Friederike in seiner Phantasie aufstieg, soweit wieder mit allerlei kleinen Zügen seiner Freundin ausgestattet, bis es ihr täuschend ähnlich sah. Die höchste Wirkung jeder Kunst ist, daß der Künstler seinen Gebilden diesen Anschein von Wirklichkeit verleihe. Als habe nicht er, sondern die Natur gearbeitet und er sein Vorbild nur auf das Getreueste nachgeahmt. Je mehr ihm das gelingt, um so vollkommener wird seine Schöpfung sein und um so lebendiger wird er wirken; während derjenige der ohne diesen vorausgehenden mühsamen Proceß sich darangiebt, nur nachzuahmen was die Natur darbietet, im besten Falle einen beängstigenden Doppelgänger der Natur hervorbringen wird, der uns stumm und starr ansieht, weil ihm Sprache und Bewegung nicht verliehen werden konnte. Dies der Grund weshalb manche Portraits bei auffallender scharfer Ähnlichkeit so beängstigend wirken und weshalb Photographien, welche das Wirkliche

am schärfsten wiedergeben, niemals als Werke der Kunst betrachtet werden können, mag noch soviel Erfahrung und Geschicklichkeit bei ihrer Herstellung aufgewandt sein. Photographische Portraits, denen der Retoucheur nicht nachträglich eine Art von erlogener Allgemeinheit verleiht, wirken, länger betrachtet, als sähe man Jemand im Starrkrampfe vor sich.

Bei Friederiken ist es Goethe in hohem Maaße geglückt, das Gefühl hervorzubringen, diese Gestalt entspreche aufs Treueste der wirklichen Pfarrerstochter von Sesenheim, die er einst liebte. Man möchte darauf schwören, genau so müsse Friederike gewesen sein, nur daß wir sie in der Stille für noch viel liebenswürdiger zu halten geneigt wären, als Goethe sehen und beschreiben konnte.

Man meint, er habe ihr noch zu wenig gethan.

Auch das ist eine Wirkung die von wahrhaft gelungenen künstlerischen Gestaltungen ausgeht: daß der der sie betrachtet sie besser zu kennen glaubt als der Dichter selber. Gleichsam als sei der Dichter nur ein ausgewähltes Werkzeug gewesen, das, im höheren Auftrage der Vorsehung, eine Figur auf die Welt zu setzen hatte, die ihr eignes Leben für sich lebt. Wie Kinder, die sich zu ihren Aeltern sofort als Individualitäten in Gegensatz bringen, so scheinen Figuren wie Julie, Hamlet, Faust ihrem Hervorbringer gegenüber eine gewisse Unabhängigkeit beanspruchen zu dürfen, so daß ihnen schließlich Andere, fremd hinzutretende Personen, näher stehen könnten als der Erzeuger selbst. Mancher Erklärer des Hamlet wird sich einbilden, den Prinzen mindestens ebensogut zu kennen als Shakspeare ihn kannte. Bei Darstellungen dieses Stückes hat sich das Publicum schon dem traurigen Aus-

gange des Prinzen widersetzt, während Alexander Dumas der Ältere, der die Tragödie in französische Alexandriner gebracht hat, sogar am Ende das Gespenst des Vaters noch einmal erscheinen und Hamlet die Mahnung ertheilen läßt, die Regierung zu übernehmen, wozu er ihm bestens Glück wünsche. Was dann auch geschieht. Ich weiß, daß einer meiner Jugendfreunde mit Vorliebe auf die Beweisführung zurückkam, Shakspeare habe kein Recht gehabt, Romeo und Julie umzubringen.

Shakspeare, wenn dergleichen bei seinen Lebzeiten vor ihm verhandelt worden ist, würde darin wohl nur den schmeichelhaftesten Beweis gefunden haben, daß es ihm geglückt sei, ächt lebendige Wesen zu erschaffen, und Goethe, wenn ihm die härtesten Vorwürfe gemacht worden sind, ein so entzückendes Geschöpf wie Friederike treulos verlassen zu haben, sah sicherlich darin nur den Beweis, der Effect sei erreicht worden, den er hervorbringen wollte.

Es würde vergeblich sein, feststellen zu wollen, wieweit Goethe's Friederike und die ächte Friederike übereinstimmten. Wir, die wir unter der Herrschaft der Goethe'schen Dichtung stehen, sehen das Mädchen so entzückend wie Goethe sie schildert. Ich werde zeigen, wie weit es möglich sei, den Unterschied beider Gestalten, der idealen und der realen zu verfolgen. Dazu bedarf es, daß wir untersuchen, mit welchen künstlerischen Mitteln Goethe's Darstellung seiner Sesenheimer Erlebnisse vollbracht worden ist.

Um von vornherein die Ahnung eines tragischen Ausganges zu erregen, läßt er als Einleitung sein Abenteuer mit den Töchtern des alten Franzosen, bei dem er in Straßburg tanzen lernte, vorhergehen. Eine kleine in sich

abgerundete Erzählung, deren Abschluß eine erschütternde dramatische Scene bildet, das Ganze in seiner Art das Muster einer modernen Novelle. Der Inhalt ist, daß von den beiden Töchtern des Tanzlehrers die jüngere Goethe's Interesse erregt, während die ältere, Lucinde, ohne daß er es ahnt, für ihn in Flammen geräth.

Goethe beschreibt, wie eines Tages Lucinde ins Zimmer stürzt, ihn, der mit der jüngeren Schwester eben in einem Gespräche begriffen war, das für sie Beide vielleicht ernstlicheren Inhalt hätte annehmen können, leidenschaftlich unterbricht, offen ausspricht was sie für ihn empfinde, und endlich, nachdem sie zu Gunsten ihrer jüngeren Schwester auf ihn verzichtend Abschied von ihm genommen, ihm mit einem Kusse die Lippen schließt, der, wie sie ausruft, derjenigen zum Verderben gereichen solle, die zum ersten Male wieder von diesen Lippen geküßt werde. Goethe verläßt das Haus, in das er niemals wieder zurückkehrt. Mit einer gewissen Beängstigung erwartet der Leser, wen dieser Fluch treffen werde.

Um dieses Gefühl jedoch wieder zu beschwichtigen ehe Friederike vor uns erscheint, und zugleich um wie durch ein Spiegelbild auf das Pfarrhaus von Sesenheim und seine Bewohner vorzubereiten, giebt Goethe nun den Bericht über Herders Lectüre des Landpredigers von Wakefield. Dieser Roman, heute als uraltes Buch bekannt, aus dem man in Familien das erste Englisch lernen läßt, wie Französisch aus Paul und Virginie und Italiänisch aus den Promessi sposi, besaß damals den vollen Reiz der Neuheit. Goethe, indem er erzählt wie Herder es seinen jüngeren Freunden vortrug und was dabei zur Sprache kam, läßt eine neue Seite des Herderschen Charakters offen-

bar werden: daß er die höchste Wirkung hervorbringt und sie gleich auch wieder zu zerstören weiß, und daß er so früh schon die Mischung von begeisternd erhebender Kraft und von dem Vermögen zu verstimmen und niederzuschlagen in sich trägt, welche Herder selbst mit der Zeit immer verderblicher geworden ist. Der Landprediger von Wakefield ist das Haupt einer Familie, welche mit ihm durch mannigfache Noth zur höchsten Bedrängniß vorwärtsschreitet, bis endlich, nachdem alle Charaktere geläutert und gekräftigt aus diesen Prüfungen hervorgegangen sind, die Schicksalsmächte sich besänftigen, bei allmälig eintretendem immer besserem Wetter die Widerwärtigkeiten verschwinden und wir die Familie in dem vollen Sonnenscheine des Glückes verlassen in dem wir zuerst ihre Bekanntschaft machten.

Damit sind wir auf Sesenheim vorbereitet ohne es zu wissen. Es scheint, als hübe ein ganz neues Capitel an, das mit dem Vorhergehenden nichts zu thun hat. Es war im Frühling 1771. Herder ist von Straßburg wieder abgereist, Goethe hat alle Ursache sich auf sein Jus zu concentriren, da er im Herbste Doctor werden will. Aber das herrliche Land macht seine Rechte geltend, während zugleich der angeborene Trieb bei Goethe hervorbricht, von keinem Fleck der Erde, den er einmal bewohnt hat, sich wieder zu trennen ohne ihn gründlich erforscht zu haben. Elsaß, zwischen Rhein und Vogesen ein abgeschlossenes Land, hat schon auf Manchen die Wirkung geäußert, die auch die Schweiz zu haben pflegt: daß man sich bewogen fühlt, die Provinz von Anfang bis zu Ende zu durchwandern und daß man endlich jeden Weg im Thal und im Gebirge begangen haben will. Es hat immer Gelehrte und Naturfreunde gegeben welche, wie

man sagt »bibelfest , im Elsaß historisch und topographisch fest und zu Hause waren. Das Land hat seine eigne Geschichte und seinen eignen Charakter.

Zu Goethe's Bekannten zählte auch ein geborener Elsasser, »der sein stilles fleißiges Wesen dadurch erheiterte, daß er bei Freunden und Verwandten in der Gegend von Zeit zu Zeit einsprach«. Mit ihm verabredet er eine Partie zu einem Verwandten, dem Pfarrer Brion in Sesenheim, oder, wie wohl geschrieben werden müßte, Sessenheim.

Goethe hat immer die Neigung gehabt, unter Annahme einer Verkleidung oder eines fremden Namens aufzutreten. Seine am liebsten objectiv beobachtende Natur befand sich wohl beim Incognito. Als Leipziger Student machte er so seine berühmte Fahrt nach Dresden, wo er bei dem sokratischen Schuster einkehrte, dessen Hauswesen er so malerisch beschreibt. Auf seiner einsamen Winterreise in den Harz — später, von Weimar aus — läßt er sich bei Plessing in Wenigerode, der ihn in Briefen mehrfach über innere geistige Bedrängnisse um Rath angegangen hatte, unter einem fremden Namen melden und geht ohne sich zu erkennen gegeben zu haben. In Rom lebt er die ersten Wochen unter gleichem Schutze unbehelligt, in Sicilien besucht er so die Familie Balsamo: die Liste seiner Abenteuer dieser Art wäre noch zu vermehren. Auch jetzt bricht sein Hang zu diesem Annehmen einer indifferenten Persönlichkeit durch: er beschließt als »lateinischer Reiter« aufzutreten, steckt sich in eine ärmliche Kleidung, bringt sein zierlich gehaltenes Haar in die einfachste Form und reitet mit seinem Freunde eines Morgens ab. Im Mai 1771.

Der Ritt wird mit einer Anschaulichkeit beschrieben,

daß der Leser als unsichtbarer Dritter nebenher zu traben glaubt. Vor Allem, damit man festen Boden unter den Füßen habe, wie Goethe's Manier war, die vortreffliche Chaussée. Das herrliche Wetter. Die Nähe des Rheinstromes. Das fruchtbare Land: die Ebene mit dem duftigen Gebirge in der Ferne. Endlich biegen die beiden Reiter auf einem anmuthigen Fußpfade von der großen Straße nach Sesenheim ab, stellen die Pferde im Dorfe ein und begeben sich in das Pfarrhaus.

Wie genau werden wir was dieses Haus betrifft wieder unterrichtet. Wo es zu bauen giebt war Goethe stets bei der Hand. Auch hier war ein Umbau nothwendig und das Interesse dafür einer der Wege, auf denen Goethe später des alten Pfarrers Gunst gewann. Er selbst zeichnete Risse dafür, deren einen Riemer — Goethe's Secretär in dessen letzten Lebensjahren — noch unter seinen Papieren sah.

Der Pfarrer empfängt die Beiden allein: die Töchter sind ausgegangen. Nun bemerken wir, mit welchem Raffinement Friederikens erstes Auftreten in Scene gesetzt wird. Hier erkennt man recht den gewiegten Schriftsteller und sogar den Theaterdirector. Zuerst läßt er die ältere Schwester »hereinstürmen« und nach Friederike fragen. Eine leise Ungeduld beschleicht uns und zugleich die Erwartung, in Friederiken etwas zu begegnen, was einen Gegensatz zu diesem »Stürmen« bilden werde. Aber er hält sie noch zurück. Zum zweiten Male muß die ältere Schwester — Salomea, Goethe nennt sie jedoch in Erinnerung an die älteste Tochter des Landpredigers von Wakefield: Olivie — »hastig« in die Stube kommen und nach Friederiken fragen.

»Laß sie immer gehen, sie kommt schon von selbst wieder«, beruhigt der Vater. Friederike hatte sich auf einem Spaziergange über Land verspätet. Jetzt tritt die Besorgniß, es möchte ihr etwas zugestoßen seiu, zur bloßen Erwartung hinzu. Da endlich erscheint sie. Und nun, wonach Jeder begierig ist, mit einigen meisterhaften Zügen ein Bild des schönen Mädchens. Friederike ist als Heldin und Hauptperson eingeführt ohne für ihren Theil noch mehr gethan zu haben als sich erwarten zu lassen.

Sie trägt sich »Deutsch«. Ein kurzes weißes Röckchen mit einer Falbel. Die »nettesten Füße sichtbar«. Ein knappes weißes Mieder und eine Taffetschürze: der ganze Anzug auf der Gränze zwischen Städterin und Bäuerin.

Heitere, blaue Augen. Artiges Stumpfnäschen. Einen Strohhut trägt sie am Arme. Lieblichkeit über sie ausgegossen. Mit ganz bescheidenen Farben ward hier ein entzückendes Bild gemalt.

Vater, Mutter und Töchter suchen es nun den beiden armen Studenten bequem zu machen. »Ein anmuthiges Geklatsch der Schwestern« beginnt sich über die gesammte Nachbarschaft zu verbreiten. Friederike spielt dann Clavier, »wie man auf dem Lande spielt«, auf einem verstimmten Claviere. »Lassen Sie uns hinauskommen«, sagt sie, »dann sollen Sie meine Elsasser und Schweizerlieder hören.«

Jetzt fällt Goethe die Ähnlichkeit mit der Familie des Vicar of Wakefield auf. Dadurch ist der Leser vollends mit den Leuten bekannt gemacht. Zugleich aber empfinden wir nun auch, daß Schicksale bevorstehen, daß diese guten stillen Menschen auf die Probe gestellt werden könnten. Abends im Wirthshause recapitulirt Goethe mit seinem

Freunde die Erlebnisse des Tages. Die Ähnlichkeit der Familie mit der des Romanes kommt zur Sprache. Zugleich aber erwachen jene Consequenzen in Goethe's Seele. Auch in die Familie des Vicar hat sich Burchell, der Verführer der einen Tochter, verkleidet eingeschlichen. Goethe vergleicht sich mit diesem. Noch ohne einen Schimmer von Schuld, aber die Vergleichung allein scheint ihm hinreichend die heftigsten Gewissensbisse hervorzurufen.

Dies Gefühl läßt sich begreifen. Die Unschuld und Wahrheit der Leute bildeten einen zu empfindlichen Gegensatz gegen Goethe's Versteckspielen. Er hatte bei einem Spaziergange durch die Felder bemerkt, wie die Bauern mit einer gewissen Ehrfurcht das junge Mädchen grüßten wenn sie ihr begegneten. Er war mit Friederike Abends in Mondschein gegangen, aber »ihre Reden hatten nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, mit der sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage.« All dem hatte er nichts als Schauspielerei entgegengesetzt. Am andern Morgen, von der Unwürdigkeit seiner Rolle durchdrungen, wirft er sich auf sein Pferd und reitet davon.

Er will nach Straßburg zurück. In dem Maaße aber als die Erinnerung an das Erlebte im Einzelnen ihm wiederkehrt, reitet er langsamer und macht endlich Kehrt. In Drusenheim hält er an. Vor dem Wirthshause trifft er, im Sonntagsstaate und mit bebändertem Hute, den Sohn des Wirthes, der eben der Frau Pfarrerin in Sesenheim einen Kindtaufkuchen bringen will. Mit ihm tauscht Goethe den Anzug, um eine neue Maske vorzunehmen. Den Kuchen in den Händen tragend tritt er bald in das Sesenheimer Pfarrhaus wieder ein. Niemand merkt den Betrug, bis endlich Friederike ihm ent-

gegenkommt. Auch sie nimmt Goethe zuerst für den den die Kleidung vorstellte und fragt zutraulich: »George, was machst Du?« Dann wird sie den Irrthum gewahr. »Ihre bläßlichen Wangen hatten sich mit dem schönsten Rosenrothe gefärbt.«

So nun erfahren wir langsam weiter was in Sesenheim geschah. Wie Goethe die Familie durch sein Wesen bezaubert. Wie er sich zu Jedem einzeln in ein Verhältniß setzt. Wie er sich bis zur Ausgelassenheit manchmal dem Gefühle des Glückes hingiebt. Die Gedichte rühren uns heute noch, die er damals an Friederike richtete. Herder hatte ihn zuerst auf die Lieder des Volkes hingewiesen. Jetzt hört er sie von Friederiken singen, sammelt sie aus dem Munde der Leute und dichtet im Geist und Tone des Volkslieds seine eignen herrlichen Verse hinzu. Wie begreiflich dieses unbekümmerte Drauflosleben Goethe's. Wie begreiflich auch die Arglosigkeit, mit der Friederike seine Zuneigung erwiederte, die sich bald mit schwesterlicher Vertraulichkeit an ihn anschloß.

Hierbei ist wohl zu erwägen, daß eine solche Intimität damals nichts Auffallendes hatte. Der Verkehr junger Leute untereinander war in jenen Zeiten höchst unbefangen. Wie es erlaubt ist, sobald die Musik als drittes Element hinzutritt, daß ein junger Mann ein junges Mädchen in den Arm nimmt und sich im Tacte mit ihr bewegt, so trat damals das in ganz Europa allgemeine Gefühl, einem höherem menschlichen Dasein entgegenzugehen, als Musik gleichsam zu allen Verhältnissen hinzu und gestattete eine Annäherung, welche heute nicht mehr geduldet wird. Man ging zusammen, man schrieb sich, man besprach unbefangen eine Menge Dinge, von denen im Gespräche junger Leute

heute nicht mehr die Rede ist. Auch die Grenzen zwischen Verlobtsein und Nichtverlobtsein wurden damals nicht so streng innegehalten. Je freier man jedoch sich bewegen durfte, um so sorgfältiger mußte im besonderen Falle unterschieden werden, wie weit man ginge. Goethe demgemäß, den Friederike und ihre Eltern und deren Verwandtschaft bald als den erklärten Liebhaber Friederikens ansahen und behandelten, trat in diese Stellung ein ohne sich mit Friederiken, geschweige denn mit den Eltern ausgesprochen zu haben. Er war zu nichts verpflichtet und konnte jeden Augenblick wieder gehen wie er gekommen war.

Nun beschreibt Goethe, wie er mitten im Vollgefühle seiner Liebe zu Friederiken zu empfinden begann, daß Alles doch nur in seiner Phantasie liege. Diese Entdeckung macht er, noch ehe ein bindendes Wort gesagt war. Bei einem ländlichen Feste erreicht dieser Widerstreit seinen Höhepunkt. Goethe, der nicht weiß, ob er fliehen oder bleiben soll, bringt Friederike zum Geständnisse, daß sie ihn liebe, und der erste Kuß wird von den Lippen gegeben und empfangen über die der Fluch gesprochen war. Sofort kehrt Goethe das ins Gedächtniß zurück. Nachts erscheint ihm Lucinde im Traume und wiederholt die Verwünschung, während Friederike ihr gegenüberstehend zu sprachlosem Schrecken erstarrt, nicht begreifend um was es sich handle. Die Erzählung erhebt sich zu hoher dramatischer Lebendigkeit und wir erwarten das Gewaltsamste.

Statt dessen wieder ein Kunstgriff, den Glauben zu erwecken, es werde hier nicht ein Roman, sondern nur einfach mitgetheilt was sich ereignete. Es wird im gelassenen alten Tone nun forterzählt, wie das Leben mit den Mädchen und ihren Eltern ruhig weiterfloß. Goethe galt wohl als Friede-

rikens Verlobter und genießt das wachsende Zutrauen der Familie. Er kommt öfter nach Sesenheim heraus, wohnt dort wochenlang oder steht mit Friederike im Briefwechsel. Immer ruhiger aber wird es in seinem Herzen. Wir besitzen einige Briefe, welche er bei solchen Besuchen von Sesenheim an Salzmann geschrieben hat. In einem derselben wird sein Zustand in seltsamer Weise ausgedrückt. »In meiner Seele«, schreibt er, »ist's nicht ganz heiter; ich bin zusehr wachend als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife.« Den letzten Stoß giebt ein Besuch der Schwestern in Straßburg, wo Goethe sie, dem ländlichen Boden entrissen, in einer Gesellschaft findet, für die sie nicht erzogen waren. Er erzählt, wie Friederike sich trotzdem richtig zu benehmen weiß. Er theilt einen Zug von ihr mit, der mich immer gerührt hat.

Sie nahm, wozu sie berechtigt war, das in Anspruch, was Goethe »seine Dienerschaft« nennt. Eines Abends vertraute sie ihm, die Damen des Hauses bei denen sie wohnte wünschten Goethe lesen zu hören. Goethe nahm den Hamlet, las ihn mit Feuer von Anfang bis zu Ende vor und erwarb sich großen Beifall. »Friederike«, erzählt er, »hatte von Zeit zu Zeit tief geathmet und ihre Wangen eine fliegende Röthe überzogen.« Das einzige Zeichen, aus dem er erkennen durfte, wie stolz sie auf den Beifall war, den ihr Goethe davongetragen. Er berichtet dann weiter über der älteren Schwester leidenschaftliches Benehmen, die sich in viel stärkerem Maaße als Friederike auf dem unrichtigen Terrain empfand und von Straßburg fortwollte. Es fiel ihm ein Stein vom Herzen als er sie beide endlich abfahren sah. Goethe mußte sich gestehen, daß dieser Traum zu Ende sei.

Aber auch jetzt kein gewaltsames Ende, und das wieder giebt dem Abschluß etwas besonders Trauriges. Wie ein leise verklingender Ton löst sich Alles auf. Langsam wie die Bäume im Herbste die Blätter verlieren. Festgehalten wird die alte Vertraulichkeit bis zuletzt. Kein Wort des Vorwurfes, als Goethe, im Begriffe Straßburg für immer zu verlassen, zum letzten Male draußen erschien und Abschied nahm, als er Friederiken, der die Thränen in den Augen standen, vom Pferde herab zum letzten Male die Hand reichte. Erst später dann empfängt er auf seinen schriftlichen Abschied einen herzzerreißenden Brief von ihr. Goethe läßt uns annehmen, daß er ihn unbeantwortet ließ.

Goethe's Benehmen ist der Art, daß es fast unabweisbar erscheint, daraus Folgerungen auf seinen Charakter zu ziehen. Seit dem Erscheinen von Dichtung und Wahrheit ist dies geschehen und Mancher ist dadurch in seinem Enthusiasmus für Goethe irre geworden. Man wollte ihm Vieles verzeihen, aber das Herz eines solchen Mädchens gebrochen zu haben, war eine Unmenschlichkeit. In jenem selben Sommer schrieb Herder an Goethe, daß er ihn eines wahren Enthusiasmus gar nicht für fähig halte.

Indessen die Zeiten dieses persönlichen Eintretens für Goethe sind vorüber. Wir heute dürfen in ihm den größten Deutschen Dichter verehren, ohne die Verpflichtung zu übernehmen, Alles was er gethan zu vertheidigen. Wir sehen die Dinge nicht kälter an, aber kritischer. Wir verstehen deshalb, wenn Goethe in eigner Kritik seines Verhaltens in Sesenheim sagt: »es sei hier nicht die Rede von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie lobenswürdig oder tadelnswürdig sind, sondern inwiefern sie

sich ereignen können.« Er will sagen: ergötzt euch an der Geschichte; was mich selbst anlangt, so bedurfte es, damit ich würde was ich geworden bin, meiner Fehler ebensosehr als meiner Tugenden.

So zu denken entspricht unseren heutigen Anschauungen um so mehr, als uns, wo wir Menschen sehen, mögen sie noch so hoch stehen, nicht eher historisch behaglich zu Muthe wird als bis wir ganz sicher zu wissen glauben, daß diese Heroen ihre schwachen Seiten gehabt wie alle Andern, besonders wie wir selber. Wir fühlen uns nun en famille und erkennen sie in ihren Tugenden nur um so rückhaltsloser an.

Allein es bedürfte auch dieser geistigen Operationen doch erst, wenn wir wüßten, daß Alles so geschehen sei wie in Dichtung und Wahrheit erzählt wird.

Ich mache auf eine stylistische Wendung aufmerksam: es ist, sagt Goethe, die Rede von Gesinnungen und Handlungen, inwiefern sie sich ereignen können. Nicht also: inwiefern sie sich ereignet haben. Das ist ein Unterschied. Mit dem Worte »können« wird die ganze Sesenheimer Affaire aus dem Bereiche des Factischen in den des Möglichen versetzt. Und, in der That, Goethe hat nicht bloß Friederikens Charakter idealisirt, sondern er hat in seinen Sesenheimer Ereignissen nichts als einen kleinen Roman geliefert, eine »Idylle« wie Loeper sagt, bei der sich nachweisen läßt, daß nur das Allgemeine Wahrheit, das Specielle dagegen Dichtung sei. Eine der Erklärungen, welche Goethe selbst über die Bedeutung von Dichtung und Wahrheit gegeben hat, sagt, kein Zug in seiner Selbstbiographie sei mitgetheilt, der nicht erlebt sei, keiner aber auch wie er erlebt sei. Goethe

hatte sich für das Äußerliche unbeschränkte Freiheit vorbehalten.

Um einige Kleinigkeiten hier anzuführen: es scheint, es wäre möglich, daß der sokratische Schuster, bei dem Goethe auf seiner, weil sie ihm verboten worden war, heimlichen Studententour nach Dresden logirte, nur eine mythische Person war, und es könnte sich mit seinem jungen Freunde in Frankfurt, den Goethe Pylades nennt, ja sogar mit den beiden Töchtern des Tanzmeisters so verhalten. Dies aber sind nur Vermuthungen. Was Sesenheim anlangt, dürfen wir dagegen mit Sicherheit sagen, daß die Dinge dort nicht so verlaufen konnten, wie Goethe sie darstellt.

Es läßt sich der Beweis führen, daß er die Pfarrersleute anders kennen gelernt haben muß als er erzählt, daß die Familie anders beschaffen war als er mittheilt, und daß wahrscheinlich auch der Abschied anders verlief als im Buche steht.

Ich habe Ihnen das erste Auftreten Goethe's in Sesenheim in ziemlich genauem Auszuge mitgetheilt. Wir haben gesehen, welche Rolle Goldsmiths Roman dabei spielt, wie Goethe in den Sesenheimer Gestalten die wiederkennt, welche im Vicar of Wakefield die Hauptrolle spielen, ja wie er die Namen sogar eintreten läßt. Zwei Schwestern nur sind Goethe's Erzählung nach in der Brionschen Familie: die ältere Salomea, die er Olivie nennt, die jüngere Riekchen. Es waren ihrer aber vier. Eine noch ältere, bereits verheirathet, und eine von fünfzehn Jahren, noch im Hause. Der von Goethe Moses genannte Bruder hieß Christian.

Dies jedoch will wenig besagen. Dagegen weist Loeper

nach, daß Goethe's erster Besuch im Dorfe nicht in das Frühjahr 1771, sondern in den October 1770 falle, wo Goethe den Vicar von Wakefield noch gar nicht kannte! Damit ist bis in die Fundamente hinein zerstört was wir über diesen ersten Besuch berichtet finden.

Stehen die Dinge aber so, dann sind wir berechtigt, weiter vorzugehen. In Goethe's Erzählung finden wir die Ereignisse vom ersten Tage in Sesenheim bis zum letzten in einem idealen Zusammenhange, daß Eines genau dem Andern entspricht und der Abschluß mit tragischer Nothwendigkeit erfolgt. Goethe gesteht aber was den Abschied anlangt schließlich selbst, er erinnere sich der letzten Tage nicht mehr genau, schafft sich für diese Partie mithin noch einen besonderen Vorbehalt in Betreff der realen Richtigkeit seiner Erzählung. Und so, glaube ich, wollte es Goethe verstanden wissen, wenn er sagt: es sei von Gesinnungen und Handlungen hier nur insoweit die Rede, als sie sich hätten ereignen können. Das heißt: von den einzelnen Zügen der Partie wisse er nichts mehr, allein es könne wohl so gewesen sein wie er erzählt habe.

Loeper hat in seinen mit ungemeiner Sorgfalt zusammengetragenen Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit alle Documente aneinandergereiht, welche als ächtes Material für Sesenheim betrachtet werden dürfen. Auf den ersten Blick scheinen sie ein inhaltreiches Bild zu gewähren, das neben Goethe's Erzählung wohl bestehen könnte. Genauer betrachtet ergiebt sich jedoch, daß sie nur Farben, oft in den zartesten Nüancen bringen, nirgends aber Linien. Was die Umrisse anlangt sind wir auf Goethe's Dichtung allein angewiesen. Es müßte der Zu-

fall fügen, daß einmal in Memoiren irgend Jemand, der sich der Bekanntschaft mit Friederiken oder ihrer Familie rühmen dürfte, uns zu lesen gäbe was ihm von dieser Seite anvertraut worden sei. Ganz kürzlich erst haben wir aus den von Keil herausgegebenen Tagebüchern Goethe's gelernt, daß er noch in Weimar einen Brief von Friederike empfing, ebenso wie wir aus einem Briefe an Salzmann ersehen, daß er ihr von Frankfurt aus seine neusten gedruckten Sachen schickte. Welcher Art aber der Zusammenhang war der zwischen ihnen fortbestand, würde doch erst klar werden, wenn diejenigen darüber berichteten, welche genau wüßten, wie die Dinge verlaufen waren. Bis dahin bleibt von den Sesenheimer Erlebnissen an greifbarem Inhalte nicht viel mehr übrig, als daß Goethe einer liebenswürdigen, guten Familie begegnete, an die er sich anschloß als sollte es für ewige Zeiten sein, die er durch seine Gegenwart in Verwirrung brachte und die er endlich in einer Weise allein ließ, die er sich lange Zeit selbst nicht vergeben konnte.

Goethe's Erzählung selbst aber verliert wahrhaftig dadurch an Werth nicht, daß wir sie nun als eine Mischung von schwacher Erinnerung und höchst lebendiger dichterischer Phantasie ansehen müssen. Die Zahl der Dichtungen Goethe's erhöht sich in ihr um eine der schönsten Nummern. Die Erwägung, daß das wirkliche Riekchen Brion eine andere war als die Friederike welche uns in »Dichtung und Wahrheit« so rührend entgegentritt, thut ihrem Andenken selber so wenig Schaden als Charlotte Buff die Gewißheit geschadet hat, daß Werthers Erlebnisse in keiner Weise dem entsprechen was in Wahrheit sich in Wetzlar zwischen Goethe und ihr im Hause ihres

Vaters ereignet hatte. Goethe hat beiden Mädchen trotzdem einen Theil seiner Unsterblichkeit abgegeben.

Friederike ist unvermählt geblieben. Goethe hat sie 1779 wiedergesehen. Seine Erzählung in Dichtung und Wahrheit schließt damit, wie ihm, nach dem Abschiede beim Fortreiten von Sesenheim auf dem Wege plötzlich seine eigne Gestalt, im grauen Kleide mit Gold, zu Pferde entgegengekommen sei, ein Doppelgesicht, das darauf zu deuten schien, er werde einmal wieder nach Sesenheim zurückkehren. Und so geschah es. Über seinen Besuch 1779 besitzen wir den Brief an Frau von Stein mit einer Beschreibung der elsassischen Natur, einer der schönsten die Goethe geschrieben hat, der als abschließender Epilog dieser Idylle gelten kann.

»Ein ungemein schöner Tag, eine glückliche Gegend, noch Alles grün, kaum hie und da ein Buchen- oder Eichenblatt gelb. Die Weiden noch in ihrer silbernen Schönheit, ein milder willkommener Athem durchs ganze Land, Trauben mit jedem Schritt und Tage besser. Jedes Bauernhaus mit Reben bis unters Dach, jeder Hof mit einer großen, vollhangenden Laube. Himmelsluft weich, warm, feuchtlich; man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele. Wollte Gott, wir wohnten hier zusammen. Mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren und im Sommer austrocknen. Der Rhein und die klaren Gebirge in der Nähe, die abwechselnden Wälder, Wiesen und gartenmäßigen Felder machen dem Menschen wohl und geben mir eine Art des Behagens, die ich lange entbehre.«

So schreibt er am Mittag des 25. September. Und

nun macht er sich Abends nach Sesenheim auf, worüber drei Tage später Bericht abgestattet wird.

»Den 25. Abends ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und ich fand daselbst eine Familie wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehemals geliebt, schöner als ich's verdiente und mehr als Andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe; ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete, sie ging leise drüber weg, mir zu sagen was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit soviel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube und da mußt' ich sitzen und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte, der Barbier mußte auch kommen, ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche die ich gemalt hatte, wir erinnerten uns an manche Streiche jener Zeit und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig, man fand ich war jünger geworden.

Ich blieb bei Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann.«

Dieser Brief erklärt etwas, das in Dichtung und Wahrheit nicht völlig erklärt wird: Goethe's dauernde Verzweiflung nach dem Abschiede, die innere Zerstörung der er anheimfiel. Er irrte, gepeinigt von Gewissensbissen, einsam umher und konnte keinen Frieden finden.

Friederike hatte ihm doch vergeben. Was war vorgefallen, das ihm noch auf Jahre hinaus so peinigende Gedanken erweckte?

Schon aus einem Briefe, welchen Goethe von Sesenheim an Salzmann geschrieben hat, ersehen wir, was die »bläßlichen Wangen« bedeuten, von denen er sagt, da wo er von seiner Verkleidung als Wirthssohn von Drusenheim erzählt, es hätte sie das schönste Rosenroth überflogen. Das junge, nur achtzehnjährige Mädchen war brustleidend, sie kränkelte. Goethe's Fortgehen hatte sie darauf in eine lebensgefährliche Krankheit gestürzt. Man hat geglaubt, Fausts Gretchen dürfe auf Friederike zurückgeführt werden; näher liegt, Marie Beaumarchais im Clavigo mit ihr in Verbindung zu bringen. Alles was Goethe aus eignen Vorwürfen sich sagen mußte Friederiken gegenüber, finden wir in Clavigo's Charakter wieder, während die heroische Milde Mariens, in einer zerbrechlichen irdischen Erscheinung, so schön auch dem entspricht, was Goethe über Friederikens Benehmen im Jahre 1779 an Frau von Stein schreibt.

Dadurch daß wir Marie Beaumarchais als eine

Schilderung Friederikens aus anderer Perspektive gleichsam kennen lernen, wird Friederikens Bild wie Dichtung und Wahrheit es geben um ein Bedeutendes erhöht. Die Katastrophe der Idylle gestaltete sich für die Wirklichkeit fast zu einem tragischen Umschwunge. Wir ahnen in der ächten Friederike einen herrlichen Charakter. Und so auch, wie sie in Wirklichkeit gelebt und gehandelt hat, ist sie keine unebenbürtige Schwester der idealen Friederike gewesen, welche uns in Dichtung und Wahrheit entgegentritt. —

In diese Aufregungen hinein fiel für Goethe die Vorbereitung zur Promotion. Sie sollte erlangt, und dann in Frankfurt sofort mit dem Advociren begonnen werden.

Goethe konnte es nicht schwer fallen, sich die nöthigen Kenntnisse anzueignen. Von früh auf hatte ihn der Vater in das Rechtsstudium eingeführt. Goethe war ein guter Nachschlager im Corpus Juris. Daß er in Leipzig das zuerst hartnäckige Mitschreiben bald aufgegeben hatte, daran war nur Schuld gewesen, daß er von zu Hause her so gründliche Vorkenntnisse mitgebracht. Es langweilte ihn, aufzuschreiben was er schon wußte. Goethe nimmt bereits an dieser Stelle Gelegenheit, sich über die bösen Folgen auszusprechen, welche eintreten wenn junge Leute mit einem zu großen Vorrathe realer Fachkenntnisse vor der Universitätszeit ausgestattet werden. Er hatte während seines langen Lebens genugsam Gelegenheit gehabt, sich hier auf Erfahrung begründete Ansichten zu erwerben.

In Straßburg untergab er sich mit seinen juristischen Studien Salzmanns Leitung. Er trieb sie »mit soviel Eifer als nöthig war, um die Promotion mit einigen

Ehren zu absolviren«. Nebenbei studirte er alles Mögliche. Die Medicin reizte ihn am meisten. Schöll hat die eigenen Aufzeichnungen Goethe's über seine damalige Lectüre und seine Excerpte aus den gelesenen Büchern derselben drucken lassen (Hirzel hat sie im »Jungen Goethe« nicht wiederholt). Hier sehen wir, daß wenn Goethe sich im Alter gegen den Kanzler Müller rühmen durfte, tagtäglich im Durchschnitte etwa einen Octavband zu lesen, er sich auf diese Leistung früh vorbereitet hatte. Er hegte den Wunsch, einfach von »Allem« Kenntniß zu nehmen. Er sammelt an geistigem Gut was nur immer zu haben ist. Goethe hatte auch den ächten Gelehrtentrieb, seine Ansichten weiterzugeben. Wäre ihm einiges Gefühl für Collegialität und die Gabe eigen gewesen, sich in eine Specialität einzuschließen, so würde er dem Schicksale, Professor zu werden, vielleicht kaum entgangen sein. Er war mehr zum Schriftsteller angelegt, der sich von seiner einsamen Stelle an das große Publikum wendet und Niemandem, dem er mündlich Rede zu stehen hätte, ins Auge zu sehen braucht.

Den 6. August 1771 wurde Goethe promovirt, und zwar zum Licentiaten, nicht zum Doctor, wie er seitdem jedoch titulirt zu werden pflegte.

Seine Thesen haben wir noch, ex officina Henrici Heitzii; die Dissertation dagegen, obgleich in gutem Latein, das zu sprechen und zu schreiben ihm geläufig war, abgefaßt, blieb ungedruckt. Der Vater hatte »ein Werk« verlangt. Der junge Doctor sollte mit einem respectabeln Bande wiedereinrücken. Der alte Herr hatte auch das Thema und die Behandlung gebilligt, die Facultät jedoch Bedenken gehabt. Goethe's Arbeit handelte darüber, daß

der Gesetzgeber verpflichtet sei, einen gewissen Cultus vorzuschreiben, von dem weder die Geistlichen noch die Laien sich losreißen dürften.

Dazu wohl hatten Rousseau und Herder ihren Segen gegeben. Man sieht wie auch in dieser Richtung damals die Ideen verbreitet wurden, welche zwanzig Jahre später in Frankreich so tolle Früchte trugen. Die französische Republik zerstörte nicht bloß, wie die heutige Commune: sie hatte constructive Gedanken. Wenn sie die katholische Religion abschaffte, so geschah das nicht, um das Volk überhaupt der Mühe zu entheben einen Cultus zu haben. Die französische Gesetzgebung führte den Cultus der Vernunft ein, für den auf öffentlichen Altären Opferfeuer entzündet wurden. Dies und einiges Andere ist bekannt, nimmt heute aber zusehr den Anschein von Besonderheiten an. Wir wissen heute zu wenig von den positiv-romantischen Versuchen der französischen ersten Republik. Von den Anstrengungen, ein eignes Costüm für die neue Zeit zu bilden. Rousseau hatte im Abschlusse seines Emils dieser Religion der Zukunft zum ersten Male äußere Formen gegeben. Auf seligen Inseln findet sich bei ihm die gereinigte, wiedergeborene Menschheit zusammen, wo in griechischen Tempeln das höchste Wesen verehrt wird. Das Griechische galt damals für das Reinmenschliche.

Wieweit Goethe in seiner Abhandlung eigne Ideen vorbrachte, wieweit er auf Rousseau einging, wissen wir nicht. Er selbst berichtet nur daraus, daß er die Herstellung sämmtlicher Religionen als Ausfluß gesetzgeberischer Thätigkeit nachgewiesen und die Entstehung des Protestantismus als letzten Beweis dafür angeführt. Daß der Decan die Arbeit nicht unter den Auspicien der Uni-

versität gedruckt zu sehen wünschte, soll besonders deshalb der Fall gewesen sein, weil einige Äußerungen gegen die Grundlehren des Christenthumes darin vorkamen. Das Manuscript findet sich vielleicht einmal im Nachlasse.

Die Promotion lief glücklich ab. Die Tischgesellschaft lieferte die Opponenten. Der übliche Schmaus wurde gegeben und Straßburg war abgethan. —

Den 28. August 1771 wurde in Frankfurt eine Eingabe des Doctor Goethe gemacht, welche um Zulassung zur Advocatur bat. Kriegk theilt in seinen »Deutschen Culturbildern« das Schriftstück mit: »Wohl und höchedelgeborene, vest und hochgelehrte, hoch und wohlfürsichtige inbesonders hochgebietende und hochgeehrteste Herren Gerichtsschultheiß und Schöffen. Ew. Wohl und Edelgeborene Gestreng und Herrlichkeit habe ich die Ehre, 2c.« Drei Tage nachher erfolgte die Gewährung.





Fünfte Vorlesung.

Nachdem Goethe als Advocat angenommen und in die Frankfurter Bürgerrolle eingetragen war, ließ sich sein Vater den literarischen Verkehr im eigenen Hause gern gefallen, der der gesammten Familie die Freundschaft vieler vorzüglicher Menschen eintrug. Und als der alte Herr sah, mit welcher Leichtigkeit, mitten in dieser Unruhe, der Doctor seine juristischen Kenntnisse anwandte, steigerte sich die Zufriedenheit zur Bewunderung. Er soll gesagt haben, als Jurist würde er seinen Sohn beneiden wenn er nicht sein Vater wäre.

Goethe's eigne Mittheilungen über seine gerichtliche Praxis sind in neuester Zeit durch Kriegk ergänzt worden, welcher die noch vorhandenen Acten durchgesehen und eine Reihe juristischer Äußerungen Goethe's daraus ans Licht gebracht hat. Der Standpunkt, welchen Goethe hier einnimmt, zeigt, wie sehr sein Wesen damals aus einem Gusse war. Er geht als Anwalt frisch und leidenschaftlich auf die Dinge los.

Es traten auch im öffentlichen Rechtsleben die Folgen des Umschwunges damals hervor, der sich auf den andern Gebieten geistiger Arbeit vollzog. Statt der bisherigen pedantischen, gelehrten Auffassung und Behandlung sollten

rein menschliche Gesichtspunkte maaßgebend sein. Goethe sagt, er habe sich die Plaidoyers der französischen Advocaten zum Muster genommen. Er scheint seine Vorbilder jedoch um ein gutes Theil überholt zu haben. Der Vertreter der Gegenpartei gerieth beim ersten Processe in solche Aufregung, daß der juristische Streit in einen persönlichen Handel ausartete bei dem man sich beinahe Injurien sagte, und daß zuletzt jeder der beiden Advocaten vom Gericht einen Verweis erhielt. Wenn Procurator Theiß hinterher erklärte, er habe sich durch Goethe's Erwiderungen zu einer ihm sonst fremden Leidenschaftlichkeit hinreißen lassen, so begreifen wir das Angesichts der Acten wohl, die von Kriegk im Auszuge mitgetheilt werden. Goethe übrigens gewann den Proceß. In den späteren Sachen identificirt er sich weniger mit den Parteien die er zu vertreten hat.

Selten wohl hat ein junger Jurist so großartig zu prakticiren begonnen. Der Vater studirte als geheimer Referendar die Acten und legte sie zur Ausfertigung vor, welche dann mit jener ihn zur Bewunderung hinreißenden Leichtigkeit erfolgte. Goethe aber hat offenbar nur deshalb die Advocatur damals zu betreiben angefangen, weil er den alten Herrn solange zufriedenstellen wollte, bis er mit sich selber einig wäre, wohin er sich wenden könnte. Die Art und Weise wie er in Dichtung und Wahrheit über seinen Vater geurtheilt hat, ist ihm zum Vorwurfe gemacht worden. Goethe aber, indem er seine Erlebnisse recapitulirte um sie der Welt als Kunstwerk mitzutheilen, wog im Hinblick auf seine Aufgabe ab, welche Stellung den verschiedenen Erscheinungen gebühre, durch die hindurch sein Weg gelaufen war, und wie man sie zu fassen habe um ihnen die darstellbare Seite abzugewinnen.

Er war längst zu der Erkenntniß gekommen, daß wo es sich darum handelte, einen Menschen als historische Thatsache zu geben, nur sehr weniges bei ihm der Erwähnung würdig sei. Ein Mann kann die vorzüglichsten Eigenschaften besessen haben, ohne daß aus ihrer Harmonie ein Ton herausklänge, der sich als das eigentlich Charakteristische für die Kenntniß der Nachwelt fixiren ließe. Dagegen kann ein Mensch durch Handlungen, welche weder die ihm gebührende Ehre vermehren, noch überhaupt um gethan zu werden besonderer Kräfte bedurften, denen aber ein gewisses Leben an sich innewohnt, Gestalt gewinnen. Er muß sich gefallen lassen, nur auf diese eine Seite seiner Thätigkeit hin geschildert zu werden, während der Rest, vorzügliche Bethätigungen einer edlen Denkungsart vielleicht, in Dunkelheit versinkt. Goethe als er seinen Vater schilderte, faßte ihn aus den Erfahrungen heraus, die er selbst, alternd und sich beobachtend, an der eignen Natur gemacht. In jüngeren Jahren einmal hatte er in einem Briefe an die Fahlmer, der er über seine Eltern offen reden konnte, im Hinblick auf seinen Vater ausgerufen: »Bin ich denn selbst vom Schicksal dazu bestimmt, so kleinlich zu werden?« Später dann aber mußte er an sich in der That manches von der pedantischen Richtung seines Vaters gewahr werden. Das Registriren war ihm von dieser Seite her überkommen. Das Sammeln, das Aufheben von Kleinigkeiten. Der Vater treibt den Sohn, Angefangenes zu vollenden; weniger aus Interesse an der Sache, als aus Ordnungsliebe. Er klebt seine unfertigen Zeichnungen auf und umzieht sie mit Rändern. Wir werden sehen, wie diese Neigung zu äußerlicher Ordnung auf Goethe übergehend sogar eine eigne literarische Form auf

dem Gewissen hat, denn das Einschachteln, durch das Wilhelm Meister zuletzt ein so umfangreicher Roman ward, muß auf diesen Ordnungstrieb zurückgeführt werden und vielleicht sogar die dissolute Form des Faust steht mit ihr im Zusammenhang.

Goethe's Vater freilich hatte kein geistiges Element in sich, an dem seine Schwächen so sich zu Stärkeseiten umbilden konnten. Er quälte sich mehr und mehr mit den Äußerlichkeiten des Daseins. Er war in Allem was Geldausgaben anlangte, peinlich, zuletzt krittelich. Er zwang seinen Sohn endlich sogar, den freien Verkehr mit ihm aufzugeben und das was mitgetheilt werden sollte, in gewisser Weise erst zurechtzulegen, um nicht auf hemmenden Widerspruch zu stoßen. Sollte vom Alten etwas erlangt werden, so mußten besonders präparirte Briefe deshalb verfaßt werden. In dem kleinen Verse, in welchem Goethe sein eignes Wesen auf Vater und Mutter zurückführt, giebt er als Erbschaft von Seiten des Vaters »die Statur«, und »des Lebens ernstes Führen« an. Ein Portrait des Vaters, das Goethe selber als erträglich passiren läßt, findet sich in Lavaters Physiognomik.

In demselben, aller Welt bekannten Verse wird dann als das was Goethe »Mutterchen« zu verdanken hatte, von ihm »die Frohnatur« genannt und »die Lust zu fabuliren«. Damit ist in der That erschöpft, was Goethe's Mutter »die Frau Rath« auszeichnete.

Frau Rath hatte das Zeug, zu einer historischen Person zu werden. Goethe's Vater ist uns entbehrlich: wir brauchen ihn nicht, um in Gedanken Goethe zu construiren; die Mutter aber ist unzertrennlich von ihm. Sie bildet einen Theil seines Wesens. Sie verstand ihn von

Anfang an. Sie ahnte ihn. Alles was Goethe Herrliches erfüllt hat, entsprach vielleicht nur einem Theile noch größerer Erwartungen, welche diese Frau hegte.

Wer aber auch ist sosehr berufen und befähigt, das Schöne und Hoffnungsreiche in einem Andern zu sehen, als eine Mutter, die ihren Sohn beurtheilt? Der elendeste, verstoßenste Mensch: ein Paar Augen haben ihn einmal schön gefunden und hatten ein Recht dazu. Welche Scharfsichtigkeit, welche zukünftigen Königreiche nun aber erst, wo Vorzüge wirklich vorhanden sind! Und nun müssen wir sagen, daß Goethe's Mutter Extragaben für ihre Mission empfangen hatte. Sie war eine geniale Natur. Eine unverwüstliche Lebenskraft stand ihr zu Gebote und eine festgestempelte Eigenthümlichkeit in jeder Gedankenwendung, die mit wachsenden Jahren nur zunahm.

Sie war ihrer Zeit mit Goethe's Vater, wie man sagt: verheirathet worden. Sie trat ein als treue Genossin und Wirthschafterin eines Mannes, dessen Beschäftigungen und Individualität ihr gleichgültig waren. Wir sehen sie erst glücklich werden und gleichsam mehr und mehr aufwachen in dem Maaße als sie dahinterkommt, was für einen Riesen sie in ihrem Sohne zur Welt gebracht hat. Sie versteht Goethe's Natur völlig; in ihren Inconsequenzen zumeist, weil sie eine Frau war. Sie vertheidigt ihn. Sie vermittelt dem Vater gegenüber. Die Erfolge, die sie niemals überraschen, erfüllen sie mit unbeschreiblichem Stolze. Als Goethe dann für immer nach Weimar ging, von seinem Vater aber noch abhängig blieb, ließ er seine Mutter gleichsam als Commandant eines Platzes zurück, der besetzt gehalten werden mußte. Dort thront sie, als Generalbevollmächtigte, und zieht für sich

ihre Procente von allen Ehren ein die dem großen Goethe zu Theil werden. Sie meldet ihm später nach Rom, seine Frankfurter Freunde hätten gesagt »wir waren ja Alle doch nur seine Laquaien«. Aber sie sollten Alle gut bei ihr zu essen bekommen wenn Goethe wiederkomme. Ihm zu Ehren hielt sie bei sich Tafel für seine durchreisenden Freunde, die bei ihr vorsprachen als ginge das nicht anders.

Besonders aber that sie sich auf als der Vater endlich gestorben war. Schon 1779 hatte Goethe auf der Durchreise durch Frankfurt, während die Mutter in alter Kraft und Liebe wirkte, den Vater »stiller« gefunden. 1782, zehn Jahre also nach der Zeit von der jetzt die Rede ist, schreibt Merck an einen Freund »Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen und die Mutter kann endlich Luft schöpfen«. Daran ließ es Frau Rath dann auch nicht fehlen. Jetzt Herrin ihres Vermögens und ihrer Zeit, begann eine neue Entwicklung.

Ihre Gesundheit war wie von Eisen. Sie »that Alles gleich frischweg und verschluckte den Teufel ohne ihn erst lange zu begucken«. Das alte Haus wird, mit Einwilligung des Sohnes, verkauft und eine neue Wohnung bezogen. Erste Bedingung beim Miethen: es darf ihr kein Geschwätz wiedererzählt werden. Dagegen alles Neue, Große, Weltbewegende, besonders alles literarisch Bedeutende fängt sie begierig auf. Das ist ihr »eine Wollust«. Sie urtheilt dann über die Dinge ungenirt und treffend. Sie war breit und stattlich und trug imponirende Hauben. Sie hatte immer einen Kreis von jungen Mädchen um sich, die ihr mit schwärmerischer Liebe anhingen. Im Theater saß sie in ihrer eignen Loge und applaudirte als geschehe es in Goethe's speciellem Auftrage. Von

dort aus präsentirte sie ihre kleinen Enkelkinder dem Publikum. Am schönsten und wahrhaftigsten, im Sinne von Dichtung und Wahrheit, ist sie von Bettina beschrieben worden. Es giebt viele Briefe von ihr, unbefangen und lebendig abgefaßt, rechte Großmutterbriefe, und kein todtes Wort darin.

Wichtiger aber als Vater und Mutter, Frankfurt und juristische Praxis, wird für Goethe nach der Straßburger Zeit jetzt die Bekanntschaft mit einem Manne, der einen Einfluß auf ihn gewinnt wie Herder nur ihn gehabt hatte: Merck in Darmstadt.

Durch Herder war Goethe nach Darmstadt gewiesen worden. In Darmstadt lebte Caroline Flachsland, mit der Herder sich verlobte noch ehe er nach Straßburg ging. Fräulein Flachsland — damals hieß es: die Flachsland, oder Demoiselle Flachsland — gehörte zu einer Gesellschaft welche mit der Darmstädter Hofgesellschaft sich berührte, im Sinne der damaligen Zeit hochgebildet, eine Gesellschaft etwa wie sie Jean Pauls Romane schildern, deren Gedächtniß verschwunden ist, wie die Leute es sind welche die Zeiten vor der französischen Revolution erlebten. Ein Vorwalten der geistigen Existenz, ein Schweben in höheren Anschauungen, eine auf das Innere gerichtete Energie und mit alledem eine Einfachheit und Zuversicht verbunden, wie die heutige Welt sie nicht mehr besitzen kann. In diesen Kreisen wurde Goethe bald heimisch und hier trat er zuerst als Dichter und nichts weiter auf. Hier fand er Merck. Einen jüngeren Mann, aber viel älter als Goethe, Beamten, noch nicht lange in Darmstadt ansässig; was seine Vergangenheit anlangt: Niemand wußte recht zu sagen, was er vorher betrieben hatte.

Ich habe für Goethe auch den Titel eines Historikers beansprucht. Ich hatte dabei nicht etwa im Auge, daß Goethe einmal die Absicht hegte, die Geschichte Bernhards von Weimar zu schreiben, für die er sich bis zu einem gewissen Grade in die weimarischen Archive einarbeitete; ich meine damit auch nicht, daß Goethe sich, wie er gethan hat, mit unablässigem Studium eine quellenmäßige Kenntniß der allgemeinen Historie zu verschaffen suchte; sondern ich habe Folgendes im Auge. Zwei Dinge machen den Historiker: daß die Ereignisse der Vergangenheit in organischem Zusammenhange sich ihm vor die Blicke stellen, und daß er die Fähigkeit besitze, künstlerisch wiederzugeben was er so sieht. Beides war Goethe eigen. Wir brauchen nur die Einleitung zu seiner Farbenlehre durchzulesen, um zu gewahren, wie die historische Methode als die natürliche in ihm lag. Wir dürfen nur Dichtung und Wahrheit auf Composition und Sprache hin untersuchen, um zu beobachten, wie hier mit bewußt angewandter Kunst die memoirenhafte Darstellung durchgeführt worden ist.

In Dichtung und Wahrheit nun hat Goethe eine Reihe von Charakteristiken so gänzlich hineingearbeitet, daß man ihnen neben dem übrigen Texte keine besondere Aufmerksamkeit widmet. Für sich betrachtet aber treten sie als Meisterstücke hervor und es zeigt sich in ihrer Behandlung eine Anlehnung an römische Muster, daß diese Partien, von Jemand der die Wendungen des Tacitus im Gedächtnisse hätte, ins Lateinische übertragen, uns wie taciteische Fragmente anmuthen würden. Während Johannes v. Müller eine äußerliche Nachahmung versuchte, derentwegen er schließlich Spott ertragen mußte, hat Goethe sein Studium

seiner Vorbilder durchaus versteckt. Hören wir, wie er über Merck sich ausspricht.

»Von seiner früheren Bildung wüßte ich wenig zu sagen. Mit Verstand und Geist geboren, hatte er sich sehr schöne Kenntnisse, besonders der neueren Literatur erworben und sich in der Welt- und Menschengeschichte nach allen Zeiten und Gegenden umgesehen. Treffend und scharf zu urtheilen, war ihm gegeben. Man schätzte ihn als einen wackern und entschlossenen Geschäftsmann und fertigen Rechner. Mit Leichtigkeit trat er überall ein, als ein sehr angenehmer Gesellschafter für die, denen er sich durch beißende Züge nicht furchtbar gemacht hatte. Er war lang und hager von Gestalt, eine hervordringende spitze Nase zeichnete sich aus, hellblaue, vielleicht graue Augen gaben seinem Blicke, der aufmerkend hin- und wiederging, etwas Tigerartiges. Lavaters Physiognomik hat uns sein Profil aufbewahrt. In seinem Charakter lag ein wunderbares Mißverhältniß: von Natur ein braver, zuverlässiger Mann, hatte er sich gegen die Welt verbittert und ließ diesen grillenhaften Zug dergestalt in sich walten, daß er eine unüberwindliche Neigung fühlte, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein. Verständig, ruhig, gut in einem Augenblicke, konnte es ihm in dem andern einfallen, wie die Schnecke ihre Hörner hervorstreckt, irgend etwas zu thun, was einen Andern kränkte, verletzte, ja was ihm schädlich ward. Doch wie man gern mit etwas Gefährlichem umgeht, wenn man selbst davor sicher zu sein glaubt, so hatte ich eine desto größere Neigung, mit ihm zu leben und seiner guten Eigenschaften zu genießen, da ein zuversichtliches Gefühl mich ahnen ließ, daß er seine schlimme Seite nicht gegen mich kehren werde.«

Mercks Einfluß auf Goethe, von dem dieser selbst sagt, daß er der »größte« gewesen sei, ist deshalb so auffallend, weil Goethe Merck ausdrücklich alles »Positive« abspricht. Goethe kommt im höchsten Alter, als Merck längst der Erinnerung der Menschen entrückt war, auf ihn zurück. In den Unterhaltungen mit Eckermann ist anfangs nicht, später mehrfach von Merck die Rede. Was konnte Goethe daran liegen, Eckermann, dessen Fähigkeiten er genau kannte, über einen seltsamen Menschen aufzuklären, den dieser niemals verstanden hätte? Sicherlich hatte Mercks Charakter etwas, das Goethe bis zuletzt neu zu denken gab und nach einer Auflösung verlangte. Goethe sagt einmal zu Eckermann: ein solcher Mensch, jetzt, 1830, auf die Welt kommend, würde gar nicht mehr das werden können was er gewesen ist. Dies scheint mir jedoch nicht das Wichtigste bei Merck, sondern das Problem beunruhigte Goethe offenbar, daß ein Mann wie Merck, bei durchdringendem Verständnisse der Menschen und der Dinge und bei entschiedenem persönlichen Einwirken auf Andere und auf ihn selbst, trotzdem mit dem höchsten Maaß gemessen gleich Null war. Goethe spricht dies hart aus. Er verneint ausdrücklich, daß Merck »edel« gewesen sei. Wir wissen, wieviel bei Goethe mit dem Begriffe zusammenhing den er mit diesem Worte deckte.

Dem Edlen setzt Goethe das Gemeine entgegen, und das ist das eigentlich Diabolische bei Mephistofeles, daß ihm alles Positive, Schöpferische aus eigner Initiative abgeht und er trotzdem Faust so unentbehrlich ist; daß er, um wirksam zu sein, oder überhaupt nur zur Erscheinung zu kommen, sich zu einem Gedanken erst in Gegensatz bringen muß den ein Andrer hegt. Fehlt dieser Stoff,

so kommt sein Geist nicht ins Phosphoresciren und ist so gut als wäre er nicht vorhanden.

Goethe notirt einmal in seinem Tagebuche, Merck sei »der Einzige der ganz erkenne was er thue«. Nirgends aber drückt er jemals Sehnsucht nach ihm oder nur Respect vor ihm aus. Er überschaut ihn in seiner Hohlheit von Anfang an, kann ihn aber als unbestechlichen Spiegel der Erscheinungen wie sie sind, nicht entbehren. Merck ist wie ein vorzügliches Lexicon, in dem sich über jedes Wort Auskunft findet, während zugleich das Alles gewährende Buch nicht einen einzigen Gedanken um seiner selbst willen enthält.

Es ist behauptet worden, Merck sei gegenüber dem was Goethe über ihn sagt, nicht zu seinem Rechte gelangt. Loeper hat in den Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit diesen Vorwurf mit guten Gründen zurückgewiesen. Es läßt sich nicht läugnen: Goethe spricht mit Härte von Merck, sosehr er zugleich die Verpflichtungen eingesteht welche er gegen ihn hat. Hätte Goethe als jüngerer Mann, im augenblicklichen Gefühle dessen was Merck bei seinen Lebzeiten ihm war, ihn darstellen sollen, so würde er vielleicht in einem Tone geschrieben haben, welcher jener Tagebuchnotiz mehr entsprach. Zu der Zeit wo er Dichtung und Wahrheit schrieb, mußten die Gesichtspunkte künstlerischer Art, von denen bei der Charakterisirung des alten Rathes Goethe die Rede gewesen ist, den Ausschlag geben. Goethe erkannte, daß Merck, nachdem seine wirkende Persönlichkeit und der Kreis derer die sie gekannt und verstanden hatten, hinweggegangen war, nur noch in den Elementen fortexistirte, die er für Mephistofeles geliefert hatte: in der persönlichkeits-

losen Kritik, in der energischen Verkörperung des Geistes dessen einzige Macht ist, zu verneinen. Hätte Goethe bei seiner Portraitirung Mercks nicht hierauf hin die Farben gewählt, so würde aus seiner Schilderung eine sanfter gefärbte Erscheinung hervorgegangen sein, die jedoch in verschwimmenden Umrissen sich unter der Masse der übrigen guten und braven Menschen verloren hätte, welche damals zu Millionen in Deutschland lebten (wie sie heute thun), aber die viel zu weich sind, um auf den Erztafeln der Geschichte auch nur den leisesten Ritz zu hinterlassen. Das Erstaunlichste bei der von Goethe gegebenen Charakteristik Mercks ist, daß sie neben dem Bilde einer durchaus eigenartigen Individualität, von der man glauben möchte, es habe nie ein zweites Exemplar dieser Art gelebt, eine allgemein typische Gestalt aus ihr geworden ist, mit der mancher Charakter zusammenfallen möchte, dem man selber im Leben begegnet ist und dem gegenüber man selber vielleicht sich in ähnlicher Lage fühlte.

Mögen jetzt, wo Mercks Unsterblichkeit durch Goethe auf diesem Wege gesichert worden ist, wohlwollende Menschen ihn in Schutz zu nehmen und seine Ecken abzuglätten suchen. Wer aber was Goethe über ihn gesagt hat, überhaupt ausgelöscht zu sehen wünschte, würde Mercks Angedenken auf Nimmerwiedersehen unter das Eis stoßen.

Merck also war das Centrum der Darmstädter Societät. Solche Gesellschaften fühlen sich erst recht vereinigt, wenn Einer unter ihnen, auf dessen Urtheil man absolutes Vertrauen setzen darf, sich als unbarmherziger Kritiker aufthut. Dies war die Rolle Mercks in Darmstadt, bald auch in Frankfurt, wo er mit Goethe's Ältern bekannt

wurde. In Mercks Druckerei, zwischen Darmstadt und Langen gelegen, wurde später der Götz gedruckt, und das Haus, das noch steht, hat kürzlich seine Denktafel erhalten, ebenso wie jetzt eine Felseninschrift am Herrgottsberge im Bessunger Walde die Stelle bezeichnet, wo Goethe im Kreise seiner Darmstädter Freunde und Freundinnen 1772 den »Felsweihgesang an Psyche« dichtete. Diese Erlebnisse sind in Dichtung und Wahrheit behaglich geschildert, während die Briefe der Flachsland noch feinere und momentanere Schilderungen einzelner Tage hinzufügen.

Sie beschreibt, wie man zusammen las, spazieren ging, schwärmte, Punsch trank — ein Getränk, das als eine Art Ambrosia zweiter Classe sich überall von selbst verstand, wo die Götter dieser Erde damals bei einander waren — wie man zusammen tanzte, schließlich auch sich küßte. Caroline Flachsland ist nicht nur was jene Darmstädter Tage anlangt eine wichtige Persönlichkeit für Goethe gewesen, als Herders Frau ist sie ein langes Leben hindurch neben Goethe hergegangen und gehört zu den Frauen die ihm am meisten zu schaffen gemacht haben. Die Mischung erhabener Leidenschaftlichkeit und platter, wohlberechnender Realität, die ihren Charakter bildete, ergab, Alles in Allem betrachtet, ein unerfreuliches Facit. 1772 jedoch, jung, energisch und gehoben durch das Bewußtsein, von einem der ersten Männer Deutschlands geliebt zu werden, gereichte ihr stürmisches Wesen ihr eher zum Vortheile. Sie ist Goethe's besondere Freundin, nimmt ihn gegen Herder in Schutz und machte ihm die Honneurs in Darmstadt, wo man ihn auf Merck und die Flachsland hin als einen Menschen ansah, der anders und besser als die Übrigen, ein Recht hatte als etwas Be-

sonderes aufzutreten. In Darmstadt auch durfte er seinen Kummer über Friederike aussprechen. Er beschreibt, wie er auf dem Wege nach Darmstadt, den er zu Fuß zurücklegte, durch Sturm und Wetter fortschreitend, sich die Gedichte vorsagte die ihm als unmittelbare Erzeugnisse des Augenblickes auf die Lippen kamen.

Wanderers Sturmlied ist so entstanden: »Wen du nicht verlässest, Genius«, und viele seiner schönsten Verse sind damals gedichtet worden. Aus wenig Epochen dagegen mangelt uns sosehr die Correspondenz: vom November 1771 bis Juli 1772 sind nur drei Briefe erhalten. Es ging eine Veränderung mit Goethe vor: seine alten Brieffreunde waren abgethan, neue noch nicht gewonnen. Für Herder war er immer noch zu jung. Herder hatte andere Leute denen er sein Herz ausschütten konnte. Ihm lag daran, Verbindungen zu pflegen, durch die er eine Professur erhalten könnte, da es ihm in Bückeburg nicht gefiel. Hätte die Flachsland nicht zwischen Goethe und Herder gestanden, so hätten sie sich damals vielleicht für immer gegenseitig abgeschüttelt. Herder scheint ein Vorgefühl dessen gehabt zu haben, was das Schicksal später fügte: als könne die Wucht des Goethe'schen Geistes ihn einmal zu Boden drücken. Im Spotte nennt er Goethe in seinem Briefe damals bald »zu spatzenmäßig«, bald doch wieder den »großen Goethe«. Solche Witze macht man nicht aus freier Luft.

Herder aber konnte auch aus der Ferne Goethe nicht mehr beurtheilen. Als er und Goethe sich trennten, fehlte Goethe noch viel von dem was jetzt, nach dem Abschlusse der Straßburger Zeit, als ein Geschenk des Himmels über ihn kam. Faust und Götz wurden in Straßburg noch als

Contrebande betrachtet: das Studiren ging vor. Auch in Frankfurt mußte Angesichts des Vaters die erste Zeit der Schein bewahrt bleiben, als sollten Processe geführt werden. Aber mit seinen literarischen Plänen im Kopfe stand er auf und ging er zu Bette. Es breitet sich nach der Rückkehr ins väterliche Haus seine Existenz bald in solchem Umfange aus, daß ihm selber, als er in Dichtung und Wahrheit zur Darstellung dieser Epoche kam, der chronologische Faden riß an dem sich bis dahin die Ereignisse leicht aufreihen ließen. Goethe, in dessen Geiste jetzt eine unermeßliche Gedankenproduction sich entfaltet, der auf Schritt und Tritt mit neuen Menschen in Berührung kommt und zwar mit den bedeutendsten die in Deutschland zu finden waren, der zugleich alles Neuerscheinende liest und sich assimilirt, verläßt die gewöhnlichen Wege und entweicht vor unserer Betrachtung wie in die Lüfte. Wer auch wollte unternehmen, einen Menschen von solcher Kraft in der Zeit seiner blühendsten Entwicklung ausreichend zu schildern, in der selbst die mit gewöhnlichen Gaben Ausgerüsteten den Anschein außerordentlicher Begabung anzunehmen pflegen? Würden alle jungen Mädchen das was die meisten zwischen 16 und 18 Jahren zu werden scheinen, hielten alle jungen Männer was viele zwischen 20 und 25 versprechen, so ständen Schönheit und Geist und Genialität und unerschöpfliche Lebenskraft in späteren Jahren nicht in so großem Ansehen. Ein Glück, daß Jeder im Genusse dieser Lebensblüthe an ihre Unendlichkeit glaubt. Diesen Glauben an die eigne unerschöpfliche Jugendkraft müssen wir in entsprechender Stärke hinzunehmen, um uns ein Bild zu machen von Goethe's außerordentlicher Erscheinung in den Jahren welche nun

beginnen und deren steigender Reichthum nun in der That niemals ein Ende nahm. Herder wußte wohl, daß es Menschen geben könne, die auf so wunderbare Weise über den Rest der Menschheit erhoben werden, allein als eine kritische Natur konnte er sich nicht entschließen, ohne die entscheidendsten Proben und aus der Ferne Goethe zu concediren, daß er das Recht besitze, als ein solcher Liebling der Vorsehung einherzuschreiten. Diese Probe nun aber sollte geliefert werden. Goethe schrieb den Götz von Berlichingen. An der Art und Weise wie Herder das Stück aufnahm, läßt sich das verfolgen was in Bezug auf Goethe damals Herders Conversion genannt werden könnte.

Von Götz muß jetzt die Rede sein.

Götz von Berlichingen war Goethe's erste Frankfurter Arbeit. Es ist Goethe's erste große Dichtung die ihn innerhalb Deutschland »mit einem Schlage« zum ersten Dichter erhoben hat. Mit Götz traf er mitten ins Centrum und es konnte von Rangstreitigkeit nicht mehr die Rede sein. Es wurde ihm als demjenigen gehuldigt, der die erste Stelle einnähme, und zwar ehe noch sein Name bekannt geworden war, denn das Drama war anonym herausgekommen. Gegner hatte Goethe jetzt nur noch in denen, welche ihn beneideten, sich die Augen zuhielten oder zu alt waren um zu empfinden welche Luft in dem Stücke wehte. So ist Friedrich des Großen Urtheil aufzufassen, von dem nicht zu verlangen war daß er Shakspeare und Goethe in seinen ältesten Tagen noch schätzen lernte.

Um uns klar zu werden, was von Goethe hier geleistet worden sei, müssen wir ein paar Jahrhunderte europäischer Bühnenentwicklung rasch durchschreiten. Goethe's Götz ist der erste gelungene Versuch, dem Deutschen Volke,

dem das Schicksal eine eigne Bühnenentwicklung versagen zu wollen schien, dennoch ein historisches Drama zu schaffen, kein Bühnenstück, sondern nur ein gelesenes Drama. Wir werden sehen, inwieweit die heute im tadelnden Sinne gebrauchte Bezeichnung »Bücherdrama« ihre Berechtigung und, für uns Deutsche, ihre Geschichte hat.

Das moderne europäische Theater ist keine autochthone Schöpfung der modernen Zeit, sondern nichts Anderes als das durch die Jahrhunderte hindurch in immer neu umgewandelter Gestalt bis auf uns fortgeführte antike Theater. Dieselbe Continuität und legitime Erbfolge, die wir bei Dichtkunst, Malerei, Bildhauerei, Rechts- und Staatseinrichtungen beobachten, waltet auch hier. Die griechische Bühne wird von den Römern aufgenommen, im eignen Idiom sowohl beibehalten als im lateinischen nachgeahmt, und macht die Schicksale des römischen Reiches, erst blühend, dann stagnirend, dann herunterkommend und endlich nur fortvegetirend, mit durch. Nie aber wird überhaupt aufgehört Tragödie und Comödie zu lesen und zu spielen, ebensogut wie immer lateinisch und griechisch gesprochen wird. Im 6. Jahrhundert, als die Gothen Gallien eroberten, delectirt sich der gallisch-römische Sidonius Apollinaris, der ein christlicher Geistlicher war, mit seinen Freunden am Menander, und unter Gothen, Franken und Vandalen werden immer fort nach dem Muster des Virgil Hexameter gebaut, nach dem des Sueton Historien geschrieben und aus dem Terenz Gespräche gelernt. Einhardts Geschichte Carl des Großen ist meist aus Suetonischen Phrasen zusammengesetzt. Terenz' und Plautus' Comödien, die die ächt griechische Bühne in sich tragen, sind wohl überhaupt niemals in Italien gespielt worden. Das römische

Theater ist durch die finstersten Jahre Italiens — in denen doch wohl jeden Frühling die Rosen blühten und jeden Herbst Wein gekeltert wurde — armselig aber lebendig durchgerettet worden, um in der Zeit dann, wo die classische Bildung wieder in jungen Trieben, erst ganz bescheiden, dann immer üppiger neu auszuschlagen begann, an der allgemeinen Renaissance Theil zu nehmen. Im 15. Jahrhundert gehören Aufführungen classischer Stücke, bei oft kostbarem scenischen Luxus, zu dem Hergebrachten, und im 16., dem Raphaels und Ariosts, erheben sich die italiänische Comödie, Tragödie und Oper. Um die Mitte dieses Jahrhunderts etwa hatte sich schließlich ein besonderer italiänischer Schauspielerstand mit dazu gehöriger Literatur gebildet und es begannen organisirte Banden die Länder des übrigen Europa's, wo glänzende Höfe waren, zu bereisen.

Das aber konnten nur drei Länder sein: Spanien, Frankreich, England. Deutschland hatte keine Hauptstadt und keinen im Sinne der anderen Nationen gebildeten Adel. Hier die erste Ursache, warum sich die Deutsche Bühne nicht entfaltete wie anderswo.

In jedem jener drei Länder entstanden aus dem Zusammenstoße italiänisch-classischer Bühnenpraxis und den bereits vorhandenen Anfängen inländischer dramatischer Kunst, über die hier zu sprechen unnöthig ist, eigne nationale Bühnen mit bedeutenden Dichtern. Dies ist der Boden, auf dem in Spanien Lope de Vega und Calderon, in England Shakspeare aufkamen, während Italien und Frankreich Namen von Bedeutung anfangs nicht aufzuweisen haben. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts jedoch übernahm Frankreich die Führung. Corneille's Jugendarbeiten

gehören noch der eben charakterisirten Richtung an, dann erhob er sich zu einer eignen glänzenden Manier und zog Molière und Racine nach sich, und damit war, wie in Dingen der Politik und des Geschmackes und der Gelehrsamkeit überhaupt, die Suprematie des französischen Dramas entschieden. Überall wird es nachgeahmt und um 1700 etwa ist seine Oberherrschaft eine dermaaßen vollendete Thatsache, daß in ganz Europa, von Gelehrten wie vom Publikum als ausgemacht angenommen wird, es sei selbst die griechische Tragödie von der französischen in Schatten gestellt worden. Als dann gar die erste Tragödie Voltaire's erschien, der dem Urtheile seiner competentesten Zeitgenossen zufolge Corneille und Racine sammt den Griechen übertroffen hatte, schien eine derartige Höhe erreicht, daß weitere Sprossen dieser Leiter überhaupt undenkbar wurden. Die maaßgebende Überzeugung vom höchsten Werthe des hier nun endlich Erreichten stimmt zu den übrigen Symptomen äußerster Zufriedenheit mit sich selber, die wir bei anderer Gelegenheit bereits als das Charakteristische der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erkannten.

Nun aber auch hier der Umschwung.

Derselbe Voltaire, der das Bestreben hätte haben sollen, die Überzeugungen seiner Mitmenschen, die ihm einen so hohen Rang zuertheilten, unerschüttert zu lassen, war auch der große Zerstörer des geistigen Zustandes auf dem seine Herrschaft beruhte. Voltaire ist kein Mensch zweiten Ranges gewesen, der mühsam berechnete was seiner Berühmtheit zuträglich sein dürfte. Er stand zu hoch, um so kleinlich zu sein. Er wollte vor allen Dingen

vorwärts und rüttelte die alte Maschine zusammen ohne an sich zu denken. Er bereitete die Umänderung der Gesinnungen Europa's vor, die in allen Richtungen menschlich geistiger Thätigkeit nun sich geltend machte. Die Bühne war ein zu wichtiger Factor des öffentlichen Lebens damals, um nicht auch jetzt in erster Linie berührt zu werden. Auch hier wollte man Rückkehr zur Natur, war man der allgemeinen über den Zeiten und den Naturen stehenden Helden müde und verlangte bestimmte nationale, historische Charaktere. Voltaire, den man mit Unrecht den Verkleinerer Shakspeare's genannt hat (den er natürlich nur so weit verstand als er ihn in seiner Zeit verstehen konnte und über den er freilich mit derselben hochmüthigen Sicherheit urtheilte wie er es über Corneille that), hat zuerst Shakspearische Gestalten in den Rahmen der bisherigen, mustergültigen französischen Tragödie hineinzupassen gesucht und den Umschwung herbeigeführt, welcher in Frankreich durch die Bekanntschaft mit der englischen Bühne, wie diese vor der Alleinherrschaft der französischen bestanden hatte, Platz griff.

Denn war auch in England die sogenannte classische Tragödie der Franzosen siegreich gewesen, so konnte doch nur ein succès d'éstime errungen werden und das alte englische Theater mit Shakspeare hatte sich nicht verdrängen lassen. Der dem englischen Volke eingeborene Realismus ließ das volksmäßig entstandene Drama nicht wieder untergehen. Man bewunderte die französische Form, genoß Shakspeare aber nach wie vor. Voltaire entdeckte mit Erstaunen, wie Shakspeare in Julius Caesar eine politisch fast modern handelnde Figur hingestellt hatte, welche Seiten herauskehrte, die mittelst der französischen Tragödienpraxis

gar nicht zu fassen waren. In dem Maaße als die englische Staatsphilosophie in Frankreich größeres Verständniß fand, wandte man sich in Paris der Nachahmung des englischen Dramas zu. Diderot schuf nach seinem Vorbilde die Comédie larmoyante: die Vorführung tragischer Stoffe im Costüme der Gegenwart und in prosaischer Form.

Von Diderot jetzt empfingen wir in Deutschland den ersten Anstoß zur Bildung eines nationalen Theaters. Die »weinerliche Comödie« sagte uns zu. Eine Handlung, bei der wirkliche Angst ausgestanden und zuletzt gelacht wird. In Frankreich spielte man nach der Tragödie eine Farce zum Lachen: das Deutsche Publikum wünscht dies abschließende, beruhigende Wohlgefühl gleich aus dem Drama selber zu schöpfen. Wir wissen was Lessing Diderot zu verdanken hatte.

Die Geschichte des Deutschen Theaters ist zuerst von Gervinus in seiner Deutschen Literaturgeschichte gegeben worden. Ich habe noch die Zeiten erlebt, in denen Gervinus die unfehlbare ästhetische Autorität bei uns war. Jetzt muß man auf ihn schimpfen hören und es soll dem großen Manne sein wohlverdienter Ruhm Feder auf Feder ausgezupft werden, als wenn es nicht seine eignen gewesen wären. Wohin ich aber blicke sehe ich Gervinus' Federn vielmehr in fremden Flügeln. Was Gervinus' Literaturgeschichte über unser Theater enthält, ist, dem factischen Inhalte nach, von vielen Seiten ergänzt worden, was die leitenden Gesichtspunkte jedoch anlangt, hat bis jetzt jeder Nachfolgende in Gervinus' Schuld gestanden. Gervinus ist der Schöpfer unserer Literaturgeschichte. Weder dieses, noch seine andern gewaltigen Verdienste um Deutschland können weder durch sein eignes politisches Verhalten in

der letzten Lebenszeit, noch durch die Antastungen seiner Gegner, die ihm heute so ziemlich Alles abgesprochen haben was sich einem Schriftsteller absprechen läßt, in Schatten gestellt werden. Wir verdanken Gervinus die erste wissenschaftliche Construction Lessings! Darin schon liegt die Geschichte der bei uns in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erwachenden nationalen Bühne einbegriffen.

Der Grund warum sich bei uns kein nationales Theater bilden konnte, ist bereits ausgesprochen worden. Mehr als jede andere Kunststätte bedarf die Bühne, wenn sie sich zu höherer Existenz erheben soll, eines constanten, die wirkliche Kritik des Volkes repräsentirenden Publikums. Nur wo das Theater von der unausgesetzten, feinsten Beobachtung der höher Gebildeten und zugleich von dem mehr oder weniger gereizten Beifallsgeschrei der Ungebildeten, welchen ihr wichtiger Antheil an der allgemeinen Kritik hier zuerkannt bleiben muß, controlirt wird und von ihr abhängt, kann es sich fruchtbringend entwickeln. Dies soweit wir den Schauspieler in erster Linie in Betracht ziehen. Was den Dichter dagegen anlangt, so muß noch ein anderes Element hinzutreten, welches ebenfalls nur große nationale Centren zu liefern im Stande sind: vor seinen Augen muß sich wirkliches politisches Leben in handelnden Charakteren entfalten, deren Thätigkeit nicht weniger offenbar ist und der Controle dieses selben ausgebreiteten Publikums unterliegt. Woher anders sonst soll er Vorbilder für seine Gestalten nehmen? Die Helden Corneille's sind die der Frondekriege, die Racine's die siegreichen Prinzen des königlichen Hauses in den ersten berauschenden Feldzügen Ludwigs XIV., die Figuren Molière's lieferte der Adel von Paris und Versailles, dessen

glänzende und schwache Seiten vor aller Leute Augen sich breit machten und über die Spott und Bewunderung in Aller Munde waren. In Madrid wiederum entwickelte sich die ungeheure Betriebsamkeit der Habsburgischen Dynastie, aus der trotz ihrer geheimen Wege kein Geheimniß zu machen war. Da wurden Günstlinge und Feldherren erhoben und gestürzt und jede Art menschlichen Schicksales auf den Markt gebracht. In London vor Shakspeare's Augen ging es nicht anders zu. Ueberall handelte es sich um Leben und Tod der Höchsten wie der Geringsten. Und überall wußte man, daß die Interessen des Landes damit in Verbindung standen. Das Volk draußen war nicht bloß blinder Zuschauer. Es empfand mit. Es flüsterte sich zu, was nicht laut gesagt werden durfte, es konnte die Gewaltthätigkeiten nicht verhindern, aber es war Zeuge von ihnen. In Frankreich ließ man die Leute verschwinden, in Spanien verbrannte man, in England enthauptete man. Der ganze furchtbare Männer- und Frauenapparat der englischen Geschichte bewegte sich vor Shakspeare durcheinander. Wenn Shakspeare den Tower auf die Bühne brachte, so wußte jeder Zuschauer, welchem großen Herrn zuletzt der Kopf darin abgehackt worden war. Der Dichter der damaligen Zeit hatte nur die Augen aufzumachen: wie in einem Aquarium mit gläsernen Wänden schwammen die großen und kleinen Thiere durcheinander und ließen sich beobachten. Um jede Straße herum kam ihm Adel und Volk entgegen wie er es für seine Stücke brauchte.

Was aber stand einem Deutschen Dichter zu Gebote?

Bei uns tritt das politische Leben überhaupt nicht auf die Haut. Unsere großen Entwicklungen gehen innerhalb der Herzen und der Stirnen vor. Wir agiren

wenig. Unseren Händen ist, wenn wir erregt sind, an einem festen Platze in der Tasche am wohlsten, während einem Italiäner dann ein ganzes Dutzend Arme oder Hände noch zu wenig wären. Unsere tiefsten Stürme spielen sich oft ab ohne daß das Wasser die geringste Welle schlägt: in der Tiefe arbeitet es. Unserer Natur und unserem Leben fehlt alles Theatralische. Unsere Centralstellen geistiger und politischer Bewegung, soweit sie damals noch existirten, setzten niemals alle Classen des Volkes in Bewegung. Es gab keine agirenden Massen. Das war kein ächter nationaler Geist, keine wirkliche Politik, die im vorigen Jahrhundert bei den Wiener oder Dresdener Intriguen an den dortigen Höfen zu Tage traten, auch wenn ganz Dresden oder Wien auf der Straße daran Theil zu nehmen schien. Die wirklichen Entscheidungen verhüllten sich. Unsere Dichter konnten nirgends das Volk in einer folgenreichen Bewegung sehen, wo vor ihren Augen historisches Korn aufgeschüttet und gemahlen und das Brot geknetet und gebacken worden wäre, von dem Hoch und Niedrig leben mußte. Sie hatten, wenn sie Helden schaffen wollten, ihrer Phantasie nichts als gelesene papierene Helden zum Muster zu geben und es kamen papierene Helden wieder zum Vorschein.

Nur Lessing war es vergönnt gewesen, in seiner Weise ein Stück Welt zu sehen. Er hatte das Lagerleben des siebenjährigen Krieges vor sich und arbeitete als Schriftsteller in dem Berlin Friedrich des Großen um das tägliche Brot. Er mußte sich mit saurer Mühe durchschlagen, aber er ging nicht zu Grunde, sondern er kam empor. Es lag etwas Vornehmes in Lessings Natur und in seinem Auftreten, das er durchgeführt hat. Lessing war der erste, der

ausgerüstet mit der Kenntniß der französischen, spanischen und englischen Bühne, soweit ein Gelehrter zu Hause sie erwerben kann, zugleich all die Erfahrungen erworben hatte, die das damalige elende Deutsche Theaterleben gewähren konnte. Er schrieb Minna von Barnhelm, ein Stück dem all das zu Gute kam. Die erste volle Deutsche Bühnenschöpfung nach dem Chaos.

Hier wurden dem Schauspieler Charaktere geboten, die sein Herz herausforderten.

Trotzdem scheiterte Lessing in seinen Bemühungen. Wir brauchen nur seine Hamburgische Dramaturgie anzusehen. Ein hoffnungsreiches Programm. Ein liebevoll mühsames Recensiren der vorkommenden Aufführungen, ein allmäliges Absehen davon, endlich nur literarhistorische Untersuchungen. Diese dann mit einem plötzlichen Schlusse. Was konnte Hamburg einem Geist wie dem seinigen gewähren? Lessing hatte Schauspieler und Publikum satt. Emilia Galotti, obgleich noch für die Bühne zubereitet, wirkte nur als Lesedrama und Nathan wurde als solches geschrieben. Lessing sah eine mögliche Aufführung dieses Werkes in weiter Zukunft voraus: mehr aber hatte es mit der Bühne in seinen Augen nicht zu thun. Damit war die Probe gegeben: Lessing, der am meisten Beruf zu ihr gehabt hatte, trennte sich am offenbarsten von der Deutschen Bühne und schrieb, als er zum letzten Male die dramatische Form wählte, nur ein Gedicht, für das er weder Bühne noch Schauspieler bedurfte.





Sechste Vorlesung.

Götz von Berlichingen.

Goethe's Laufbahn als Bühnenenthusiast, Bühnendichter, Schauspieler in den eignen Stücken, Recensent und Theaterdirector läßt sich so genau verfolgen, daß darüber, wie über Alles was in klaren Daten vorliegt, mit wenig Worten berichtet werden kann.

In Frankfurt waren es französische Schauspieler, denen er die ersten theatralischen Eindrücke verdankte. In Dichtung und Wahrheit bildet das ein anmuthiges Capitel. In Leipzig fand er Gottsched als den Vertreter der französischen Bühne, deren Producte von ihm in Gemeinschaft mit seiner Frau übersetzt wurden. Die Mitschuldigen zeigen am besten, wie Goethe selber sich zu dem Allen stellte. Seine Übersetzung des Menteur von Corneille in Alexandrinern war damals eine ebenso natürliche Unternehmung, als es heute bei einem angehenden Philologen natürlich ist, wenn er griechische Hexameter, Chöre oder Horazische Maaße nachzubilden unternimmt. In Straßburg fiel Goethe abermals dem französischen Theater anheim und lernte nun vorzüglichere Schauspieler kennen. Dann aber geht ihm jetzt Shakspeare auf und zugleich macht die naive Sprache des älteren Deutschen Theaters

Eindruck auf ihn. Alles das rief keine Gedanken an die Bühne selbst in ihm hervor. Er, der bei den Mitschuldigen das Bühnenhafte mit Sorgfalt herauszuarbeiten gesucht hatte, unternimmt den Götz, indem er ihn ohne Plan und ohne Rücksicht auf die Scene wie einen dialogisirten Roman schreibt. Goethe wollte nicht für die Bühne schreiben, die er vor Augen gehabt hatte. Goethe hatte nicht einmal Hamburg oder Berlin kennen gelernt: ohne Lessings Erfahrungen stellte ihn sein bloßes Gefühl auf Lessings Standpunkt. Er empfand sich in bewußter Opposition zu allem Vorhandenen. »Wir stecken noch völlig im Gottschedianismus drin« heißt es in einem seiner Briefe während am Götz gedruckt wurde. Wir würden heute sagen »wir lassen uns von der gemeinen Bühnenroutine irre führen, richten uns nach dem was den Schauspielern erwünscht ist, suchen ihnen Actschlüsse, Gelegenheit zu Costümwechsel und dergleichen zu verschaffen.« Sich bei einem Werke der Begeisterung solchen Anforderungen zu fügen, konnte ihm nie beikommen. Bei Goethe bedurfte es keines besonderen Entschlusses: er konnte nur für die einzige Bühne schreiben, die Jedermann sich in seiner Phantasie selber aufschlug. In diesem Sinne auch ist sein Götz aufgenommen worden. Goethe hatte sosehr ein Gefühl davon, sich nur im Allgemeinen der dramatischen Form zu bedienen, daß er seiner Dichtung in der ersten Niederschrift nicht wie später den Titel »Schauspiel« gab, sondern die Wendung wählte: »Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, dramatisirt.«

Bei Goethen's Götz von Berlichingen sind vier Lebensalter der Arbeit in Betracht zu ziehen. Die anfängliche Conception in Straßburg, von der nichts Schriftliches erhalten blieb. Die erste Niederschrift in Frankfurt, welche

im Manuscripte unbekannt lag, bis sie nach Goethe's Tode erst gedruckt wurde. Die definitive Fassung des Stückes sodann, wie es 1773 herauskam. Und, als letzter Zustand, der späte Versuch, das Stück für das Theater in Weimar zuzurichten. Auch diese Redaction ist gedruckt vorhanden aber kaum bekannt geworden.

In Straßburg bildeten sich nur die allgemeinen Grundlagen der Dichtung.

Goethe war Gottfried von Berlichingens selbstgeschriebenes Leben, das 1731 zu Nürnberg im Druck erschienen war zu Gesichte gekommen. Er begegnete darin einem Naturproducte, wie es ihm für seine damalige Stimmung gelegener nicht kommen konnte. Hier fiel ihm die reine literarische Unschuld so handgreiflich vom Baume herab, daß Rousseau die Schriftstellerei aus der Natur der Dinge einfacher nicht hätte herleiten können. Götz von Berlichingen, der bis in sein Mannesalter nichts gekannt hatte als das rauheste männliche Handwerk, sich in unendlichen Fehden herumzuschlagen, der nur in Pferden und Waffen Sachverständiger war, wird durch bindendes Urtheil zu unfreiwilliger Muße verurtheilt und setzt sich hin, um zu schreiben was er von Kind auf erlebt habe. Seine einzige Absicht ist, dem Herzen Luft zu machen.

Das verstand Goethe. Seine Dichtungen kamen ja auf dieselbe Weise zur Entstehung. Er setzte sich an den Schreibtisch ohne zu wissen was werden sollte und ließ die Feder laufen.

Götz also schreibt drauf los, wildes gesprochenes Deutsch, keine Syntax, keine Interpunktion, nur manchmal Pausen, wie man beim Erzählen innehält um Athem zu schöpfen. Kein Druckenlassen in Aussicht, nicht einmal

Mittheilen oder Vorlesen. Nur die dunkle Idee, seine Nachkommen sollen wahr und wahrhaftig erfahren, wie gut er es gemeint, wie ungerecht man ihn behandelt habe. Und so nun läßt er ein Abenteuer aufs andere folgen. Kein Zweifel, daß er nicht für jedes Wort mit seiner eisernen Faust auf den Tisch zu schlagen bereit gewesen: Alles habe sich wahr und richtig so begeben wie er es jetzt darstelle und er wolle Jedem Rede stehen wer auch immer etwas dagegen vorzubringen habe.

Geboren wurde Götz 1480 in Würtemberg »zu Jaxthausen an der Jaxt«. Das Geschlecht blüht heute noch. Graf Friedrich Wolfgang von Berlichingen (ich weiß nicht ob der zweite Vorname mit der Erinnerung an Goethe zu thun hat) hat 1861 die Geschichte Götzens mit Documenten neu herausgegeben.

Funfzehnjährig ging Götz mit seinem Onkel auf den Reichstag zu Worms. Er lernte früh wie es auf diesen Reichstägen zuging, wo der Zank und Streit, der Deutschland erfüllte, die Träger dieser Unruhe nur noch in persönlichem Zusammentreffen aufeinander platzen ließ. Bald tritt er dann in Kriegsdienste, verschiedenen Fürsten schließt er sich an, mancherlei Feldzüge macht er mit, immer als unabhängiger Mann, der sich für seine Person die Kritik der Sache vorbehält für die er eintritt. Bei der Belagerung von Landshut, im landshutischen Erbfolgekriege, verliert er die eine Hand und ersetzt sie durch eine kunstreich gearbeitete eiserne.

Nun gebietet der Kaiser Landfrieden im Reiche. Diese Gebote aber waren von je her illusorisch, weil die Händelsucht der Fürsten und Ritter Frieden nicht aufkommen ließ. Und so sehen wir Götz von Kampf zu Kampf ziehen, er

wird gefangen und wieder losgelassen, geht wieder und wieder drauf los und erwirbt sich den Namen eines der rechtlichsten und tapfersten Männer im Vaterlande. 1525 läßt er sich bereit finden die uns heute unbegreifliche Stellung eines Oberanführers der aufrührerischen Bauern zu übernehmen. Beim Ausgange des Krieges wird er gefangen, wieder losgelassen jedoch wenn er sich stellen wolle. Er stellt sich in Augsburg, bleibt zwei Jahre dort und beweist klärlich, den Oberbefehl der Bauern nur übernommen zu haben, weil größeres Unheil so verhütet werden konnte. 1530 wird er deshalb losgesprochen, aber unter Bedingungen! Er soll sich still auf seinem Schlosse Hornberg halten, soll Mainz und Würzburg Genugthuung geben, wenn nicht 25,000 Gulden bezahlen. Hierfür bringt er viele Bürgen auf und lebt fortan wie er gelobt hatte. Noch einmal erhebt er sich um 1541 Kaiser Karl Heerfolge gegen die Türken und hinterher gegen Frankreich zu leisten. Nach geschlossenem Frieden kehrt er nach Hornberg zurück, wo er, den 23. Juli 1562, als Zweiundachtziger, seine Tage beschließt.

Dieser Lebenslauf bietet nicht das mindeste Tragische. Die Fahrten eines Reichsritters, der, nachdem er es sich und Andern weidlich sauer im Leben gemacht, eines friedlichen Todes stirbt. Nicht anders vielleicht wäre Hutten gestorben, hätte ihn nicht seine tragische Krankheit vor der Zeit fortgerafft, und nicht anders ist Luther gestorben, der als der eigentliche Typus des thätigen, streitbaren unverwüstlichen Deutschen des 16. Jahrhunderts vornan steht. Die Devise war damals: Gott helfe mir, ich kann nicht anders! und dann in der allgemeinen Verwirrung drauflos solange die Kräfte reichten.

Man hat unserem Reformationszeitalter den Vorwurf gemacht, daß nichts Rechtes im Ganzen geschehen, bei ewigen Compromissen nichts Einheitliches zu Stande gekommen sei. Aber man sehe sich das Einzelne und die Einzelnen an: welche harten Köpfe und welche harten Fäuste! Und man betrachte und erwäge gerecht das Ganze: bei unablässigem Nichtweiterkönnen dennoch der schönste Fortschritt.

Was nun focht Goethe an, diesen langen, friedlich dem natürlichsten Tode entgegenschreitenden Lebenslauf durch einen tragischen Abbruch zu verwirren, von dem die Geschichte nichts weiß? Goethe's Drama giebt mit beliebigen Zuthaten und Fortlassungen Götzens Leben bis zum 30. Jahre vor seinem Tode: er läßt Götz bis nach Augsburg gelangen und dort im Gefängnisse sterben. Im Momente des Todes empfängt er die Nachricht des freisprechenden Urtheils, allein zu spät. Im flagranten Verstoße gegen das Thatsächliche wälzt Goethe durch diesen Abschluß dem Deutschen Volke scheinbar den Vorwurf auf, einen seiner besten Leute so untergehen gelassen zu haben. War das erlaubt?

Hier kommen wir auf ein wichtiges Capitel: den Gegensatz zwischen historischer Treue und poetischer Wahrheit.

Warum ist gegen Goethe, obgleich man genau weiß und wußte, daß sein Drama dem geschichtlichen Verlaufe nicht entspreche, dennoch nie der Vorwurf erhoben worden, daß er die Geschichte verfälscht habe?

Deshalb ist dies niemals geschehen, weil Goethe im Götz ein so wahrhaftes Bild Deutscher Männlichkeit und Deutschen Lebens im Zeitalter der Reformation gegeben hat, daß Niemandem in den Sinn kam die Wirklichkeit

mit Goethe's Dichtung zu vergleichen. Für uns sind der Götz, der die eigne Biographie verfaßte, aus welcher Goethe schöpfte, und der Götz, welcher der Held des Dramas ist, zwei Personen, deren Identität uns gleichgültig ist.

Wenn wir die Werke eines großen Dichters betrachten, welcher historische Namen verwendet, so müssen wir davortreten wie vor die Gemälde eines großen Malers, dessen Gestalten historische Namen tragen. Ich gebrauche beide Male das Adjectiv »groß« weil wir bei derartigen Untersuchungen immer nur Meisterwerke ersten Ranges als Material benutzen können.

Wir bewundern an einem Gemälde die Composition, die Farbe, die Linien, an einer Statue die Behandlung des Marmors, die verschiedenen Ansichten, das Festaufgebaute. Wo wir eine lebensvolle Figur sehen, fragen wir gar nicht danach, ob sie dem ähnlich sei, den sie darstelle, sondern ob sie lebendig, charakteristisch, gut gemalt und von Wirkung sei. Es sind Tausende von Marienbildern gemalt worden, oft mit den individuellsten Zügen: Niemandem ist eingefallen zu sagen, sie müßten ja alle falsch sein, weil keines dem andern ähnlich sei. Wir haben blonde, schwarzhaarige, brünette Marien: Niemand hat an diesen Unterschieden jemals Anstoß genommen: wir fragen ob ein Marienbild schön sei und verlangen nicht mehr von ihm und von seinem Künstler. Als Michelangelo die Statuen Giuliano's und Lorenzo's bei Medici auf ihre Grabmäler in Stein gehauen hatte und man ihm vorwarf, daß sie keine Ähnlichkeit mit den beiden Herzögen selber hätten, antwortete er mit der Frage, wer in zukünftigen Zeiten denn wissen werde, wie Giuliano oder Lorenzo in Wirklichkeit ausgesehen. Heute in der That er-

kennen wir jeden von diesen beiden nur daran, daß man ihre höchst verschieden gearteten Charaktere mit dem vergleicht was die Statuen zum Ausdrucke bringen. Wir erfahren das öfter als wir wissen. Wir glauben in manchem geschichtlichen Werke historische Facta genau und wahrhaftig dargestellt zu sehen und haben doch nur empfangen, was in der Seele dessen sich bildete, der sie erzählt hat. Dichtungen dagegen müssen oft als baare historische Münze dienen. Wir wissen genau, daß Schillers Maria Stuart der wirklichen Maria nicht entspreche, denn hierüber ist zu oft verhandelt worden; allein wir sind nicht so klar darüber, welcher Unterschied zwischen Shakspeare's historischen Stücken und den Ereignissen der englischen Geschichte selbst walte, die Shakspeare dramatisirte.

Sobald wir empfinden, es mit einem wirklichen Kunstwerke zu thun zu haben, wird die Frage nach der urkundlichen Begründung der Thatsachen gleichgültig. So gleichgültig als bei Götz die Frage, ob Goethe, als er dessen Burg und den Wald und die Landschaft ringsum darstellte, in Jaxthausen vorher gewesen und die Örtlichkeit studirt habe. Das Jaxthausen, das aus Goethe's Drama vor unsern Blicken sich aufbaut, und die Bäume, aus deren Wipfeln es aufragt, sind uns lieb und bekannt wie eine zweite Heimath, während uns die Örtlichkeit selber, wenn wir daran vorbeifahren, gerade so gleichgültig ist, wie Romeo's und Juliens Sarkophag in Verona oder Tasso's Gefängniß das in Ferrara heute gezeigt wird. Wir möchten von Goethe's Jaxthausen auch nicht einen Stein missen auch wenn uns noch so überzeugend nachgewiesen würde, die Burg habe anders ausgesehen als das Drama sie erscheinen läßt. Die Wahrheit

eines historischen Kunstwerkes liegt nicht in der exacten Darstellung dessen was der Zeit in die es verlegt worden ist eigenthümlich war, sondern in dem was in allen Zeiten verständlich ist. Das Costüm ist nur die scheinbare Hülle, in der etwas sich darstellt, dem in Wahrheit aller chronologisch und geographisch zu bestimmende Grund und Boden mangelt. Es hat nie ein England in dem und dem Jahrhundert gegeben, in dem Shakspeare's Lear oder Richard hätten leben können: England an sich, erhaben über Zeit und Zufälligkeiten, ist ihrer Beider Vaterland. Und so ist Götz von Berlichingens Vaterland nicht das Deutschland in der Zeit von 1480 bis 1562, sondern unser unveränderliches Deutschland, dessen Wälder heute wie vor tausend Jahren dastehen.

Wir haben gesehen, was Goethe und die mit ihm lebende jüngere Generation bedrängte: wie sie sich innerhalb einer die Welt mit allmächtigen Formen fesselnden allgemeinen Daseinsordnung festliegen sahen, von deren Unwerth man innig überzeugt war, in der aber und nach deren Gesetzen sich fortzubewegen geboten war. Denn nichts Anderes konnte an deren Stelle gesetzt werden. In der Folge freilich hat dann die französische Revolution als eine That der Verzweiflung den Versuch gemacht, ein neues besseres Dasein künstlich hervorzubringen und, wo sich Widerstand zeigte, es mit den äußersten Mitteln der Menschheit aufzudrängen; an dergleichen aber dachte Niemand in den Tagen wo Goethe in Straßburg oder Frankfurt Götzens Biographie fand.

Mit Staunen mußte er über dem Buche jetzt gewahren, daß diese Bedrängniß nicht zum ersten Male von der Deutschen Nation empfunden worden war, in Götz stand

ihm eines der Schlachtopfer vor Augen, das längst verflossene, der Gegenwart aber ähnliche Zeiten in Deutschland gefordert hatten.

Goethe sah Deutschland zu Anfang des Reformationsjahrhunderts in einem unübersehbaren Gewebe politischer Verhältnisse stecken, von dem man gleichwohl jedes Fädchen sorgfältig und gewissenhaft vor gewaltsamem Risse zu hüten bestrebt war. Goethe brauchte nur in der eignen Zeit die Augen umhergehen zu lassen, um die Verhältnisse noch als lebendig zu erkennen, welche um Götz von Berlichingen herum mächtig und gewaltig und zugleich ohnmächtig und kraftlos waren. Nicht Götzens Welt bewegte ihn, als er das Buch las, sondern die eigne Welt, deren Spiegelbild er zu erblicken vermeinte.

Obenan erblickte er den Kaiser, die denkbar höchste Herrschaft im Lande, der allmächtig war, dessen Befugnisse keine Urkunde umfaßte, und der doch bei der geringsten Bethätigung seiner Autorität überall auf berechtigten Widerstand stieß. So war es 1771 noch in Deutschland, Goethe brauchte nur aufzumerken.

Neben dem Kaiser die Geistlichkeit. Der Idee nach dem Kaiser und dem Pabste unterthan: factisch unabhängig von einem wie vom andern; arm und besitzlos der Theorie nach: factisch in Besitz der fettesten Theile Deutschlands. Der Idee nach die Träger der geistigen Bewegung: factisch die heftigsten Widersacher des Fortschrittes. Goethe brauchte am Rheine nur um sich zu sehen, oder in Straßburg, wo jener Rohan Erzbischof war, den Cagliostro so zu täuschen wußte, und wo die Bevölkerung in der alten Unwissenheit hinbrütete.

Neben Kaiser und Geistlichkeit die Städte, der Kern

Deutschlands, nach außen hin die einzigen Mächte welche das Vaterland zu repräsentiren und ihre Angehörigen zu vertheidigen im Stande sind. Die Plätze, wo das Geld lag, das die Kaiser und Fürsten borgen müssen, um irgendwie sich bewegen zu können. Und diese Städte, weil sie längst aufgehört haben, gemeinsam zu handeln, zu politischer Stagnation und unfruchtbarem conservativen Dasein verurtheilt. Auch davon ein letztes Schattenbild sichtbar. Wie es zu Goethe's Zeiten um die Deutschen Städte beschaffen war, ist gesagt worden.

Neben denen wieder die weltlichen Fürsten, erfüllt vom Bestreben selbständige Landesherren zu werden, aber ohne Gelegenheit Ereignisse herbeizuführen, welche ihnen möglich machten ihre Macht auszudehnen. Und neben denen die Ritterschaft. Die Enfants terribles des damaligen Jahrhunderts, das gefährlichste, stolzeste und unentbehrlichste Element. Dem Gedanken nach dem Kaiser und ihren Lehensherren zur Heeresfolge verpflichtet: factisch unabhängige wilde Leute, von denen man mit jedem einzeln unterhandeln mußte wenn man ihn haben wollte. Leute, die sich selbstverständlich vorbehielten, sich auf die Seite zu schlagen, die ihrem Interesse am meisten zusagte. Untereinander in fortwährenden Fehden begriffen. Stets geneigt, sich gegen jede Obergewalt auszulehnen. Unter sich trotzdem von einem gewaltigen Esprit de corps erfüllt, der in einem complicirten Comment zum Ausdrucke kam, auf den der Kaiser die höchste Rücksicht nehmen mußte, wenn er überhaupt Krieg führen wollte.

Die Fürsten hatten in Friedrich dem Großen ihren letzten großen Nachfolger gefunden. Die Ritterschaft freilich war 1771 längst nicht mehr die alte. Mit diesen

Leuten aber identificirte Goethe sich und die Seinigen selber: die unabhängige, thatkräftige, patriotische junge Generation, die nirgends sah wo ihre Hände angreifen und zugreifen könnten.

So fluthete es noch immer bei uns durcheinander. Keiner ist übermüthig: Jeder verlangt nur sein Recht. Keiner will wissentlich den Andern beeinträchtigen: Niemand aber auch will sich beeinträchtigen lassen. Jeder will sich den Gesetzen willig unterwerfen, und den Gerichten, denen über ihn zu richten zukommt: Keiner aber will sich Gesetze und Gerichte aufdrängen lassen die er nicht selber als die gehörigen anerkennt. Und schließlich behält sich Jeder eine Revision der Sache vor seinem eignen Gewissen vor, und besteht da das von Andern gefällte Urtheil nicht die Probe, so cassirt er es aus eigner Machtfülle.

Wir fragen, worin bei solchen Zuständen das eigentlich Consistente in Deutschland lag? Was hielt das große Meer zusammen und verhinderte es, verheerend überzufließen? Was trat dazwischen, damit nicht blindlings Jeder den Andern gefaßt hielt und sich mit ihm herumschlug?

Die Elemente, die alle die Verwirrung herbeigerufen hatten, besaßen auch die Kraft, ihr die Gefahr zu nehmen: die uns angeborene Ehrlichkeit, die Absicht wissentlich Niemandem Unrecht thun zu wollen, die Verläßlichkeit auf die Person sobald sie einmal ihr Wort gegeben, und die Macht einer den allgemeinen Zustand controlirenden öffentlichen Meinung, die immer auf ideale Gesichtspunkte losging und der gegenüber der gemeine Eigennutz stets verlorenes Spiel spielte. Mit diesen Elementen war es möglich einen Durchweg zu finden durch dieses Wirrsal: eine Reformation, die mit langsam vorschreitender Gewalt die

Dinge zu gedeihlicher neuer Ordnung umgestaltete und deren letzte wohlthätige Blüthe eben Frucht ansetzen wollte als sie durch den dreißigjährigen Krieg geknickt worden ist. Die Reformation steht als politischer Theil unserer Geschichte in keiner besonderen Achtung. Wir sehen soviel geistige Kraft, soviel Anstrengungen, soviel Erfolge und doch im Ganzen nichts was feste Gestalt annimmt. Es erfüllt uns mit Ungeduld, durch die Geschichte dieser Compromisse hindurchzuwaten: wir meinen, es hätte sich aus diesem Chaos ein Deutschland mit glänzenden Seiten und scharfen Kanten und Spitzen crystallisiren müssen. Jedoch gerade dieses leise, aber sichere Sichfortwälzen des allgemeinen Zustandes brachte uns mehr und mehr empor ohne daß einem der Factoren ein Leides geschah. Der dreißigjährige Krieg aber der unsrer stillen Entwicklung ein Ende machte, ist sowenig eine innere Folge dieser gedeihlichen Zustände gewesen, als eine plötzlich hereinbrechende Pest, die die Bewohner eines Landes hinrafft, so angesehen werden kann.

Alle diese Elemente des Deutschen Lebens im 16. Jahrhundert, keines ausgenommen, haben ihre erkennbare Mitwirkung bei Götz von Berlichingens Leben gehabt, der in solchem Maaße das Product seiner Zeit gewesen ist, daß er, obgleich mit seinem Andenken nichts in Verbindung zu bringen wäre, was irgend »eine That« genannt werden könnte, dennoch als Musterstück gleichsam für die Zustände seines Jahrhunderts bedeutend dasteht.

Goethe sah hier zum ersten Male, worin das eigentliche Deutsche Wesen liege. Er erkannte, wie Götzens Zeiten auch darin seiner eignen Zeit glichen, daß Jeder nur auf sein eigenstes persönliches Gefühl angewiesen sei,

um innerhalb unbrauchbarer, in Auflösung begriffener Zustände den rechten Weg innezuhalten. Nur der Unterschied waltete, daß die Lage um 1771 noch bei weitem schwieriger war als zwei Jahrhunderte früher.

Goethe, indem er die eigne Zeit als die letzte Fortsetzung dessen ansah, was im Reformationszeitalter unternommen war, mußte sich fragen, warum seit jenen herrlichen Anfängen bei uns die Dinge immer elender geworden wären. Darauf konnte Niemand bessere Auskunft geben als Götz von Berlichingen. In diese Zeit nationaler Verwirrung und trotzdem Blüthe sieht Goethe fremde Anschauungen hineinbrechen und Zwiespälte im Herzen des Deutschen Volkes hervortreten, an denen, Goethe's Ansicht nach, die besten Männer zu Grunde gehen. Sein Held, ein Deutscher vom reinsten Gehalt und reinsten Gepräge, aus eigner edler Natur daran gewöhnt, sich schuldlos auf Deutschem Boden zu bewegen, so lange rein vaterländische Quellen ihn tränken, sieht plötzlich die verrätherischen wälschen Gewässer zu uns herüberfließen und, von ihnen herausgelockt und genährt, eine giftige Saat rings um sich her aufsprießen.

Es wächst ihm über den Kopf. Seine Begriffe verwirrten sich, er wird zum Rebellen ohne zu wollen und zum Verbrecher ohne zu wissen. Was kümmerte sich das neue Römische Recht um jene alte Deutsche Gesetzgebung, in der jedes Dorf, womöglich jedes Haus seine eignen natürlichen Gesetze hatte, jedes vom andern doch ebenso verschieden, als der Horizont selber immer als ein andrer Jedem der vor die Thüre trat vor Augen stand. Es geht Einem durch Mark und Bein, wenn Götz vor den Augsburger Bürgern im Gerichtssaal vor allen Dingen wissen will, was aus

seinen Knechten geworden sei. Götz weiß nicht mehr aus und ein diesem Rechte gegenüber, das keinen Unterschied der Verhältnisse kennt. Weislingen wiederum geht zu Grunde an einem Hofe, in den wälsche Feinheit und Verlogenheit eindringt. Alles schließlich unterliegt den Ränken und den Reizen Adelheids, der das Deutsche Blut verderbt worden ist, und die Goethe so verführerisch schilderte, daß er, wie in Dichtung und Wahrheit erzählt wird, sich am Ende selber in sie verliebt hatte. Überall scheint Redlichkeit verloren Spiel zu haben gegen Machiavellistische Klugheit, und die romanische unpersönliche Formel wird Herr über die individuellen Gedanken des Deutschen Rechtes. Aus der Einsamkeit des Lebens mit der Natur drängt sich der Deutsche Ritter, der eigentliche Repräsentant des Volkes in Goethe's Sinne, in die Städte und an die Höfe. Daher Goethe's Motto für sein Drama: Das Herz des Volkes ist in den Koth getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig.

Wie stellen wir uns zu diesen Anschauungen?

Wir sehen Goethe befangen in unvollkommener Kenntniß unserer Geschichte. Wir wissen heute den Werth dessen was wir fremden Nationen schulden anders zu schätzen. Wir haben die Gedanken autochthoner Kunst, Dichtung und Sprache im Sinne früherer Generationen aufgegeben. Wir sehen die große allgemeine Bewegung der Völker um uns her und empfinden daß die Deutschlands mit ihr aufs Innigste verbunden sei. Unsere Reformation verdankten wir dem Studium der Griechen und Römer, unsern heutigen Deutschen Styl dem Einflusse der classischen Syntax. Wir beten nicht mehr in den Hainen zu Freia und Wuotan und machen unsere Entschlüsse nicht mehr vom Gange heiliger Pferde abhängig. Wir würden ohne das Hinein-

dringen fremder Gedanken keine eigne Entwicklung gehabt haben und sehen unsere nationale Aufgabe nicht darin, im Hergebrachten zu verharren weil es Deutsch ist, sondern es nur dann beizubehalten wenn es gut ist.

Zugleich aber: wir erkennen aus unserer Geschichte, daß der Deutsche Charakter in festen Formen wiederkehre, daß er für den Gang seiner Bewegung seine eigne Linie gleichsam besitze, und wir sind patriotisch genug, diese Formen zu bewundern und in ihnen den Grund unserer Größe zu erblicken. Und deshalb verehren und lieben wir das was Deutsch ist. Während dieses Deutsche Wesen zu Goethe's Zeiten aber als das reine Besitzthum früherer, fast mythischer Generationen erschien, deren Stärke keine nachfolgende wieder erreichen könnte, verlegen wir heute unser Ideal als ein erst zu gewinnendes in die Zukunft und hoffen das Unsrige zu thun, um das erreichen zu helfen was uns als die welthistorische Sendung der germanischen Völker vor Augen steht.

Davon wußte Goethe nichts als sein Drama ihm zuerst in den Sinn kam. Befangen von der Natürlichkeitslehre Rousseau's glaubte er, indem er seine Augen auf die Zeiten alter Deutscher Glorie zurückwandte und die eigne Zeit politisch und ästhetisch in so jämmerlich kahler Abhängigkeit von fremden Nationen erblickte, die Grundursache der Wendung zum Schlechten in der Annahme fremder Institutionen sehen zu müssen, welche im Zeitalter der Reformation stattfand.

Wir wissen nicht, wie weit Goethe mit dem Götz in Straßburg vorrückte. Es scheint, daß er nur in der Phantasie daran arbeitete. Das Politische nahm den ersten Rang ein: es sollte ein Bild des öffentlichen und Fa-

milienlebens der guten alten Zeit gegeben werden, etwas woran die Deutschen sich wieder emporrichten könnten, wie Rousseau wollte daß es an seinem »Emil« geschähe. Das aber genügte noch nicht, die Dichtung aus Goethe's Phantasie herauszulocken und wirklich zur Erscheinung zu bringen. Es mußten zu dieser ersten allgemeinen Substanz des Dramas neue durchaus persönliche Elemente erst hinzutreten, ehe das sich bilden konnte was nun in Frankfurt als erste Niederschrift zu Stande kam.

Wenn wir Goethe's Dichtung und Wahrheit und seine Correspondenz betrachten, so tritt uns als innerstes Zeichen seiner Natur, als die Feder gleichsam, von der das gesammte Uhrwerk getrieben wird, das Bestreben entgegen, sich zu befreien von dem was nur conventionelle äußere Schranke des Lebens war. Offenbar war sich Goethe als er in Frankfurt wieder heimisch wurde, über seine Stellung zu Vaterstadt, väterlichem Hause und väterlicher Gewalt klar geworden: er sagte sich, der Mensch habe das Recht sich loszureißen, wenn er Grundrechte seiner geistigen Existenz beeinträchtigt sehe. Aber die Umstände boten keine Gelegenheit, dieses Resultat seiner Philosophie auszuführen.

Im Gegentheil, der entscheidende ernste Schritt für Frankfurt hatte schon gethan werden müssen: er sah sich als Advocat zur Ausübung eines Metiers verpflichtet, dessen Betreibung er nimmermehr zur Lebensaufgabe machen wollte, er war als eingeschriebener Frankfurter Bürger einem städtischen Körper einverleibt, dessen bloßer Athem genügte ihn zu vertreiben. Die Nöthigung in Frankfurt zu leben war Goethe eben so unerträglich wie Götzen die vom Kaiser ihm auferlegte Ruhe in Hornberg.

Bei ruhiger Überlegung mußte auch er sich immer wieder sagen, daß auszuhalten sei. Er fügt sich. Immer aber auch rebellirt sein Freiheitsgefühl wieder.

»Ich, lieber Mann«, heißt es in einem seiner Briefe, »lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt- und Civilverhältnisse einzuspinnen sucht, und ich lasse es geschehen. So lange meine Kraft noch in mir ist: ein Riß! und alle die siebenfachen Bastseile sind entzwei!«

Zwei Mittel boten sich dar, die ersehnte Freiheit zu erlangen: ein reales und ein ideales.

Das reale: er ging eines Tages auf und davon. Was diesen äußersten Entschluß jedoch anlangt, so sagte ich eben schon: dazu konnte die Gelegenheit nicht vom Baume gebrochen werden, sie mußte sich als etwas bieten das als deutlicher Fingerzeig des Schicksales ihn vor sich und den Seinigen rechtfertigte wenn er fortging.

Das ideale: er sucht eine dichterische Gestalt, der sich als Schmerzensträger all seine Bedrängniß aufbürden ließe. Diese läßt er sagen, was ihm selber zu sagen verboten war. Ihre Worte empfangen den geheimen Sinn eines Manifestes. Jemehr er selbst sich fügen muß, um so freier läßt er diesen poetischen Stellvertreter seinem innersten Herzen Luft machen. Das ist der Gesichtspunkt, unter dem Goethe immer sich seine poetischen Stoffe ausgesucht und sie zurechtgelegt hat.

Goethe vergleicht das Leben das er führte, mit dem das er hätte führen sollen. Indem er seinen Lebenslauf unter dem bisherigen Drucke weiter dachte, sah er seinen Untergang vor Augen, wie den Götzens im Gefängnisse zu Augsburg. Fremde Formeln, die nichts zu thun hatten

mit Deutscher Natur, mußten langsam in ihm das erwürgen was er als das Beste und Heiligste anerkannte. In ganz anderem Sinne als früher steht ihm Götz nun vor den Augen. Goethe fühlt, wie die historische Gestalt ihm näher rückt und Züge annimmt, die seinen eigenen gleichen. Unter einem neuen Gesichtspunkte waren Götzens innere Kämpfe jetzt ein Ebenbild derer geworden, die er selber durchzumachen hatte.

Allein es trat etwas hinzu, das in noch viel mächtigerem Antriebe bewirkte, daß in der ersten Frankfurter Zeit unser Drama in Goethe's Phantasie die erste Stelle einnahm. Wieder von ganz neuer Seite her kam das. Goethe selbst erzählt es. Nicht mehr das Vaterland, nicht die Lage Götz von Berlichingens selber, sondern eine andere Figur drängte in seiner Seele nach einer Darstellung.

Erfüllt von dem Friederike zugefügten Unrecht sucht Goethe Rettung wo sie sich nur immer bieten wollte und unternimmt in einer Gestalt das zu verkörpern was er sich dem verlassenen Mädchen gegenüber zum Vorwurf machen mußte: treuloses Hinwegschleichen von ihrem Herzen das so arglos ist, daß es den Begriff der Treulosigkeit nicht einmal fassen konnte. So verläßt Weislingen Götzens Schwester und Weislingens Gestalt nimmt Goethe's vornehmstes Interesse jetzt in Anspruch. Erst von diesem Augenblicke ab wird das Stück lebensfähig bei ihm und lebendig.

Seltsam, wie er dazu kam die Scenen endlich niederzuschreiben, die ihn jetzt erfüllen. Er kann sich nicht entschließen die Feder in die Hand zu nehmen, aber seiner Schwester Cornelia, die sein Vertrauen besaß, erzählt er solange davon, bis diese ihn fast zwingt, an die Arbeit

zu gehen. Ruckweise, rasch und in großen Schritten vorwärtskommend schreibt er jetzt das ganze Drama nieder, das er Cornelia vorliest wie es zu Stande kommt. Ihr Lob treibt ihn zur Fortsetzung der Arbeit an, die im Herbste 1771 zum Abschlusse kam. »Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen«, schreibt er im November 1771 an Salzmann, »rette das Andenken eines braven Mannes und die viele Arbeit die mich's kostet macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe, denn es ist traurig an einem Ort zu leben 2c.« In sechs Wochen ist die Arbeit gethan. Immer darauf losgeschrieben. Der Flachsland liest er einzelne Scenen. Abschriften sendet er aus: an Salzmann, Merck und an Herder. Salzmann läßt das Manuscript bald zurückgehen, das er sorgsam und wohlwollend recensirt hat. Ebenso äußert sich Merck. Anders aber erging es mit Herder.

Jetzt zeigt sich wieder Herders Natur. Das Stück hat ihm gefallen — das sehen wir aus Herders Äußerungen gegen die Flachsland —, aber zugleich: Goethe soll nicht aufkommen! Er verspottet Goethe, er macht Witze auf ihn und seine Arbeit, Alles aber indirect! Weder schreibt er ihm, noch sendet er das Stück wieder. Und endlich dann, als er schreibt, schreibt er hart und unfreundlich, zugleich aber mit so superiörem Urtheil, daß Goethe wiederum fühlte, wie er in Straßburg immer gethan: er stehe Einem gegenüber der stärker sei als er und von dem er lernen könne. Wo Goethe aber wirkliche Kritik geboten wurde, mochte sie in der schärfsten Form an ihn kommen, da sehen wir ihn stets dankbar und demüthig, und so auch diesmal. Er antwortet Herder mit rührender Unterwürfigkeit. Der Brief ist vom Juli 1772. Er giebt Herder

Alles zu. Es sei richtig, daß Shakspeare ihn verdorben habe. Daß sein Drama nur »kalt und nur gedacht« sei. »Genug«, schließt er, »es muß eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden, dann soll's wieder vor Euch erscheinen.«

Dieser Brief enthält zugleich etwas, das recht zeigt, wie schwierig oder vielmehr unmöglich es ist, den tieferen, symbolischen Sinn einer Dichtung zu erfassen wenn der Dichter nicht selbst sagt was gemeint war.

Wir erinnern uns der schönen Stelle, wo Georg vor Götz in einem Panzer erscheint, der für seinen Wuchs viel zu groß ist, und gar zu gern mitreiten und sich mit schlagen will: auf diese Stelle weist Goethe jetzt hin indem er mit ihr sein Verhältniß zu Herder charakterisirt. Er, Goethe, mit seinem Götz, fühlt sich noch als Anfänger, der noch nicht das Recht hat mitzuthun wie Herder, dessen ausgewachsene Schultern den Panzer längst ausfüllen. Wie schön die Bescheidenheit dieses Vergleiches. Nun aber? Hat dies innerste Gefühl der noch unzureichenden Kraft, die Goethe dem gegenüber empfand, der als geübter Kämpfer die Stellung längst einnahm, die er erst noch erreichen wollte im Leben, ihm überhaupt die Idee des Georg eingegeben? Ist die lebensvolle Gestalt des Reiterjungen nur als der poetische Niederschlag dieser Empfindung zu fassen? Oder kam die Scene ihm nur zufällig in den Sinn als er an Herder schrieb und er benutzte sie weil sie ihm als Ausdruck dessen was er sagen wollte gerade bequem lag? Welche kritische Methode könnte darüber Auskunft verschaffen?

Ohne am alten Stücke etwas zu ändern schreibt Goethe in wenigen Wochen das Ganze um. Das muß im Herbst

1772 gewesen sein, ein Jahr nach der Entstehung der ersten Niederschrift. Die Arbeit bestand besonders darin, daß das Stück, wie eine Hecke, der zu üppige Triebe nach allen Seiten ausgewachsen sind, unbarmherzig beschnitten ward. Im Winter 1772 auf 1773 wurde dann der Druck ausgeführt, mit Merck auf gemeinschaftliche Kosten, und im Juni 1773 erscheint das Buch. Jetzt ist Herder ehrlich genug, den Eindruck offen zu bekennen, den es ihm gemacht hatte. Von jetzt ab läßt er Goethe neben sich, vielleicht über sich walten.

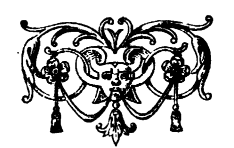
Der Beifall welchen das Drama in weiteren Kreisen fand, kam Goethe nur allmälig zu Ohren. Ein geschickter Nachdrucker nahm ihm sogar den besten Gewinnst vorweg und die Geschäfte gingen zum Theil so schlecht, daß er seine Freunde bitten mußte, den Absatz etwas zu fördern weil ihm Geld fehlte nur um das Papier zu bezahlen. Eine neue Auflage durfte er selber noch veranstalten, alle andern machte der berüchtigte Berliner Buchhändler Himburg im Nachdrucke.

Soviel aber mußte Goethe doch bald klar sein, daß er eine Bewegung hervorgerufen hatte, welche außerordentlicher Art war.

Im August 1773 heißt es in einem seiner Briefe: »Und nun meinen lieben Götz! Auf seine gute Natur verlaß ich mich, er wird fortkommen und dauern. Er ist ein Menschenkind mit viel Gebrechen und doch immer der besten einer. Viele werden sich am Kleid stoßen und einigen rauhen Ecken. Doch hab ich schon soviel Beifall daß ich erstaune. Ich glaube nicht, daß ich sobald was machen werde, das wieder das Publikum findet.«

Indeß, während ich so die Entstehung des Götz in

großen Zügen dargelegt habe, sind Ereignisse von mir unberührt gelassen worden, welche die Jahre 1772 und 1773 ganz abgesehen von dieser Arbeit zu den wichtigsten für Goethe's weitere Entwicklung gestalten. Als er Götz in Angriff nahm, bildete seine Schwester, die Flachsland, Merck, Herder und wenige Andere sein gesammtes Publikum: als das Stück herauskam hatte sich dieser Kreis nach neuen Seiten hin weit ausgedehnt. Die persönlichen Gefühle, die zu beschwichtigen Goethe die Arbeit aufgenommen hatte, waren längst in den Hintergrund gedrängt worden und sein Herz hatte neue Verbindungen eingegangen, aus denen hervorblühend eine neue Dichtung in seiner Seele sich zu entfalten begann, deren Erfolg den des Götz bei weitem übertreffen sollte.





Siebente Vorlesung.

Die Leiden des jungen Werther.

Es erübrigt noch von Goethe's Bearbeitung des Götz für die Bühne zu sprechen, die über dreißig Jahre nach der Entstehung des Dramas von ihm ausging.

Götz war gleich nach seinem Erscheinen gespielt worden. Zuerst, meines Wissens, in Hamburg. Goethe konnte das gleichgültig sein so lange er selber nichts dabei mitzureden hatte. Anders stellten sich die Dinge als unter seiner Direction in Weimar das Stück gegeben werden mußte. Nachträglich war jetzt der ganze Bühnenmechanismus hineinzubringen, über den er sich anfangs hinweggesetzt hatte.

Wer sich ein Bild machen will, wie es bei der Einrichtung von Dramen für die Aufführung hergehe, lese in Goethe's Wilhelm Meister die Capitel, in denen die Schauspielertruppe welcher Wilhelm sich angeschlossen hat, die Darstellung des Hamlet glücklich zu Stande bringt. Die hier geschilderten Zustände gehören im historisch-realistischen Sinne einer längst verschwundenen Zeit an, dennoch wird was da geschah, sich immer wieder ereignen wo bedeutende Dramen gespielt werden sollen. Mangel-

haft sind einem gutem Drama gegenüber die Kräfte eines Theaters, auch des bedeutendsten, immer; stets werden nicht alle vorhandenen Kräfte ganz und gar für die Rollen passen die sie übernehmen müssen. Allein meist wird sich doch eine halbwegs erträgliche Inscenirung zu Stande bringen lassen, weil gute Bühnendichter von vornherein die Figuren so hinstellen, daß ihr Zuschnitt eine gewisse Allgemeinheit darbietet, in die sich körperlich und geistig verschieden gestalteter Wuchs hineinfindet. Gerade das Gegentheil davon verlangt der Leser aber, der ganz individuelle Züge vor sich haben will. Wenn Goethe deshalb die Figuren seines Götz dem Schauspieler handlicher zu machen, den einzelnen Rollen bessere Proportion zum Ganzen gegeben, eine Reihe kleiner Schauspielereffecte hinzugefügt und eine gewisse Einheit des Ortes zu schaffen gesucht hat, so ist diese auf kaltem Wege entstandene letzte Redaction des Dramas so wenig für die Lectüre gemacht als es Goethe's für die Weimaraner Bühne bestimmte Bearbeitung von Romeo und Julie war.

Um zu zeigen, was bei solchen Gelegenheiten verloren geht, vergleichen wir ein paar kurze Bruchstücke des Dramas als Dichtung und als Theaterstück.

In die Mitte des vierten Aufzuges der Bühnenbearbeitung ist der traurige Moment verlegt worden, wo aller Widerstand Götzens gegen die seine Burg belagernden Kaiserlichen Executionstruppen aufhören muß. Der letzte Schuß Pulver ist verschossen, die letzte Flasche Wein getrunken. Götz verläßt mit seiner Frau an der Hand die Burg, um sich seinen Feinden auszuliefern. Die Scene spielt im Schloßhofe.

Götz. Kommt! Nehmt die besseren Gewehre mit

weg, laßt die geringeren hier. Lerse, besorge das. Komm Elisabeth! Durch eben dies Thor führte ich dich als junge Frau wohl ausgestattet herein. Fremden Händen überlassen wir nun unser Hab und Gut. Wer weiß, wann wir wiederkehren und uns drinnen in dieser Capelle neben unsern ehrwürdigen Vorvordern zu Ruhe legen. (Ab mit Elisabeth.)

Georg. Lerse. Faud. Knechte.

Georg (indem er die Jagdtasche umhängt und einiges vom Tische einsteckt).

Es fing ein Knab' ein Vögelein, hm, hm,

Da lacht er in den Käfig 'nein, hm, hm, so, so, hm, hm, u. s. w.

(Er empfängt zuletzt noch eine Büchse von Lerse und geht singend ab.)

Lerse (der nach und nach die Knechte mit Gewehr fortgeschickt hat zu Faud). Nun mache daß du fortkommst. Wähle nicht so lange.

Faud. Laß mich. Wer weiß wann mir's wieder so wohl wird, eine Büchse aussuchen zu dürfen. Und ich trenne mich so ungern von dem Allen.

Lerse. Horch! (Man hört Geschrei, es fallen einige Schüsse.) Horch! Hilf, heiliger Gott, sie ermorden unsern Herrn! Er liegt vom Pferde! Hinunter! Hinunter!

Faud. Georg hält sich noch! Hinunter, wenn sie sterben mag ich nicht leben! —

Wer diesen durchaus regulären Scenenschluß liest, hat sofort irgend eine aus Erfahrung bekannte Bühne vor den Augen. Rechts die gothische Capelle, links das offene Thor, vorn der Tisch, auf dem die Gewehre liegen, u. s. w. Götz geht mit der Frau zuerst ab, dann Georg, dann die

Knechte einzeln, dann Lerse, endlich Faud: die Bühne ist leer, Verwandlung.

Sehen wir nun wie diese selben Ereignisse sich in der Phantasie des Lesers abspielen, für den Goethe das Drama nur als Gedicht geschrieben hatte. Der kurze Auftritt bildet hier nicht den Schluß einer längeren Handlung wie dort, sondern ist in zwei abgerissene, für sich bestehende Scenen getheilt, deren jede ihre eigne Decoration verlangt.

Erste Scene.

Statt aller Angaben nur die Worte »Georg singt im Stalle«.

Mit diesen vier Worten aber ist unserer Phantasie ein Stoß gleichsam gegeben, daß im Nu ein Bild vor uns sich aufbaut. Ein stiller, leerer wirklicher Schloßhof. Kein Mensch da, auch Georg nicht sichtbar: er sattelt Götzens Pferd, sein Gesang klingt aus der Stallthüre heraus:

Es fing ein Knab' ein Vögelein hm, hm.

Wir schlüpfen in Gedanken zu ihm und sehen ihn die Sättel auflegen, wir hören dann Götzens Stimme, der auf dem Schloßhof erscheint. Nichts weiter steht da, als:

Götz. Wie steht's?

Georg (führt sein Pferd heraus). Sie sind gesattelt.

Wieder eine Fülle von Anschauung in den wenigen Worten. Georg will mit dem Pluralis »sie sind gesattelt« andeuten, daß er nicht bloß Götzens Pferd gesattelt habe, sondern auch sein eigenes; daß er mit herauswolle. Er sieht seinen Herrn gespannt an, ob er die Erlaubniß geben werde.

Götz. Du bist frei.

Georg. Wie der Vogel aus dem Käfig.

Wie erschütternd bei Götz diese Antwort, als wolle er sagen: thu was du willst, mein Befehlen hat ja ohnedies ein Ende. Er giebt ihm den Rath, sich davon zu machen, aber er weist ihn auch nicht ab. Und wie entzückend tritt in der Antwort der Charakter Georgs hervor. Die bloße Idee, wieder einmal hinter seinem Herrn aus der Burg zu reiten erfüllt ihn mit solchem Glück, daß er ganz vergißt wohin er Götz begleiten soll.

Nun lesen wir weiter:

»Alle Belagerte.«

Götz. Ihr habt eure Büchsen. Nicht doch! Geht hinauf und nehmt die besten aus dem Rüstschrank, es geht in Einem hin. Wir wollen vorausreiten.

Georg. Hm, hm! So, so! Hm, hm! (Ab.)

Nichts weiter und die Scene vorüber. Welch eine erstaunliche Kraft, zu zeichnen und doch kaum ein paar Striche zu thun! Man sieht die Knechte hervorstürzen. Sie haben die Hufschläge gehört: sie erfüllen plötzlich den Hof. Sie fühlen, daß Alles verloren sei, als sie sehen wie Götz im Begriff ist hinauszureiten. Götz steigt auf und redet aus dem Sattel herunter. Georg hat währenddem sein eignes Pferd herausgeführt und auf einen Blick seines Herrn folgt er diesem nach, den Refrain seines Liedes vor sich hin summend. Man könnte ein Dutzend Bilder machen, um diese kurzen Worte zu illustriren. Keine Bühne aber, wie wir sie kennen wenigstens, würde diese Effecte hervorzubringen im Stande sein.

Und nun die andern der beiden Scenen.

Der Herr ist fort. Die Knechte sind sich selbst überlassen. Sie können nehmen was sie wollen und sich davonmachen.

Im Saal.

Erster Knecht. Ich nehm die.

Zweiter Knecht. Ich die. Da ist noch eine schönere.

Erster Knecht. Nicht doch. Mach daß Du fortkommst!

Zweiter Knecht. Horch!

Erster Knecht (springt ans Fenster). Hilf, heiliger Gott! Sie ermorden unsern Herrn. Er liegt vom Pferd! Georg stürzt!

Zweiter Knecht. Wo retten wir uns? An der Mauer den Nußbaum hinunter ins Feld. (Ab.)

Erster Knecht. Franz hält sich noch, ich will zu ihm. Wenn sie sterben, mag ich nicht leben! (Ab.)

Damit schließt hier der dritte Act. Mit wie erschütternder Kürze ist in den zwei Charakteren die Gemeinheit, die Feigheit und die Großartigkeit der beiden Knechte gezeichnet. Erst fangen sie an sich zu zanken, wer das beste Stück für sich haben solle, dann macht der eine, dem die Knie zu zittern beginnen, sich davon, während der andere zu seinem Herrn hinabstürzt. Nur ein großer Dichter kann mit so Wenigem den tiefsten Inhalt menschlicher Seelen klar legen. All das mußte geopfert werden um das Stück für die Bühne einzurichten. —

Götz war in der ersten Frankfurter Bearbeitung eben zu Papiere gebracht und den vornehmsten Vertrauten mit-

getheilt worden, als im Frühjahre 1772 in Frankfurt für gut befunden wurde, daß der junge Doctor die eben begonnene Praxis wieder unterbräche, um in Wetzlar als Practikant am Reichskammergerichte einzutreten. Das Reichskammergericht war die höchste Centralstelle für die Processe, welche in den unzähligen staatlichen Bestandtheilen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation geführt wurden. Von complicirten Rechtsverhältnissen waren diese Herrschaften alle voll und es konnte an immer neuen Streitigkeiten kein Mangel sein. Der Fülle der Acten aber entsprach die Zahl der in Wetzlar arbeitenden Juristen nicht. Dadurch entstanden Bevorzugungen und Vernachlässigungen. Es kam dahin daß die Hauptsache bei den Processen war, überhaupt nur zu bewirken daß sie an die Reihe kämen. Hundertundsechszig Jahre hatte dieser Zustand sich hingezogen als Kaiser Joseph jetzt eine Visitation anordnete, welche schmähliche Mißbräuche zur Entdeckung brachte. Keine bessere Gelegenheit für einen jungen Mann, welcher in Frankfurt seinem Range gemäß die große städtische Carrière machen sollte, als in Wetzlar bei diesen Arbeiten einige Zeit mit einzutreten, das überdies von Frankfurt in einer Tagereise zu erreichen war. Dahin also ging Goethe ab. Er stak so tief in seinen Frankfurter und Darmstädter Freundschaften drin, daß Platz für neuen Zuwachs in seinem Herzen kaum möglich schien, und geräth dennoch in einen Kreis hinein, der ihn bald ebenso gänzlich umgiebt und einschließt wie der des Pfarrhauses in Sesenheim: es beginnt sein Verhältniß zu Lotte, das Jeder zu kennen glaubt, der sich einmal mit Goethe's Leben beschäftigt hat. Dem Triebe nachgebend, sich in einem behaglichen Hause als Familienmitglied

festzusetzen, wird Goethe in dem des Amtmannes Buff heimisch, in dem berühmten »Deutschen Hause« das noch in Wetzlar steht. Lotte, die älteste Tochter, hat ihr Herz und auch ihre Hand bereits so gut wie vergeben und der junge Kestner, der Glückliche welcher halb und halb als ihr Bräutigam aus- und eingeht — eins jener Gewissensverhältnisse der damaligen Zeit — wird Goethe's genauer Freund. Jetzt entsteht ein Kampf in Goethe, ob er, was ihm vielleicht gelungen wäre, Kestner in Lottens Herzen ausstechen solle. Er bleibt fest. Ein paar Monate dauert das, bis es endlich nöthig wird, Wetzlar wieder zu verlassen. Goethe reist eines Tages Knall und Fall ab, aber es bleibt als Resultat dieser Kämpfe eine innige Freundschaft zwischen ihm und der gesammten Familie Buff bestehen, von der wir durch einen Briefwechsel wissen, von dem lange Zeit nur bekannt war, daß er existire und von der Familie Kestner eifersüchtig bewacht werde, der nun jedoch über zwanzig Jahre gedruckt worden ist. Dies der Thatbestand.

Wie war es möglich, aus diesem einfachen Erlebnisse, bei dem Leidenschaft und gewaltsame Scenen fehlen, den schönsten und ergreifendsten Deutschen Roman zu bilden, der je geschrieben worden ist? Das zu untersuchen, wird uns beschäftigen. Die Genesis dieses Kunstwerkes liegt klar vor. Wie wir verfolgen durften, aus welchen Erlebnissen die Sesenheimer Idylle erwachsen ist, welche Goethe vierzig Jahre erst nachdem er sie erlebt hatte, zu dichterischer Form verklärte, so verfolgen wir jetzt, wie Goethe's Neigung zu Lotte im Laufe eines einzigen Jahres schon in seiner Phantasie sich zu dem gestaltete was in den »Leiden des jungen Werther« enthal-

ten ist. Ein wunderbarer Anblick, Goethe in jenen Jahren alle Wirklichkeit seines Daseins in unwillkürlicher Arbeit zu Dichtung umschaffen zu sehen. Wir beobachten ihn wie auf einer Jagd durch die Menschen hindurch. Eine verzehrende Sehnsucht treibt ihn, Neues zu erleben, sich hinzugeben, sich mit Schmerzen loszureißen und rastlos neue Netze aufzusuchen, in denen er sich willig wieder fangen läßt. All diese Erwartungen, Täuschungen, Erregungen lassen Bilder in seiner Seele zurück, die ihr eignes Leben beginnen, sich verbinden, sich trennen, sich ändern, um endlich als herrliche Gebilde selbständig fest dazustehn, und um selbst dann oft noch keine Ruhe zu finden, weil sie auch jetzt immer wieder umgeschmiedet werden.

Nicht immer aber verfährt er hier auf die gleiche Weise. Um Friederiken dichterisch darzustellen, hatte Goethe sie gleichsam getheilt. Noch ehe er sie zu verlassen gedachte, war Gretchen der erste doppelgängerische Schatten, der sich von ihr ablöste. Dann Marie im Clavigo. Dann vielleicht noch Marie im Götz und endlich die Gestalt die Friederikens Namen selbst trägt, in Dichtung und Wahrheit. Damit Lotte dagegen dichterisch zur Erscheinung käme, sehen wir Goethe's Phantasie einen anderen Weg einschlagen. Die Lotte die im Deutschen Hause zu Wetzlar gewaltet und die Kestner geheirathet hat, genügte in ihrem einfachen Wesen und Schicksale nicht, um die Heldin des Romanes zu werden. Es mußte der Selbstmord eines Goethe wie Lotten ganz fremden Menschen sich ereignen, um den äußeren Umschwung des Romanes zu liefern. Und dieser Selbstmord trat länger als einen Monat nach Goethe's Fortgang von Wetzlar ein. Aber auch dies genügte nicht, dem Romane den nöthigen Inhalt zu schaf-

fen: Goethe hat noch eine andere, ganz fern von Lotte sich bewegende Gestalt zu ihr hinzunehmen müssen, aus denen beiden dann erst die ideale Figur sich zusammenschloß, deren poetischer Glanz in der Folge freilich der einzigen Lotte Buff in Wetzlar zu Gute kam.

Sehen wir nun im Einzelnen näher an was in Wetzlar geschehen ist.

Vom 9. Juni bis 10. September 1772, ein Vierteljahr gerade, hat Goethe mit Lotte und Kestner in Wetzlar zusammengelebt. Kestner gehört so innig dazu, daß er von Lotte und Goethe nicht zu trennen ist. Vergleichen wir das was der Roman über dieses Verhältniß erzählt, mit dem Bericht in Dichtung und Wahrheit, und halten dann wieder daneben was Goethe's Correspondenz enthält, und schließlich was Goethe sowohl als Kestner gelegentlich über die Dinge äußern, so ergiebt sich, daß nicht nur der Roman nur eine Dichtung ist, sondern daß auch in Dichtung und Wahrheit — wie bei Friederike, aber aus anderen Ursachen — ein Mythus erzählt worden ist. Der wirkliche Verlauf der Dinge ergiebt sich nicht so ohne Weiteres.

Schon die Rücksicht auf Lotte, deren langjährigen Ruhm, ihm in seiner Jugend eine ungeheure Leidenschaft eingeflößt zu haben, Goethe nachträglich nicht antasten wollte, machte unmöglich, in Dichtung und Wahrheit einfach zu berichten was sich ereignet hatte. Zwar gesteht er ein, er habe, wie Zeuxis zu seiner Venus eine ganze Reihe Vorbilder benutzen durfte, mehrere Lotten zu der Lotte des Romanes vereinigt: allein es wird das so gesagt, daß Lotte Buff durch ihre Nebensonnen kaum an Glanz verliert. Goethe nennt außer dem ihren keinen Namen. Doch in seiner Darlegung der Gründe schon,

warum er von Wetzlar fortgegangen sei, liegt ein Widerspruch. Einmal stellt er die Dinge so dar, als habe ihn die Rücksicht auf Kestner in dem Momente zurücktreten lassen, wo er fühlte, daß er den Kopf verliere; und dann wieder erzählt er, Merck sei in Wetzlar erschienen und habe ihn durch seine Kritik abgekühlt und von Lotte zurückgebracht. Entweder das Eine aber oder das Andere: beides zu gleicher Zeit scheint nicht gut möglich. Man vergleiche mit beiden Auffassungen nun aber die im Momente des Fortgehens geschriebenen authentischen Briefe Goethe's! Diesen zufolge, die wir vor uns haben, bricht Goethe im äußersten Momente ab, als handle es sich um Leben und Tod, reist fort als sei jede Stunde mehr in Lottens Nähe verderblich und schreibt auch hinterher wie ein Verzweifelter. Nicht aber an Lotte, sondern an Kestner schreibt er, an Lottens Bräutigam, der ihm hätte zuwider sein müssen! Und diesen verzweifelten Ton über Lottens Verlust, die eigentlich ihm gehöre, sehen wir in seinen Briefen von jetzt an als stereotype Stimmung festgehalten. Goethe unterhält sich mit Lotten in Gedanken, träumt von ihr, hat ihre Silhouette über dem Bette, besorgt ihr die Trauringe, erlebt in Gedanken ihre Hochzeit mit, immer der gleiche Ton. Vergleichen wir damit aber was in Goethe's erlebtem Leben während dieser nicht kurzen Zeit sich ereignete, so enthält die Buff-Kestnersche Correspondenz davon sehr wenig. Lotte und ihre Umgebung bilden eine arkadische Schäferprovinz für Goethe's Gedanken, ein weites einsames Gefilde, wo an der einen Stelle Lotte und ihre Familie in ihrer Hütte, und an einer andern Stelle in der Einsamkeit, getrennt von ihr, Goethe sitzt.

Und nun vergleichen wir ferner damit wieder, was

Kestner, der von pedantischer Wahrheitsliebe war, in Briefen und Tagebüchern aufgezeichnet hat: Kestner behauptet einmal, Goethe habe sich »viel größer benommen« als Werther im Romane, und dann wieder, Lotte und Goethe hätten einander nicht einmal so nahe gestanden. In der That, Goethe scheint Kestnern näher gestanden zu haben als Lotte selbst.

Hier muß irgend etwas also nicht erzählt worden sein was die Auflösung dieser Widersprüche giebt.

Erinnern wir uns nun an Goethe's Erzählung, wie ihn bei Friederike bereits das Gefühl, daß er »nach Schatten greife«, überkommen hatte, noch ehe er und sie das entscheidende Wort nur ausgesprochen hatten, daß sie sich liebten. Sollte bei Lotte, bei anderem Ausgange freilich, etwas Ähnliches der Fall gewesen sein? So daß Merck als Mephistofeles ein Werk nur vollendete, das bereits von Goethe aus eigner Naturnothwendigkeit halb gethan worden war. Goethe scheint sich in seinem Verhältniß zu Lotte wirklich bereits kritisirt zu haben ehe Merck in Wetzlar ankam. Es hat sich darüber ein Document erhalten.

Goethe war seit Anfang 1772 eifriger Recensent für die Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Der schönste aller Artikel die er für dieses Journal schrieb, wurde in Wetzlar geschrieben und kam den 1. September 1772 heraus. Mußte also doch wenigstens einige Tage früher verfaßt und noch einige Tage früher bedacht worden sein. Es ist die Recension der 1772 in Mitau und Leipzig erschienenen »Gedichte eines polnischen Juden«. Was Goethe über die Gedichte selbst schreibt, lassen wir bei Seite; der Schluß seiner Besprechung ist es, auf den es hier ankommt. Er lautet:

»Laß, o Genius unseres Vaterlands, bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten, mannigfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellte, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losriß, wenn er aus dem dichtenden Traum erwachend fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei; dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich der aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogne Seufzer und Thränen und Sympathien, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tags, schmelzende Lieder und Musiken des Nachts endlich auch eroberte und — auch wieder verließ, weil sie nur zurückhaltend war; der uns all seine Freuden und Siege und Niederlagen, all seine Thorheiten und Resipiscenzen mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete! Des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genug thun.

»Aber dann, o Genius, laß offenbar werden, nicht Fläche, Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit schuld; laß ihn ein Mädchen finden seiner werth!

»Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich in stillem Familienkreis häuslicher, thätiger Liebe glücklich entfaltet

hat; die Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwürkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend, mitgebornen Wolstand und Grazie. Ja, wenn sie in Stunden einsamer Ruhe fühlt, daß ihr bei all dem Liebeverbreiten noch etwas fehlt, ein Herz, das, jung und warm wie sie, mit ihr nach ferneren, verhüllteren Seligkeiten dieser Welt ahndete, in dessen belebender Gesellschaft sie nach all den goldnen Aussichten von ewigem Beisammensein, dauernder Vereinigung, unsterblich webender Liebe fest angeschlossen hinstrebte!

»Laß die beiden sich finden, beim ersten Nahen werden sie dunkel und mächtig ahnden, was jedes für einen Inbegriff von Glückseligkeit in dem andern ergreift, werden nimmer von einander lassen. Und dann lall er ahndend und hoffend und genießend, 'was doch Keiner mit Worten ausspricht, Keiner mit Thränen, und Keiner mit dem verweilenden vollen Blick und der Seele drin'. Wahrheit wird in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasen-Ideale, wie sie in hundert Deutschen Gesängen herum wallen.

»Doch obs solche Mädchen giebt? Obs solche Jünglinge geben kann? —«

Das ist die Sprache schon, in der Werther später geschrieben wurde. Das quillt aus dem Herzen. Unzweifelhaft ist hier Lottens Bildniß gegeben und der Schluß zeigt, daß Goethe sogar für nöthig hielt den Gedanken abzuwenden, als könne er nach dem Leben gezeichnet haben. Zugleich aber spricht Goethe hier schon wieder von

einem »Erwachen aus dem dichtenden Traume«, und es wäre die Frage, ob dies Erwachen nicht bei ihm selbst bereits auch im gegenwärtigen Falle sich ereignet hatte, so daß das ideale Bildniß welches er uns zuletzt darstellt, nicht Lotte ist wie sie war, sondern wie sie hätte sein müssen wenn sie ihn wirklich hätte fesseln sollen.

Indessen, mag ich hier nun recht gerathen haben oder nicht: Merck kommt eines Tages in Wetzlar an und beginnt Goethe's ausschließliche Bewunderung für Lotte auf Proben zu stellen, die sie nicht besteht. Er weiß Goethe soweit abzukühlen, daß dieser in gemüthsruhiger Stimmung den Abschied ins Auge faßt und Wetzlar nach ihm verläßt. Hatte der ehrliche Kestner anfangs Kämpfe in sich durchzumachen gehabt, ob er nicht vor Goethe als dem vorzüglicheren zurücktreten müsse, so konnte davon jetzt längst keine Rede mehr sein. Das Verhältniß hatte seine natürliche Krisis gehabt, welche ohne Nachtheil für eines der drei Herzen, um die es sich handelte, verlaufen war.

War Goethe aber als er Lotten und Wetzlar am 10. September 1772 verließ längst in solchem Maaße beruhigt, wie sind damit die letzten Briefe zu vereinigen mit denen er von Lotte und Kestner Abschied nahm? Hatte Goethe den Willen, sich Kestner zu Liebe Lotte gegenüber fest zurückzuhalten, warum diese glühende Sprache, die im letzten Momente Lottens Herz ja noch hätte mit Gewalt zu ihm herüberreißen können? Und, wie verträgt es sich mit der verzweiflungsvollen Stimmung dieser letzten Stunden, wenn Goethe nachdem er diese Briefe eben geschrieben, nun in der ruhigsten Stimmung die Lahn entlang wandelt, neue Freunde findet und sich auf das Innigste an sie anschließt?

Dieser Widerspruch erklärt sich nur wenn wir den Abschied Goethe's von Lotten nicht wie Dichtung und Wahrheit, oder der Roman ihn darbietet fassen (was vom Herausgeber der Kestnerschen Briefe immer noch gethan wird), sondern indem wir uns absehend von allem Andern nur an Goethe's Briefe und gleichzeitige Äußerungen halten.

Die Briefe lauten:

Goethe an Kestner.

(Den 10. Sept. 1772.)

Er ist fort Kestner wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh ich. O mein armer Kopf.

Goethe an Lotte.

(Einschluß des Vorigen.)

Wohl hoff ich wiederzukommen, aber Gott weis wann. Lotte wie war mirs bei deinen*) reden ums Herz, da ich wußte es ist das letztemal daß ich Sie sehe. Nicht das letztemal, und doch geh ich morgen fort. Fort ist er. Welcher Geist brachte euch auf den Diskurs. Da ich alles sagen durfte was ich fühlte, ach mir wars um hienieden zu thun, um ihre Hand die ich zum letztenmale küßte. Das Zimmer in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater der mich zum letztenmale begleitete. Ich bin nun allein, und darf weinen, ich lasse euch glück-

*) so im Facsimile. Die Ausg. deinem.

lich, und gehe nicht aus eueren Herzen. Und sehe euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer. Sagen Sie meinen Buben er ist fort. Ich mag nicht weiter.

Goethe an Lotte.

(Zu dem Vorigen, Einschluß.

Den 11. Sept. 1772.)

Gepackt ists Lotte, und der Tag bricht an, noch eine Viertelstunde so bin ich weg. Die Bilder die ich vergessen habe und die Sie den Kindern austeilen werden, mögen Entschuldigung sein, daß ich schreibe, Lotte, da ich nichts zu schreiben habe. Denn Sie wissen alles, wissen wie glücklich ich diese Tage war. Und ich gehe zu den liebsten, besten Menschen, aber warum von Ihnen. Das ist nun so, und mein Schicksal, daß ich zu heute, morgen und übermorgen nicht hinzusetzen kann — was ich wohl oft im Scherz dazusetzte. Immer fröhlichen Muthes liebe Lotte, sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig, und ich liebe Lotte, bin glücklich, daß ich in Ihren Augen lese, sie glauben ich werde mich nie verändern Adieu tausendmal adieu! Goethe.

Dies zu erklären, entnehmen wir einem ein halbes Jahr später fallenden Briefe an Kestner, vom April 1773, folgende Stelle: »Und ich habe heut einen schönen Tag gehabt, so schön daß mir Arbeit und Freude und Streben und Genießen zusammenflossen. Daß auch am schönen hohen Sternen Abend ganz mein Herz voll war vom wunderbaren Augenblick da ich zu'n Füßen eurer an Lottens Garnirung spielte, und ach mit einem Herzen, das auch das nicht mehr genießen sollte, von drüben sprach, und nicht die Wolken, nur die Berge meinte.«

Was also war vorgefallen? Goethe, völlig resignirt, sitzt eines Abends zu Lottens Füßen und eine Unterredung, die zu dreien da geführt wird, nimmt plötzlich eine Wendung die ihn so gewaltig aufregt, daß er fühlt, es müsse ein Ende gemacht werden. Was ihn aufregt, ist das Mißverständniß Lottens, die in einer erhöhten idealen Stimmung sich bereit zeigt, auf Goethen für dieses Leben gänzlich Verzicht zu leisten, während er selber nur von einem kurzen Abschiede gesprochen hatte.

Das käme aber beinahe wie beleidigte Eitelkeit heraus?

Goethe macht sich in späteren Jahren, wenn er zu Zeiten seine Vergangenheit die Revue passiren läßt, wiederholt den Vorwurf dessen was er seine »Dumpfheit«, auch seine Vorliebe zu »unklaren Verhältnissen« nennt: er hat sich und Andere durch seine Leidenschaftlichkeit in eine Lage gebracht bei der eine prompte und klare Auseinandersetzung nöthig ist, und plötzlich wird er wie lahm, sieht die Dinge vor Augen ohne sich entschließen zu können und lebt weiter indem er auf irgend eine momentane zufällige Lösung nicht gerade hofft, aber sie doch als einziges Lösungsmittel im Voraus anerkennt. Goethe spricht hierüber so klar und klagt sich bei entscheidenden Fragen so offen an, dieser Neigung nachgegeben zu haben, daß mit voller Sicherheit davon gesprochen werden kann.

So hatte es auch hier gestanden. Goethe, der zugleich die wunderbare Gabe besaß, lange Entwicklungen in der Ahnung durch alle Consequenzen zu verfolgen und abzuschließen, hatte ein doppeltes Unheil herannahen gesehen: eine Neigung Lottens zu ihm, ein edelmüthiges Zurückweichen Kestners zu seinen Gunsten, und bei sich selber dann vielleicht nicht einmal die Fähigkeit, eines und das

Andere anzunehmen. Goethe traute dem eignen Herzen nicht. Unnützer Weise wäre zweier Menschen Schicksal durch ihn vernichtet worden. Und so: er sah wie die Dinge lagen und wußte was er zu thun und zu lassen hatte.

So war es ja auch in Sesenheim gewesen. Dort aber hatte er die »süße Gewohnheit« nicht aufgeben können, fortzuleben wie zu leben einmal begonnen war, in der Nähe der Geliebten.

Bei Lotten jedoch fühlte er sich nun ganz sicher, als ihn an jenem Abend eine Erfahrung überraschte, auf die er nicht vorbereitet war. Man hatte bei einander gesessen und von Goethe's bevorstehendem Abschiede gesprochen und Goethe dabei nur an sein Fortgehen nach Frankfurt gedacht. Die Gleichgültigkeit aber, mit der Lotte ihn jetzt mißversteht, indem sie ruhig den Begriff des Wiedersehens in jenem Leben acceptirt, während sie ihm für dieses Leben auf Nimmerwiedersehen ruhig die Hand reicht, läßt in Goethe plötzlich etwas auflodern, wovon er selbst keine Ahnung gehabt. Er war stark gewesen solange es in seiner Macht und Wahl gelegen hatte von Lotte fortzugehen, nun aber ist Sie es plötzlich die ihn so voller Gleichmuth für dieses Leben aufgiebt, und jetzt regt sich eine dämonische Ahnung in ihm, diesem Mädchen zu zeigen, daß man ein Herz wie das seine nicht so ohne Weiteres von sich schiebe. Jetzt empfindet er, er habe sich größere Stärke zugetraut als er besitze. Und jetzt wird ihm klar, daß sofort ein Ende gemacht werden müsse.

Diese plötzlich erwachende gleichsam neue Leidenschaft ist es, die jene beiden, gleich am ersten Abend des 10. Septempers geschriebenen Billets erfüllt. Am nächsten Morgen sieht er die Dinge schon ruhiger an und setzt in dieser

Stimmung einige Worte hinzu, und ein halbes Jahr später spricht er mit leichtem Spotte über sich selbst davon.

Von alledem steht allerdings nichts in Dichtung und Wahrheit.

Wenn ich Goethe's Darstellung seiner Liebe zu Lotte in Dichtung und Wahrheit für einen Mythus erkläre, so meine ich damit nicht daß sie unrichtig sei, sondern daß Goethe dem Ganzen eine gewisse bildliche Allgemeinheit der Linien verliehen habe, die das Factische aussprach und dennoch verhüllte. Goethe wollte verschweigen was ihn fortgetrieben hatte. Wer auch brauchte davon zu wissen? Daher die etwas mystische Formel: »Ich trennte mich von ihr nicht ohne Schmerz und doch ohne Reue«.

Merck also war bemüht gewesen, Goethe von Wetzlar loszumachen, vielleicht indem er sehr wohl wußte was er that. Merck nun auch war es, der, um die Heilung zu vollenden ehe Goethe wieder in Frankfurt sich festsetzte, die Reise vorschlug, deren letzter Erfolg gerade Schuld daran war, daß Werthers Leiden geschrieben werden konnten: er lud Goethe ein, mit ihm bei Frau von Laroche am Rheine zusammenzutreffen. Man verabredete, sich in Coblenz zu finden, Goethe sendet das Gepäck voraus und geht zu Fuße hinterher die Lahn hinab.

Er beschreibt den Weg dahin, den kaum Jemand heute, wo die Eisenbahn so unvermeidlich bequem nebenherläuft, ihm in dem Sinne nachwandern könnte in dem er ihn damals zurücklegte. Er verfolgt ihn mit solchem Schlenderschritt daß er erst nach einigen Tagen Ems erreicht. Von da fährt er mit einem Kahne weiter. »Da eröffnete sich mir der alte Rhein.«

Es giebt eine ältere und eine jüngere Rheinpoesie. Zur älteren gehören noch die Zeiten, wo Clemens Brentano die Lorelei erfand, wo die Günderode und Bettina am Rheine schwärmten und wo Goethe selber, 1815, die herrlichen Ufer wieder besuchte und beschrieb. Darauf folgte die jüngere Romantik, deren Tonangeber Simrock gewesen ist und die mehr in Cöln und Düsseldorf ihren Sitz hatte, während die frühere im Rheingaue ihr Hauptquartier aufschlug. Die frühere war mehr lyrisch, die neuere mehr historisch politisch. Heute, wo kaum noch die Dampfschiffe benutzt werden, weil auch hier die Eisenbahn rascher den Strom entlang fährt, den man meistens aus den Waggonfenstern nicht einmal sieht und dessen rasche Wogen und Schiffe träge zurückzubleiben scheinen, hat auch das ein Ende und der einsame Reisende bringt sich kaum mehr durch das in erlogene Begeistrung, was in den Reisehandbüchern enthalten ist als existirte es noch. In den Zeiten aber, wo Goethe, 1772, jung war, bedurfte es keines aufgetragenen romantischen Glanzes: der Rhein war völlig aus eigner Majestät noch der »alte Rhein«. All die Schlösser und Stifter die sich in seinen Fluthen spiegelten saßen noch voll von fettem, weltlichen und geistlichen Adel, und all die bunte unvordenkliche Wirthschaft war noch lebendig, von der heute längst Niemand mehr zu erzählen wüßte. Wie vieler Herren Länder stießen damals an den Fluß und wurden von ihm durchschnitten. Über dem Rheine schwebte der volle warme Athem Süddeutschlands damals noch, während er heute norddeutsch und kühler geworden ist. Goethe erzählt von seiner Fahrt langsam, wie er selber langsam vorwärts kam. »Herrlich und majestätisch erschien endlich dann das Schloß Ehrenbreitstein.«

An seinem Fuße, in Thal, lag das Landhaus des Geheimrath von Laroche. Seine Lage, die Aussicht von da, der innere Schmuck wird uns nun behaglich breit und wie für ewige Zeiten feststehend vor Augen gebracht. Goethe, als er das endlich beschrieb, hatte selbst hinterher schon am Rheine andere Zeiten gesehn und die Stürme aus Frankreich miterlebt die diesem Überflusse ein Ende machten: er schreibt mit dem Bewußtsein, als alter Mann zu berichten, wie es in den times of old, als er noch jung war, am Rheine zugegangen sei.

Diese Zeiten und mit ihnen Frau von Laroche und die vielen Bände die sie hat drucken lassen, sind heute in Deutschland vergessen. Ihre Romane machen kein Auge mehr feucht. Es sind neuerdings Bücher und Journalartikel über sie geschrieben worden, aber im großen Publikum weiß man nichts von Sophie von Laroche. Ihre Erlebnisse sind veraltet. Es wohnt ihnen keine Kraft inne. Das Schicksal hat die Frau freilich hin- und hergeblasen, zu einem rechten Sturme aber ist es nie um sie gekommen, der sie ganz zur Entfaltung ihrer Natur gebracht hätte. Sie war in ihrer Jugend mit einem schönen Italiäner verlobt, von dem sie sich, ihres Vaters Willen nach, der Religion wegen wieder trennen mußte. Sie hatte dann eine verunglückte Heirathsgeschichte mit Wieland gehabt, dessen Mutter dazwischen getreten war während er sein Lebenlang ihr Freund blieb. Zehn Jahre später erst heirathete sie aus äußeren Gründen Herrn von Laroche und nun waren die Kinder fast erwachsen als ihr erstes Werk erschien, das Wieland herausgab: Die Geschichte des Fräulein von Sternheim, ein Sensationsroman, der sie bekannt, oder wie man heute zu sagen pflegt, berühmt machte. Und an diesem Romane

hatte sich Goethe als Recensent die beinahe ersten literarischen Sporen verdient.

Ich erwähnte die von Merck und Schlosser gegründeten »Gelehrten Frankfurter Anzeigen«. Goethe's Recensionen (in die gesammelten Werke längst aufgenommen, auch bei Hirzel zu finden) bilden eine stattliche Reihe. Den 14. Februar 1772 bereits war diese Besprechung erschienen, welche den zweiten, nachträglich folgenden Theil des Romanes in einer Weise behandelt, über die Frau von Laroche sich nicht zu beklagen hatte.

Diese Recensionen Goethe's bekunden als Arbeiten eines Anfängers vollendete Gewandtheit im Gebrauche der Sprache und eine Fülle richtiger Gedanken, die mit provocirendem Selbstgefühl vorgetragen werden. Man empfindet sofort, daß dieser Ton den älteren, im Besitze der Macht befindlichen Schriftstellern in die Glieder fuhr und daß sie sich in Güte mit dem auftauchenden jungen Genie abzufinden suchten. Obgleich heute über hundert Jahre alt würden sie bei geringer Veränderung der Schlagwörter als moderne Erzeugnisse ihren Rang behaupten. In der Recension des Fräulein von Sternheim wird die bisherige Kritik des ersten Theiles des Romans vorgenommen und ihr die Wege gewiesen. Goethe's Urtheil war so schmeichelhaft, daß hierauf vielleicht sein erstes Zusammentreffen mit Frau von Laroche, das im Frühlinge 1772, vor der Reise nach Wetzlar also, stattgefunden hat, zurückzuführen ist. Sie ging damals bis Darmstadt, wo man enttäuscht gewesen war, statt einer einfachen Seele, wie Fräulein von Sternheim, eine Dame erscheinen zu sehen, die mit Weltkenntniß und nicht ohne Ansprüche noch auf Schönheit, die erste Stelle im Salon behauptete.

Caroline Flachsland schrieb darüber erbost an Herder. Goethe sollte dieses Wesen bereits in Frankfurt so satt gehabt haben, daß er gar nicht mit nach Darmstadt kommen wollte. Die Flachsland, die den Pinsel immer stark voll Farbe nimmt, drückt das mit der Wendung aus, Goethe sei »ergrimmt wie ein Löwe« auf Frau von Laroche.

In Dichtung und Wahrheit wird von dieser Reise nichts verrathen. Goethe, als er seine Erinnerungen aufzeichnete, fühlte, daß wenn Frau von Laroche würdig eingeführt werden sollte, sie als Hausfrau im Landhause zu Thal am Rhein auftreten lassen mußte. Er läßt deshalb das vorher Geschehene ganz auf sich beruhen. Wir empfangen den Eindruck, als sei er bei seiner Rheinfahrt im September 1772 zum ersten Male von der Liebenswürdigkeit der Frau und von der Schönheit und Anmuth ihrer Tochter Maximiliane betroffen gewesen, welche ebenfalls im Frühlinge schon ihrer Mutter zur Seite gewesen war. Er beschreibt das Auftreten der Frau, ihre »Mittelstellung zwischen Edeldame und Bürgerfrau«. Ihre sich immer gleichbleibende, bescheidene aber vornehme Kleidung, entsprechend dem sich gleich bleibenden Benehmen. Dazu die weltmännisch freundliche Haltung ihres Mannes, und die Liebenswürdigkeit der Kinder. Maximiliane eben sich entfaltend. Eher klein als groß von Gestalt. Niedlich gebaut. »Die schwärzesten Augen und eine Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann.« Halb noch ein Kind, aber durch den Umgang mit dem Vater, an dem sie mit besonderer Zärtlichkeit hing, über ihre Jahre erhaben. Maximiliane Laroche ist die Mutter von Bettina und Clemens Brentano gewesen. Es wird später davon die Rede sein: nur erinnere ich hier schon

daran, warum Bettina ihre Correspondenz mit Goethe, als sie sie drucken ließ, den Briefwechsel Goethe's »mit einem Kinde« nannte. Wie die Kinder Lotte Kestners glaubten später auch die Maximilianens zu Goethe in besonderer Verwandtschaft zu stehen.

Im Hause von Frau von Laroche, wo die Freunde immer aus- und eingingen, kam Goethe zum ersten Male mit dem in Berührung, was wir herrschende Literatur nennen können.

In Leipzig hatte er Gellert und Gottsched als Häupter mächtiger Richtungen wirken sehen, war natürlich aber viel zu jung, um an dergleichen, sei es mitarbeitend oder dagegen wirkend, sich zu betheiligen. Was er selber damals schrieb, waren Versuche eines Schülers, der noch nicht weiß wohin er will. In Straßburg hatte man sich schon reifer gefühlt, war aber auch dort über den Umkreis der Mittheilung unter Freunden nicht hinausgegangen. In Frankfurt war endlich Fühlung mit dem großen Publikum gewonnen worden. Aber die »Anzeigen« und ihre Mitarbeiter empfanden sich als jüngere Generation. Ihre Losung war Kampf. Man wollte sich erst eine Straße bahnen. Es war eine neue Firma, von neuen Leuten repräsentirt. Frau von Laroche dagegen, unter dem Schutze Wielands, war Theilnehmerin eines alten geprüften Hauses von Macht und Erfahrung. Wieland war ein Mann der etwas bedeutete in Deutschland, dessen Einfluß nicht von gestern datirte. Und wie er selbst sich durchaus fest und sicher fühlte, empfanden auch die, die an seiner Firma theilnehmen durften, sich als Schutzverwandte. Goethe's und Wielands Verhältniß beruhte für die nächsten drei Jahre auf dem Geltendmachen des verschiedenen Stand-

punktes den man einnahm: Wieland versuchte mit der Gewandtheit eines Mannes vom Metier seine Autorität zu behaupten, bis ihm endlich aufging daß er sich zu fügen habe, wie das seiner Zeit zur Sprache kommen wird.

Goethe's behagliche Darstellung seines Aufenthaltes im Hause zu Thal läßt nicht erkennen, daß er, wie Loeper feststellt, nur fünf Tage dort blieb. Man meint es müßten mindestens vierzehn Tage gewesen sein. Die verschiedenen Phasen des Zusammenseins werden in ihrer gleichsam organischen Folge beschrieben, die verschiedengearteten Gestalten der neuhinzutretenden Freunde geschildert und endlich erzählt, wie Alles zuletzt beinahe ein böses Ende genommen hätte: Merck traf mit seiner Familie ein! Sofort beginnt es zu gähren in der Gesellschaft. Innerer Stoff zur Unverträglichkeit stellt sich heraus. Merck spottet, seine Kälte und Unruhe lassen in sämmtlichen Anwesenden ein Gefühl der Unbehaglichkeit erwachen, so daß eben zu rechter Zeit noch zum Aufbruche geblasen wird. Bemerken wir wohl, daß Goethe Merck hier, wie bereits in Wetzlar, in mephistofelischer Weise wirken läßt. Goethe fährt »mit der zurückkehrenden Yacht«, der Repräsentantin des officiellen Verkehres auf dem Rheine, langsam den Strom entlang nach Mainz und trifft in der besten Stimmung zu Hause wieder ein. In begeisterten Worten dankt er Frau von Laroche für die empfangenen Freundlichkeiten.

Noch war nichts von den Stimmungen von ferne zu ahnen, aus denen, durch das Erscheinen Maximilianens in Frankfurt, der zweite Theil des Werther seine Entstehung schöpfen sollte. Goethe hatte eine herzliche Zuneigung zu dem reizenden und klugen Mädchen gefaßt,

die aber, wie schon die Jugend Maximilianens mit sich brachte, rein geschwisterlicher Natur war. Dieses Gefühl ist bei Goethe auch niemals ein anderes geworden. Die Verhältnisse jedoch, in welche Maximiliane jetzt nach Frankfurt versetzt werden sollte, waren so absonderlicher Art, daß daraus in Goethe's Phantasie die Anschauungen entstanden, welche mit den in Wetzlar empfangenen Eindrücken in Verbindung gerathend, den Roman sich bilden ließen.

Nichts aber ereignet sich in unerwarteten Erschütterungen, sondern langsam treten die Dinge ein und ganz allmälig äußert sich ihre Wirkung auf Goethe.

Zwischen ihm und den Wetzlarer Freunden war kein Schatten von Mißverständniß eingetreten. Kestner kam im September, gleich nach Goethe's Rückkehr von dem Besuche bei Frau von Laroche, nach Frankfurt und war dort meist mit Goethe zusammen. Er reist wieder ab. Goethe's Briefe berichten ausgiebig über das jetzt beginnende zerstreuende Leben in Frankfurt. Es handelte sich darum, Schlossers und seiner Schwester Verlobung zu Stande zu bringen, und es gelingt. Es drängt sich ein Gewirre von Menschen um Goethe herum, denen er sich seiner Natur nach völlig hingiebt. Dabei haben sich seine Gedanken daran gewöhnt nach Wetzlar sich zu richten als den Ort wo Stille und Frieden herrschte. Er schreibt von Zeit zu Zeit dahin, tagebuchartige Blätter, fast gleichgültig an welche Adresse sie gehen, meist an die Kestners. Sich und sein Verhältniß zu Lotte behandelt er darin wie einen sich fortspinnenden Roman, der aber mit Werthers Leiden nicht die mindeste Ähnlichkeit hat. Zu diesem äußeren Auftreten stand ein innerer Zustand im stärksten Gegensatze, von

dem Niemand erfuhr, als wer etwa gelegentlich hingeworfene Worte Goethe's sorgsam zusammengesetzt und gedeutet hätte. Ein Zustand, über den Goethe uns nachträglich offene Auskunft giebt.

Als er von Wetzlar nach Frankfurt zurückging, hatte er einen Schauder vor der Existenz in die er wieder hinein mußte. Damals war der Götz ja noch nicht einmal zum Drucke umgearbeitet und keine Ahnung der späteren Rechtfertigung seiner dichterischen Bestrebungen durch die Stimme der öffentlichen Anerkennung belebte und erfrischte Goethe. Er sah sich in den alten Sumpf aufs Neue hineingestoßen, in dem herumzuwaten ihm unerträglich war. Er haßte und übersah die Frankfurter Verhältnisse. Er haßte das väterliche Haus und konnte es zugleich doch nicht entbehren. Er sah seine einzige Vertraute, seine Schwester Cornelia durch ihr Verhältniß zu Schlosser in gewissem Sinne bereits auch von ihm getrennt, und so mitten im lebendigen, anscheinend frohen Lebensgenusse hegte er die verzweifeltsten Gedanken. Jemand sagte ihm damals: der Fluch Cains liege auf ihm. Goethe erzählt es selber. Sein unstätes Wesen fängt an ihn in dem Maaße mehr zu beängstigen als er es kritisch selbst zu beobachten beginnt und zur Überzeugung gelangt es gebe kein Mittel dagegen. Und so kommt er dahin, die Selbstmordsgedanken, die in ihm aufsteigen, immer ernstlicher bekämpfen zu müssen. Bis zur wirklichen Absicht, seinem Leben ein Ende zu machen, kam es bei ihm. Und in diese Stimmung hinein trifft ihn die Nachricht, daß Jerusalem, ein junger Mann in seinem Alter, der in Wetzlar gleich ihm am Kammergerichte gearbeitet hatte, aus Lebensüberdruß sich erschossen habe. Kestner meldet es. Kestner

hat Jerusalem die Pistolen dazu geliehen: das Billet in dem dieser sie von ihm fordert und das anfangs zerrissen und in den Papierkorb geworfen, später wieder gesucht und wiedergefunden wurde, ist in »Goethe und Werther« im Facsimile gegeben. Goethe beschreibt was in seiner Phantasie vorging als er Kestners Brief empfangen, der ihm das Unglück mittheilte.

Jerusalem war der Sohn eines angesehenen, berühmten Theologen. Er hatte mit Goethe zusammen in Leipzig studirt, sich dort aber wenig aus ihm gemacht. Goethe fand ihn am Kammergerichte in Wetzlar wieder vor und sah ihn dort nur am dritten Orte. Es ist allerart Schriftliches von Jerusalem gedruckt worden, darunter ein Brief aus dem hervorgeht, daß er auch damals Goethe nicht mochte.

Jerusalem war in die Frau eines Wetzlarer Beamten verliebt. Ihretwegen erschoß er sich im October 1772, einen Monat also nachdem Goethe Wetzlar verlassen hatte, unter Nebenumständen die genau dem entsprechen was wir im Werther erzählt finden.

Dieses Ereigniß traf Goethe wie ein Donnerschlag. Aber aus Gründen die mit Lotte Buff wenig zu thun hatten. Weder die Erinnerung an sie, noch sogar die an Jerusalem persönlich wurde in seiner Seele jetzt wieder wachgerufen, sondern aus tieferen, ihn selbst berührenden Gründen beginnt seine Phantasie sich der That zu bemächtigen. Aus ihm selber und Jerusalem ist plötzlich ein und dieselbe Person geworden. Er sieht sich wie im Spiegel. Und zu gleicher Zeit hat Jerusalems Geliebte Lotte Buffs Züge und Gestalt angenommen und er und sie, Werther und Lotte, die beiden Träger des Romanes stehn

Goethe vor der Seele, jede der beiden Persönlichkeiten als von ihm selber abgetrenntes, fertiges Kunstwerk. Jetzt beginnt die innere Arbeit an seiner Dichtung. Im November führt ihn eine Geschäftsreise nach Wetzlar. Er sieht Lotte dort wieder, sammelt genauere Nachrichten über Jerusalems Tod und Charakter und läßt sich was er selbst in der kurzen Zeit an Ort und Stelle nicht erfahren konnte von Kestner nachträglich berichten. Der Gedanke, einen Roman zu schreiben, durch welchen das Andenken Jerusalems gerettet würde, scheint sich jetzt bereits zu einem festen Plane gebildet zu haben.

Damit aber auch ist vor der Hand die Sache erledigt. Das Project versinkt wieder langsam und ganz Anderes nimmt Goethe's Gedanken in Anspruch.

Jetzt nämlich erst wird die kleine Schrift über den Straßburger Dom gedruckt und herausgegeben, dann, Anfang 1773, Götz völlig für den Druck zurecht gemacht und zu drucken angefangen. Im Frühjahre heirathen sich dann Lotte Buff und Kestner, unter Goethe's freundschaftlicher Theilnahme. Er besorgt die Ringe und übernimmt viele andere Besorgungen. Endlich aber, nachdem das junge Paar nach Hannover abgegangen, treten natürliche, längere Pausen in seinem Verkehre mit ihnen ein. Andere Menschen erscheinen und Goethe hat nicht mehr das Bedürfniß, sich mit seinen Gedanken in die Stille des Deutschen Hauses nach Wetzlar zu flüchten. Nun kommt Götz heraus. Der Ruhm, der ihn umgiebt, bringt Goethe völlig auf andere Wege. Es regt sich in ihm ein neues Gefühl: nun, da Götz ihm soviel Bewunderung eingetragen, etwas zu arbeiten, das Götz noch überträfe. Schon jener Brief vom August an Kestner, wo er in Betreff des Götz sagt,

er werde schwerlich wieder etwas schreiben das ihm soviel Beifall eintrüge, kann als Andeutung genommen werden, daß dieser Gedanke in ihm aufgetaucht war. Am 15. September — fast ein Jahr nach Jerusalems Tode — heißt es in einem Briefe an Kestner: »Jetzt schreibe ich an einem Roman, es geht aber langsam.« Das muß wohl Werther gewesen sein, denn wie käme Goethe dazu dem fernen Kestner über etwas so in den Anfängen Begriffenes zu schreiben, dem er von dergleichen übrigens gar nicht sprach? Ähnliche Andeutungen fallen dann gelegentlich weiter und im Umschwunge 1773/74 bekommt Merck die Arbeit zu sehen.

Der Erfolg des Götz hatte auf Goethe einen entscheidenden Einfluß gehabt. Man fühlt es sofort dem Tone seiner Correspondenz an. Goethe besaß endlich was ihm bis dahin gefehlt und ihn so unruhig gemacht hatte: die äußere Berechtigung zu leben wie er lebte, zu sein wie er war. Er hatte sich bis dahin sagen müssen, daß er die Anerkennung noch zu erwartenden Beifalles bereits anticipirte, daß er auf Borg zukünftigen Ruhmes sich ziemlich hohe Ausgaben erlaubte: nun hatte das Schicksal endlich ihm unbegränzten Credit eröffnet.

Nun war er Herr im eigenen Hause und die literarische Carrière verstand sich von selbst für alle Zukunft.

Trotz alledem will es auch jetzt mit dem Romane noch nicht vorwärts. Die Elemente, die sich in Goethe's Erfahrung angesammelt hatten, boten in einer Beziehung eine Lücke dar, die sich, seiner eigenthümlicher Anlage nach: nur aus der Fülle wirklichen Lebens seine Phantasie zu nähren, einstweilen unausfüllbar zeigte: es fehlte der rechte Abschluß der Charaktere für den zweiten Theil des Ro-

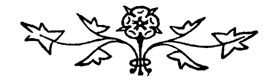
manes. Es bedurfte noch einer gewissen äußeren Tragik. Es mangelte für Albert als Lottens Mann das Vorbild. Goethe kannte Kestner nur als Bräutigam und hatte ihn niemals eifersüchtig gesehen. Goethe wollte nur schreiben was er erlebt hatte. Das Erlebte nahm andere Gestalt in ihm an, aber es mußte vorhanden sein. Es fehlte ihm ferner an Erfahrung, um Werther als Liebhaber einer verheiratheten Frau erscheinen zu lassen. Erfinden konnte Goethe auch das nicht.

Nun aber zeigt sich die Fügung der Dinge so günstig, daß auch für diesen Mangel Abhülfe eintritt. Unerwarteter Weise kommt die Heirath zu Stande, welche Goethe als denjenigen der der Laroche in Frankfurt am nächsten stand nahe betraf: Maximiliane, siebzehnjährig wie sie war, wird durch Vermittlung guter Freunde, in deren Augen die günstigen äußeren Verhältnisse maaßgebend waren, mit dem Frankfurter Brentano, einem noch jungen Manne, aber Witwer mit fünf Kindern, rasch verlobt und verheirathet. Im Januar 1774 wird die Hochzeit gefeiert und das junge Paar trifft sammt der Mama in Frankfurt ein, wo Goethe die Last aufgebürdet wurde, der jungen Frau die immer noch halb wie ein Kind auftrat die fremde Stadt und überhaupt die neue Existenz behaglich zu machen. Maximiliane war an den Umgang bedeutender Menschen gewöhnt wie an etwas Selbstverständliches: ihr Mann war Geschäftsmann in der strengsten Bedeutung des Wortes und war obendrein Italiäner. Goethe sah auf der Stelle voraus, was entstehen würde und was in der That geschah: Brentano wurde eifersüchtig und es kam dahin, daß Goethe, den kein anderes Gefühl als das des reinsten Wohlwollens immer wieder in das Haus zu-

rücktrieb, das ihn die Mutter Laroche flehentlich nicht aufzugeben bat, schließlich doch einen Strich unter die Rechnung machte.

Allein noch ehe das eingetroffen war, in den ersten Tagen des Zusammenseins bereits, als die Eifersucht des Mannes noch gar nicht zum Vorschein gekommen war, während Goethe freilich sicher voraus wußte daß sie nicht ausbleiben würde, stand ihm der zweite Theil des Werther fertig vor der Seele. Die Entwicklung war gefunden. Auf Kestners duldende zutrauensvolle Gestalt war die des mißtrauischen italiänischen Gatten Maximilianens gepfropft worden und es kam aus beiden Gestalten jener unerträgliche »Albert« des Romanes heraus, der Kestner hernach so vielen Kummer bereitet hat und den Goethe dann vergebens zu mildern suchte.

Goethe beschreibt diese Zustände auf das Zarteste. Er sah sich in Maximilianens Hause in Familienverhältnisse verflochten, an denen sein Herz im Grunde gar keinen Antheil hatte. Während ihn das natürliche Wohlwollen, das ihn in so hohem Grade beseelte, nicht abbrechen ließ, und er zugleich nach einem Auswege für das suchte was er empfand, kam der Roman zu Stande und konnte im April 1774 bereits als fertiges Werk, dessen Lectüre den Freunden versprochen wurde, in Goethe's Briefen figuriren.





Achte Vorlesung.

Werther. (Schluß.)

In einem Briefe Goethe's vom 26. April 1774 an Lavater lesen wir: »Ich will verschaffen, daß ein Manuscript dir zugeschickt werde. Denn bis zum Druck währts eine Weile. Du wirst großen Theil nehmen an den Leiden des lieben Jungen den ich darstelle. Wir gingen neben einander, an die sechs Jahre ohne uns zu nähern. Und nun hab ich Seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen und so machts ein wunderbares Ganze.« So also wollte Goethe den Roman aufgefaßt haben: Jerusalems, des armen Jungen, dessen Schicksal er so gut verstand, Gedächtniß sollte gerettet werden. Und die Freunde werden darauf vorbereitet, daß die erzählten Schicksale nicht die Goethe's seien.

In wieweit aber waren Lotte und ihr Mann selber im Geheimnisse? Hatten sie eine Ahnung dessen was ihnen bevorstand? Hier bietet sich ein sonderbares Schauspiel. Goethe kann es nicht übers Herz bringen, ihnen, mit denen er in fortwährendem aufrichtigen Verkehre steht, von seiner Arbeit zu schweigen, wendet seine Mittheilungen aber so, daß sie ihnen unverständlich bleiben mußten.

Goethe, wenn er überhaupt Lottens wegen jemals des Trostes bedurft hatte: Anfang 1774, als er den Roman zu verfassen begann, hatte er ihren Verlust sicherlich überwunden. Sie und Kestner waren durch ihren Fortgang nach Hannover schon zu halb mythischen Wesen für ihn geworden. Goethe wird öfter zum Vorwurf gemacht, daß das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn, bei ihm so scharf zutreffe. Er gesteht es offen ein: Wer nicht in seiner nächsten Nähe lebte, existirte oft genug nicht für ihn. Galt dies auch nicht von denen die seinem Herzen besonders theuer waren (wofür seine Briefwechsel genugsam Zeugniß ablegen), so bedurfte er jedoch, damit seine Phantasie seine Freunde in voller Kraft begleiten könnte, der sinnlichen Anschauung ihrer Umgebungen. Fehlte der landschaftliche Hintergrund, so fingen die Umrisse der Personen an zu verschwimmen. Lotte Buff in Wetzlar, im Deutschen Hause, in den Straßen des Städtchens, auf ihren Spaziergängen stets vom wohlbekannten Horizonte umgeben, war eine andere Gestalt für Goethe, als Lotte Kestner in Hannover, einer norddeutschen Stadt die er nicht kannte. Getrennt von ihrer Heimath, ihrem Vater und ihren Geschwistern verlor Lotte mehr und mehr die Fähigkeit, Goethe's Gedanken auf sich zu lenken. Immer weniger fand er ihr und Kestner brieflich zu vertrauen, sie hatten ihr Glück gefunden und bedurften seiner nicht. Was ihn bewegte wurde andern Adressen mitgetheilt, neuen Freunden, denen er neue Erfahrungen verdankte. Lotte war historisch für ihn geworden.

Nun aber, Anfang 1774, führt die Arbeit am Roman Goethe wieder in die alten Gefühle zurück; wunderbar,

wie das schon hart und trocken gewordene Laub der Blätter und Blüthen des Sommers 1772 in seiner Phantasie wieder lebendig wird. In einem Briefe, der etwa in den Jahresumschwung von 1773 auf 1774 gehört, schreibt er Kestners, freilich seien ihre Briefe lange unbeantwortet geblieben, doch habe er sich diese Zeit mehr mit Lotte beschäftigt als jemals. »Ich lasse es dir nächstens drucken«, sagt er, »es wird gut, meine Beste.« Und in dem Maaße nun, in dem die fortschreitende Arbeit ihn nöthigt, Lotte als junges Mädchen noch einmal wie von Frischem kennen zu lernen und die ganze Stufenleiter seiner Gefühle gegen sie noch einmal mit langsamen Schritten emporzuklimmen, erhebt ihre Gestalt sich schöner und reizender vor ihm als er sie in Wirklichkeit vielleicht jemals vor Augen gehabt, und es wird natürlich, daß er diese Anschauungen auf Lotte Kestner überträgt, die er ja nicht anders zu sehen vermochte, als wie er sie zum letzten Male, als junges Mädchen, in Wetzlar verlassen hatte.

Die wirkliche Lotte aber stellt Goethe's Phantasie jetzt freilich eine starke Zumuthung: sie erwartet ein Kind. Indeß die Lotte des Romanes war bereits so fest gezeichnet, daß die Wirklichkeit an ihren idealen Umrissen nichts mehr ändern konnte. Bei weitem schwerer war etwas Anderes zu überwinden.

Lottens Bildniß war im Romane zu deutlich gerathen. Goethe hatte die Ereignisse und die Personen zu realistisch genau dargestellt. Nun sahen wir: es gab für die Öffentlichkeit damals kaum ein anderes Interesse, als die Beschäftigung mit neuen Büchern und neuem Familienklatsch: hier wäre beides diesmal zusammengetroffen. Goethe wußte im Voraus, was entstehen müsse. Er war

entschlossen, sich von diesen Befürchtungen nicht beirren zu lassen, aber die Freundespflicht schien zu gebieten, nicht ganz ohne Kestners Mitwissen vorzugehen, ihn und seine Frau andeutungsweise wenigstens von dem unterrichtet zu haben was ihnen bevorstände. Dies geschieht nun auf die sonderbarste Weise.

Im Mai 1774 kommt Lotte mit einem Jungen nieder, der, wie erwähnt worden ist, aus allzu großer Bedenklichkeit nicht einmal Wolfgang genannt werden sollte. Goethe war gerade dabei, einen Verleger für den Werther zu suchen (der, wenn die Tradition Recht hat, von einem Leipziger Buchhändler zurückgewiesen worden war). »Küßt mir den Buben«, schreibt Goethe an Kestner, »und die ewige Lotte. Sagt ihr, ich kann mir sie nicht als Wöchnerin vorstellen. Das ist nun unmöglich. Ich sehe sie immer noch wie ich sie verlassen habe (daher ich auch weder dich als Ehemann kenne, noch irgend ein ander Verhältniß als das alte, — und sodann bei einer gewissen Gelegenheit, fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt habe, daran ich euch warne, euch nicht zu stoßen). Ich bitte dich laß das eingeschlossene Radotage bis auf weiteres liegen, die Zeit wirds erklären.«

Sich mystischer auszudrücken war kaum möglich, sodaß Kestner allerdings nur abwarten konnte, was die Zeit klären würde.

Im nächsten Briefe, vom 11. Mai, eine neue Anspielung: »Adieu ihr Menschen die ich so liebe (daß ich auch der träumenden Darstellung des Unglücks unseres Freundes, die Fülle meiner Liebe borgen und anpassen mußte). Die Parenthese bleibt versiegelt bis auf weiteres«. Diese Parenthese war noch unverständlicher als die frühere. Nun

lange Zeit gar nichts und endlich, am 16. Juni, ein Brief der mit den Worten schließt: »Adieu, liebe Lotte, ich schick euch ehestens einen Freund, der viel ähnlichs mit mir hat, und hoffe, ihr sollt ihn gut aufnehmen, er heißt Werther, und ist und war — — das mag er euch selbst erklären.« Hiermit glaubt Goethe genug gethan und sein Gewissen entlastet zu haben. Die folgenden Briefe enthalten nichts mehr über seine Arbeiten. Ein Vierteljahr später, den 23. September, sendet er Lotte das fertige Buch. Sie solle es noch Niemand zeigen. Es komme die Leipziger Messe ins Publikum. »Ich wünschte«, schreibt er, »jedes läs' es allein vor sich, du allein, Kestner allein, und jedes schriebe mir ein Wörtchen.« Goethe scheint so überzeugt davon, Beide würden ihr himmlisches Vergnügen an dem Werke haben, daß er die Möglichkeit ganz aus den Augen verloren zu haben scheint, es könne sich anders verhalten.

Wir haben Kestners Brief an Goethe nicht, worin er sein und seiner Frau Gefühle nach der ersten Lektüre des Romanes ausspricht, sondern nur das Fragment eines Briefconceptes, in sehr ungeschminkter Sprache abgefaßt. Der Erwiederung Goethe's fehlt leider das Datum, so daß wir nicht wissen können, ob er gleich schrieb oder Zeit verstreichen ließ. Der Sturm kam für ihn nicht unerwartet. Er bittet um Verzeihung, aber mäßig. Noch war kein Ton des ungeheuren europäischen Beifalls damals zu ihm gekommen, aber es scheint ein Gefühl von der Größe seiner Leistung ihn zu erfüllen, neben dem Kestners Empfindlichkeit kaum mehr in Rechnung kam. Und merkwürdig, wie dies Gefühl auch bei Kestners sofort maaßgebend wird. Sosehr sie sich getrof-

sen und beleidigt fühlen, noch mehr empfinden sie, daß ihnen eine Ehre erwiesen sei welche über ihr Verdienst hinausgehe. Kestner zumal mußte sich durch die unerträgliche Rolle verletzt fühlen welche Albert in dem Romane spielt, aber es war ja auch wieder offenbar daß zu der Zeit wo Jerusalem sich erschoß und auch wo Goethe Lotte zum letzten Male gesehen hatte, diese noch unverheirathet war. Alberts Rolle ergab sich daraus mit aller nur wünschenswerthen Sicherheit als eine erfundene, mochte noch so factisch sein, daß Kestner Jerusalem die Pistolen geliehen mit denen der Unglückliche sich erschoß. Und vor allen Dingen: die im Roman auftretende über alle idealen Gestalten jetzt erhobene Lotte war jetzt doch seine Frau! An Lotte hatte Goethe gut gemacht, was er an Kestner gesündigt; was diesem von der einen Seite genommen war, wurde ihm von der andern reichlich ersetzt. Denn obgleich Lotte Kestner blondes Haar und blaue Augen, die Lotte des Romanes aber schwarze Augen hatte, so konnte doch darüber kein Zweifel sein daß Kestners Frau und Werthers Lotte ein und dieselbe Persönlichkeit sei.

Kestner hatte einen Freund, dem er von Zeit zu Zeit Generalbeichte ablegte.. Diesem schüttet er sein Herz aus. Wir sehen, alles hannöversche Geschwätz war über das junge Ehepaar hereingebrochen. Eine schöne junge Frau, eine Fremde, eine Süddeutsche, um die ein Braunschweiger sich todtgeschossen hat, und der berühmteste junge Dichter Deutschlands der die Geschichte haarklein mittheilt! Dabei eine so unentwirrbare Vermischung von Wirklichkeit und Erfindung, daß eine Darlegung, wie die Dinge eigentlich sich verhielten, kaum möglich war. Man mußte den Sturm über sich ergehen lassen, genug, wenn die genauesten

Freunde wenigstens über den Zusammenhang im Klaren waren. Als immer wirksameres Gegengift jedoch gegen diesen Kummer scheint Lotte bald eine solche Glorie umgeben zu haben, daß Kestner, der sich in der glücklichen Lage befand, einmal, der gewesen zu sein welcher Lotte davongetragen hatte, und, zweitens, der zu sein, der sie nun besaß, eine gute Handvoll dieses Ruhmes für sich selber abnehmen durfte.

Er schreibt an seinen Freund über Goethe selbst mit der höchsten Schonung. Ja, es scheint ihm sehr daran gelegen, daß diesem nichts zu Ohren komme, was einer Klage von ihrer Seite ähnlich sah.

Wie denken wir heute über Goethe's Handlungsweise?

Ein Schriftsteller, der sich in das Vertrauen einer Familie einschleicht um literarisch zu verwerthenden Stoff zu gewinnen, betreibt ein sehr niedrig stehendes Gewerbe. Ein Dichter dagegen, der in unbewußt drängender Geistesarbeit sein Werk schafft, kann nicht aus äußeren Rücksichten Anschauungen, die seiner Phantasie entquellen, zurückdrängen, weil sie mit wirklichen Erlebnissen zusammenfallen. Dagegen ließe sich zweierlei freilich einwenden. Erstens, welches sind die zuverlässigen Kennzeichen eines solchen Dichters? Hier kann allerdings nur an unser Gefühl appellirt werden. Und zweitens: es beherrscht uns heute sosehr das Gefühl, es müsse mit demselben Maße Hoch und Niedrig gemessen werden, daß es uns schwer fiele, Ausnahmen zu gestatten. Hier aber bilden wir die Ausnahme und nicht der Dichter, der gegen das Gesetz zu verstoßen scheint! Wären wir Alle wie wir sein sollten, so würden alle menschlichen Verhältnisse rein dargelegt werden können. Jedes Mißverständniß, jeder Verdacht

würde unmöglich sein, das Reine rein, das Unächte verwerflich erscheinen. Mit wie reinen Händen entfaltet Shakspeare die furchtbarsten Verbrechen vor uns. Ein wahrer Dichter geht durch die Welt wie ein Kind, das von keinen Geheimnissen weiß und selbst das Abscheuliche mit seinen unschuldigen Lippen wiederholt ohne zu ahnen um was es sich handelt. Was unsere Frage entscheidet, ist die Überzeugung dessen was im Willen des Dichters gelegen habe. Goethe hat in der Lotte seines Romanes eine ideale Gestalt geschaffen, deren Schönheit allein schon sein Werk über jeden Vorwurf erhebt. Er hat in Albert einen Charakter geschildert, dessen böse Seiten nur der ästhetischen Forderung des künstlerischen Gegensatzes ihren Ursprung verdanken: auch nicht ein Schimmer daß er Kestner habe treffen wollen. Wie wahr dies sei, ergiebt sich schon daraus, daß Goethe hernach, als er aus Rücksicht auf Kestner, Alberts Charakter zu mildern suchte, mit allen seinen Abschwächungen einzelner Züge nichts erreichte. Was mit Werthers Gestalt beabsichtigt war, wissen wir. Diese drei Figuren wurden durch seltsam sich verbindende Ereignisse in Goethe's Seele gleichsam zum Keimen gebracht, ausgebildet, gezeitigt und endlich wie mit Gewalt ans Licht gestoßen. Ich hätte den Verlauf der Dinge, aus deren äußerem Anstoße der Roman hervorging, nicht so genau zu verfolgen brauchen, wäre uns die Kenntniß dieser Details für unser abschließendes moralisches Gefühl nicht so nöthig gewesen. Hätte Goethe nicht mit so reinem Gewissen die Arbeit angegriffen, so würden einfache unschuldige Leute wie Kestners hinter seinem Rücken nicht mit so großer Achtung von ihm gesprochen haben. In Kestners Briefe nämlich, worin er

seinem Freunde zum ersten Malé über den Roman und die ihm zu Grunde liegenden realen Verhältnisse Auskunft giebt, findet sich die schon früher citirte Äußerung: Goethe habe sich in Wahrheit viel größer benommen als der Roman ihn erscheinen lasse. Die äußerliche Eitelkeitsbefriedigung, von der ich bei Kestner sprach, hätte einem ehrlichen graden Menschen wie ihm den giftigen Stachel nimmermehr aus der Wunde ziehen können, wäre wirklich ein giftiger Stachel hineingestoßen worden.

In der That fiel dies Geschwätz auch bald zu Boden. Dem Publikum war wenig an Albert gelegen, es hatte Werther im Auge. Es sah den Unglücklichen in überzeugender Leibhaftigkeit vor sich, der den Jammer der irdischen Welt durchschaut, deren Theil er doch bildet. Der wie Hamlet zuviel Sonne hat. Dem keine Gelegenheit sich bietet, eine große That zu vollbringen bis er sich selbst zu deren Objecte macht. Der in eine hoffnungslose Leidenschaft verwirrt eine noch rasendere Fähigkeit, sich selber bis in die feinste Faser zu kritisiren, in sich wachsen fühlt; daß er es endlich nicht mehr ertragen kann. Wohin hätte Werther sich flüchten sollen?

Jeder junge Mensch in der damaligen Welt, der sich selbst betrachtete, mußte ein Stück Werther in sich erkennen. Er sah die geheime Geschichte seiner Empfindungen von einem Fremden geschrieben der sie besser kannte als er selbst. Und so wurde nicht bloß in Deutschland empfunden, sondern wohin der Roman in fremden Sprachen drang erweckte es das gleiche Gefühl. Wie ging es zu, daß Werther und Lotte, zwei wurzelächt Deutsche Gestalten, von Franzosen, Italiänern, Engländern verstanden wurden als seien sie celtischem, romanischem oder normannisch-

sächsischem Boden entsprossen? Es ist bekannt daß Napoleon als junger Mann Werther gelesen hatte und wahrscheinlich kein anderes Werk von Goethe kannte, auf das hin sich für ihn von selbst verstand daß er, als er im Triumphschritt Deutschland durcheilte, Goethe als den größten Deutschen Dichter sich vorstellen ließ.

Ich habe diese Fragen aufgeworfen weil ihre Beantwortung unsere Blicke auf ein in Goethe's Roman und in den darin handelnden Figuren enthaltenes Element lenken muß, das bis jetzt außer Acht gelassen wurde. Ich habe bis hierher nur die persönlichen Verhältnisse als etwanige Quellen des Romanes in Betracht gezogen. Ich suchte zu zeigen, welche Personen Goethe begegnen mußten damit Werther, Lotte und Albert in seiner Phantasie Gestalt gewönnen. Ohne Zweifel waren diese Personen unentbehrlich für das Zustandekommen des Werkes. Allein damit sie für Goethe benutzbar würden, dazu bedurfte es einer Mitwirkung von anderer Seite her, ohne welche sie innerhalb seiner Phantasie niemals Keimkraft besessen haben würden. Oder vielmehr, diese Personen bilden nur den Zusatz zu etwas anfänglich in Goethe Lebendigem, mit dem sie sich vereinigten, das jedoch auch ohne sie vorher schon vorhanden war. Mag Werther noch so deutlich die Gedanken Goethe's und die Schicksale Jerusalems aufweisen: das Zusammenfließen dieser beiden Elemente genügte nicht um Werthers Gestalt zur Erscheinung zu bringen: noch ehe Goethe nach Wetzlar ging, ehe er Lotte und Kestner und Maximiliane und Brentano und Jerusalem kennen lernte, lag die poetische Möglichkeit Werthers als eine in den Umrissen bereits vorhandene Gestalt, sehnsuchtsvoll nach Leben gleichsam, in

seiner Seele, existirte Werthers Schicksal fertig bereits in der Idee. Nicht als Schöpfung Goethe's, sondern als die eines anderen Dichters, aus dessen Taubenschlage gleichsam Goethe ein Nest voll Brut entwandte, um es als seine eigene dann ausfliegen zu lassen. Und damit verlassen wir den Boden der persönlichen Erlebnisse und gehen, um einen neuen Anblick dieser Dinge zu gewinnen, auf den der allgemeinen literarischen Schicksale der modernen Völker über.

Zum vollen Verständnisse Götz von Berlichingens war es nöthig gewesen, die Geschichte des Dramas im Fluge zu überblicken. In gleicher Weise muß dies jetzt beim Roman geschehen. Hier waltet der Unterschied, daß wir uns um das Alterthum nicht zu kümmern haben: der Roman ist eine moderne Erscheinung, denn er beruht auf der Erfindung der Buchdruckerkunst. Zum Begriffe des Romanes gehört, daß er gedruckt sei, in vielen Exemplaren gleichzeitig verbreitet und von vielen Personen gleichzeitig und zwar von Jedem ganz in der Stille gelesen werden könne.

Um zu dem Begriffe eines Kunstwerkes zu gelangen, müssen wir immer zwei Parteien ins Auge fassen: hier den Künstler, welcher seine Arbeit hervorbringt und sie darbietet, und dort die Nation, die sie in Empfang nimmt und genießt. Das Drama wäre undenkbar wollten wir nur vom Dichter und den Schauspielern, nicht auch vom Publikum reden, das an bestimmter Stelle sich zusammenfindet, gemeinsam genießt und gemeinsam Lob oder Tadel spendet. Wir haben beim Götz gesehen, von wie entscheidender Wichtigkeit die Beschaffenheit des Deutschen Theaterpublikums für die Deutsche Bühne war und wie sie uns zum Bücherdrama drängte, während dieses in Frankreich

und den andern Ländern, wo das Publikum anders beschaffen war, kaum zu bemerken ist. Nun, wie das Bücherdrama zum Bühnendrama so verhält sich der Roman zum Volksepos. Der Roman entstand in Europa, als eine Reihe äußerer Bedingungen von Seiten der empfangenden und genießenden Völker das Volksepos zur Unmöglichkeit werden ließen, während doch das Grundbedürfniß des gemeinsamen Genusses erzählender Gedichte bestehen blieb.

Alle Nationen bedürfen Speise für ihre Phantasie. Die Völker verlangen wie die Kinder ihre Märchen. Es sollen überraschende Dinge berichtet werden, an denen Jeder Theil nimmt. Nicht nur hören will sie der Einzelne, sondern zugleich empfinden daß alle Übrigen sie hören. Nicht nur das gehört zum Begriffe der Wirkung welche Homer auf die Griechen gehabt hat, daß er ein großer Dichter war und daß das Volk seine Gesänge gern hörte, sondern ebensosehr muß in Betracht gezogen werden daß Homer in allen Theilen seines Vaterlandes gleichmäßig zu Hause war und daß das Volk sich zu großen Massen vereinigte um seine Gedichte besser und voller zu genießen.

Das Volksepos, das die antike Welt und die des sogenannten Mittelalters beherrschte, verschwand als die Buchdruckerkunst eine leichtere und sicherere Weise des gleichzeitigen Genusses einer Dichtung von Seiten des gesammten Volkes möglich machte. Der fundamentale Unterschied zwischen Volksepos und Roman liegt in der verschiedenen Art der Aneignung eines im Übrigen sich gleichgebliebenen dichterischen Erzeugnisses von Seiten des Publikums allein. Beim Volksepos mußten an festen Stellen, zu fester Zeit und Stunde die Gemeinschaften körperlich

vereinigt sich zusammenfinden, um des poetischen Genusses theilhaftig zu werden, beim Roman bedarf es dessen nicht. Weder Dichter noch Publikum sind hier sichtbar und kennen sich. An irgend einer Stelle, die Niemand zu wissen braucht, sitzt der Dichter, den Niemand zu sehen und zu hören braucht, und schafft in der Stille sein Werk; und zerstreut, im ungeheuren Kreise um ihn her, Jeder einsam, Keiner weder dem Dichter noch dem Mitgenießenden sichtbar, sitzt sein Publikum und schlürft, mit den Augen auf den gedruckten Blättern, die Gedanken und Bilder ein, die das Buch ihm auftischt. Der Dichter muß schreiben können, es muß ein Buchhandel existiren, es müssen Menschen da sein welche lesen können, damit ein Roman denkbar sei. Das Volksepos existirt, sobald diese Bedingungen eingetreten sind, dann nur noch für diejenigen, welche nicht lesen können, sinkt zur Unterhaltung der Bettler und Bauern und zum Märchen der Mägde- und Kinderstuben herab.

Diese Periode des abgeschlossenen geistigen Genusses in der Stille (wobei jedoch das Gefühl, daß von vielen Andern das gleiche Buch zur gleichen Zeit gelesen werde, nie fehlen durfte) trat bei den modernen Nationen zuerst ein in Italien, dann in Spanien und Frankreich, dann in England und Deutschland. Dieser Ordnung entspricht die Aufeinanderfolge der Blüthe der modernen Romanliteratur in den verschiedenen Ländern. Was Italien anlangt so entwickelte sich hier jedoch der Roman nicht so wie sich hätte erwarten lassen. Wir haben dasselbe beim italiänischen Drama beobachtet. In den Zeiten, wo der Buchhandel die Romanliteratur zu einem Elemente von Bedeutung in Europa anwachsenließ, dämpfte das daniederliegende öffent-

liche Leben in Italien die Literatur zu nichtiger Spielerei herab. Alles ernste Gefühl kam dort als Musik zur Erscheinung, während der Roman nicht die Kraft besaß die Form des Volksepos niederzuwerfen: Ariost und Tasso waren Romanschreiber deren Romane jedoch im Volksepos gleichsam stecken geblieben sind. Spanien war ein ganz anderer Boden. Hier wurde nicht recitirt, sondern gelesen. Man saß still und einsam über den Romanen, wie Cervantes selber den Donquichote als über seinen Büchern brütend darstellt. Eine unglaubliche Lesewuth und eine ebenso große Überzeugtheit, alles Gelesene sei wahr, beherrschte im 16. Jahrhundert das spanische Publikum. Ich entnehme diese Beobachtung dem Werke des Amerikaners Ticknor, der die beste Geschichte der spanischen Literatur geschrieben hat. Zumal dieses guten Glaubens aber bedarf es, wenn die erzählende Literatur in Blüthe kommen soll. Nach der spanischen Romanliteratur kam die französische. Zu der Zeit Goethe's endlich war in Spanien das literarische Leben längst erschöpft, und das Frankreichs sogar schon im Herabsinken, in England dagegen stand es nun in voller Blüthe. Was für das Drama galt, gilt in Betreff Englands auch für den Roman: in der Behandlung des Stoffes gehen beide literarische Formen dort jetzt in der gleichen Richtung weiter. Ich brauche deshalb das über die Entwicklung dieser Dinge bereits Gesagte wiederholend nur zu berühren.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war dem englischen bürgerlichen Familienroman die leitende Stellung in Europa zugefallen. Wir sahen welches Aufsehen Goldsmiths Vicar of Wakefield gemacht hatte, der von Herder den Straßburger Studenten vorgelesen wurde, nachdem er ihn

selber dreimal für sich gelesen. Doch nicht nur auf directem Wege, sondern auch über Frankreich gelangte der englische Roman nach Deutschland. Im Drama hatte Diderot uns die englische Form und den englischen Gehalt vermittelt, im Roman kam jetzt ein viel mächtigerer als er: Rousseau.

Die Engländer hatten einfachere Ziele als die französischen Schriftsteller. Sie suchten mit edlen Charakteren zur Nacheifrung anzureizen, mit bösen zu warnen, mit lächerlichen zu unterhalten. Der bedeutendste der englischen Romanschreiber war jener Zeit Richardson. »Der Britte Richardson« den Gellert den größten Wohlthäter der Menschheit nennt. In Goethe's Leipziger Versen an die Unschuld heißt es: »Mehr als Byron und Pamela Ideal und Seltenheit«, diese Beiden sind die Haupthelden seines Romanes Pamela, welcher bereits 1740 erschienen war. Es gab keine höhere Vorstellung eines tugendhaften Paares damals. In seiner Epistel, vom Jahre 1768, an Friederike Oeser wirft Goethe den Leipziger Mädchen vor:

> Denn will sich Einer nicht bequemen
> Des Grandisons ergebner Knecht
> Zu sein und Alles blindlings anzunehmen
> Was der Dictator spricht,
> Den lacht man aus, den hört man nicht.

Grandison (1753) war Richardsons berühmtester Roman. Der Held erscheint als ein colossales Compendium edler Eigenschaften, an dessen Möglichkeit fest geglaubt wurde. Im Grandison, erzählte mir mein seliger Onkel Jacob, habe er als Kind seine Mutter eifrig lesen sehen. Eine solche Lectüre war nichts Geringes. Sie erforderte lange Zeit und nahm die Gedanken in Anspruch. In unser von Politik kaum berührtes Leben wurden diese Romane wie große Ereignisse eingepflanzt. Sie drangen

in Übersetzungen überall bei uns ein. Die außerordentlich breite und deutliche Durchführung gemeinverständlicher wie gemeinnütziger moralischer Probleme machte das Hineinleben in sie neben dem Genusse fast zur Pflicht. Es schien keine naturgemäßere Art zu geben, praktisch, auf unschädlichem Wege und dabei höchst angenehm Lebenserfahrung der edelsten Art sich anzueignen. Romane dieser Art erschienen bald als die beste Form, dasjenige zusammenzufassen was der inneren Erziehung dienlich sein könnte. Sie traten supplirend da ein wo die Predigt von der Kanzel nicht mehr ausreichte. Daher denn eine große Zahl der Romanschriftsteller dem geistlichen Stande angehörte.

Weiter gingen Engländer und Deutsche nicht: erst die Franzosen mußten sich, wie beim Drama, des Romanes bemächtigen, um die letzten Consequenzen für das öffentliche Leben daraus zu ziehen. 1760 erschien Rousseau's Neue Héloise, 1762 sein Emile, zwei Romane didactischen Inhaltes, von denen eine ungeheure Bewegung in Europa ausging. Die Engländer hatten unterhalten und interessirt: Rousseau erschütterte und ergriff. Die Wirkung dieser beiden Werke ist das größte, umfangreichste Ereigniß der modernen Literaturgeschichte. Mitten in die verderbte französische Welt hinein werden entzückende Debatten über Tugend und Unschuld hineingebracht. Weder ist Paris der Hauptschauplatz der dargestellten Ereignisse, noch ist es sogar ein Pariser der sie beschreibt. Ein provinziales Französisch, von ungewohnter farbiger Kraft und von sinnlicher Stärke erfüllt: man war außer sich. Rousseau erhob sich als großer moralischer Prophet und Reformator. Der »Roman« war zu neuen, ungeahnten Ehren durch ihn

gebracht worden. Richardson hatte Unterhaltungslectüre für Frauen geschaffen, die Tendenz der Predigt, der breiten Explication auch für einfacheres Verständniß tritt hervor; Rousseau bringt unumgängliche Probleme auf, behandelt Fragen, welche von Männern und Philosophen als die wichtigsten des Jahrhunderts anerkannt werden nnd löst sie durch die gründlichste Discussion und doch wie im Spiele. Nicht der richtende Verstand, welcher irren kann, sondern das empfindende Herz, das seiner Sache immer völlig sicher ist, wird zum Richter über die Fragen der sittlichen Weltordnung eingesetzt und Niemand rebellirt dagegen.

Wunderbar in welcher Schärfe sich heute dies Verhältniß der Dinge darstellt. Als Dichtungen sind Rousseau's beide Werke kaum noch genießbar. Sie bieten sich als die fast mechanische Aneinanderreihung von Briefen und Debatten dar, in denen Zeitfragen leidenschaftlich erörtert werden. Die Personen bilden keine dichterisch abgerundeten Erscheinungen, sondern dienen überall dem Zwecke. Seiner Zeit aber bemerkte das Niemand. Die Welt bewunderte St. Preux und Julie als großartige Repräsentanten dessen was das Jahrhundert erfüllte. Man glaubte an sie wie an die Ideale Richardsons. Der höchste Wunsch war, zu fühlen wie diese Seelen fühlten, die Welt zu sehen wie sie. Die Luft welche Goethe athmete war erfüllt vom Geiste Rousseau's. Und wir brauchen nur Werther und Lotte mit St. Preux und Julie zu vergleichen, um zu gewahren wie ohne diese letzteren Beide Jene niemals zur Entstehung gekommen wären.

Der entscheidende Charakterzug bei Werther, der ihn, noch bevor er die unglückliche Leidenschaft zu Lotten gefaßt hat, als eine Beute des Schicksals zeichnet, ist die

Stellung die er sich selbst außerhalb der Menschheit giebt. Werther ist ein Verstoßener, nicht der Menschheit, sondern der verderbten menschlichen Verhältnisse. Überall weiß er die feinste Handschrift jedes Herzens zu lesen, überall aber liest er sie nur und geht kopfschüttelnd weiter. Der Begriff der Arbeit im heutigen Sinne ist ihm unbekannt. Er ißt und trinkt und kleidet sich als Gentleman und er kritisirt. Die Welt ist zu elend, um einen Geist wie den seinigen zu anderer Thätigkeit zu veranlassen. Über Kirchthürmen und Palästen hoch in den Lüften schwebend, betrachtet er mit wehmüthigen Adlerblicken was sich unten ereignet. Die denkbar edelste Beschäftigung des Höchstgebildeten schien damals: sich unzufrieden zu fühlen mit Allem und dafür ausreichende Beweise zu suchen; sich beleidigt zu fühlen durch alle menschlichen Einrichtungen, ohne den leisesten Versuch aber, sich gegen sie zu stemmen. St. Preux liebt die Tochter eines Mannes, dessen Adelstolz diese Verbindung überhaupt gar nicht als eine mögliche fassen kann. Aus dieser Unmöglichkeit fließt dann das tragische Schicksal aller Personen. Ich erinnere daran, wie auch Werther dies Gebiet berührt. Werther geräth, zu Anfange des Romanes, in einen geselligen Cirkel von Adligen, die ihn, ohne daß böser Wille dabei war, nicht als ebenbürtig gelten lassen, so daß er die Gesellschaft verlassen muß. Dieser Gegensatz aber machte sich einige Jahrhunderte früher bei weitem schärfer noch in Europa fühlbar, Keiner jedoch dachte damals daran ihn von der sentimentalen Seite zu nehmen. Der niedrigste Diener im Schlosse liebt die Prinzessin. Was, ruft der alte König, ein Stallknecht will meine Tochter heirathen? Prügelt ihn heraus! Was, ruft der Stallknecht, nachdem er sich mit blauen Flecken draußen

wieder gefunden, ihr denkt damit sei die Sache zu Ende? Geht hin, erobert ein Königreich, präsentirt sich damit wieder und es wird die Hochzeit gefeiert. So ging es in den alten Märchen und so in der Poesie zu bis zu Rousseau's Zeiten. Die Unmöglichkeit wird anerkannt, man kämpft sich durch und es fällt endlich irgendwie ein Auskunftsmittel vom Himmel. In den englischen Romanen heirathet der Lord schließlich das arme Mädchen aus dem Volke, wie er heute immer noch die Gouvernante heirathen muß. Jeder englische Romanheld der arm oder niederer Stellung ist, thut heute noch, wenn es gut gehen soll, eine unerwartete Erbschaft, die ihm ebenbürtigen Rang verleiht. Das hört man dort am liebsten. Große geistige Verdienste und zuletzt tüchtig Geld und Vornehmheit dazu. Die Engländer haben sich auf diesem Felde auch später niemals auf Sentimentalität eingelassen. Rousseau dagegen, dessen eigne Schicksale bekannt sind, schuf den neuen Romanhelden nach seinem Bilde, der um glücklich zu werden, einer andern, neueingerichteten Welt bedurft hätte. Der in seiner Verzweiflung herumwühlend sich immer tiefer in unlöslichen Problemen verirrt, und doch zu gleicher Zeit das richtigste, klarste, treffendste Urtheil über die Dinge äußert, mit größter Scharfsichtigkeit den Kern überall von der Schale sondert ohne ihn jedoch genießen zu wollen, und schließlich für den Ausdruck all dieser geistigen Mühsale eine Sprache besitzt, die ihn bewunderungswürdig erscheinen läßt.

Das war, lange ehe an Werther gedacht wurde, Rousseau's St. Preux. Der Held der Neuen Héloise und der des Goethe'schen Romanes würden, wollte man ihre Silhouetten aufeinanderlegen, so genau in den Linien passen daß

sie zusammenfielen. Wären St. Preux und Werther sich im Leben begegnet, so würden sie einander mit einem Schrecken betrachtet haben, mit dem der Mensch seinem Doppelgänger begegnet. St. Preux in Werthers Verhältnisse gebracht, würde sie in derselben Weise aufgenommen haben und in dergleichen Rathlosigkeit gewesen sein, in irgend welcher Lage, sei es die unbedeutendste, aus eigner Initiative positiv zu handeln. Beider Energie ist durchaus von dem abhängig was die Welt thut, was Andere thun; allein gelassen sind sie nicht im Stande einen Schritt vorwärts oder rückwärts zu machen.

Sobald wir uns klar machen, mit welcher Consequenz aus dieser Haupteigenschaft Alles bei Werther fließt, bis zuletzt der Selbstmord den natürlichen künstlerischen Abschluß bildet, so müssen wir uns sagen, daß die Zuthaten, welche Goethe seinem eignen Charakter und Jerusalems Figur entnahm, fast nur als Costüm- und Situationszufälligkeiten erscheinen. Der älteste Repräsentant des Charakters ist Hamlet; in anderer Weise suchte Molière im Misanthropen sie zu fassen; dann erschien Rousseau's St. Preux und endlich Goethe's Werther. Im Werther stecken seine drei Vorgänger. Wir werden sehen wie im Faust endlich diese Richtung ihren Abschluß und ihre Versöhnung findet.

Was Goethe's Roman über Rousseau's Neue Héloise stellt, was ihm auch den Rang über den gleichzeitigen englischen Romanen anweist, warum der Gestalt Werthers selbst das Vergängliche fehlt was Rousseau's St. Preux anklebt, so daß diese Gestalt längst verblaßt und unlebendig geworden ist, liegt in Goethe's höherer Kraft als Dichter. Goethe war weder Philosoph noch Sittenprediger. Werthers Leiden haben keine Zwecke. Die eng-

lischen Dichter wollten die Moral verbessern; Rousseau wollte die gesammte Menschheit umgestalten: für beide Theile war der Roman nur ein Mittel. Goethe aber beabsichtigte überhaupt nichts. Er wollte weder den Selbstmord empfehlen, wie anfangs geglaubt wurde, noch von ihm abschrecken, wie er selber später auszusprechen scheint. Goethe wollte nur aus seiner Phantasie herausbringen was sich in ihr gebildet hatte, ihn quälte, sich zur Darstellung aus seiner Seele fortdrängte. Er wollte sich aussprechen weil es ihm sonst die Brust zersprengt hätte. Sein Werk ist nichts als ein Gedicht. Daher die Gewalt mit der es gewirkt hat, und dies der Grund, weshalb es heute noch lebendig ist. Götz und Werther haben dem Deutschen Volke zum ersten Male ein Drama und einen Roman geliefert, die rein aus eigner Gewalt wirkten.

Wir haben in der modernen Literaturgeschichte wenig Beispiele ähnlicher Erscheinungen. Corneille's Cid hatte so in Frankreich gewirkt, hundertfünfzig Jahre früher, und Cervantes Donquichote vielleicht so in Spanien. Sowohl Dante als Shakspeare sind nur langsam eingedrungen. Von Homers Gedichten wissen wir was die ersten Jahrhunderte ihrer Existenz anlangt überhaupt nichts. Nicht einmal ob Aeschylos und Sophokles mit plötzlich wirkenden Meisterwerken in Athen aufglänzten. Nur Rousseau selbst hatte mit der Neuen Héloise in Paris einen Erfolg gehabt, welcher an Umfang den Goethe's noch übertraf. Seltsamer Weise, sein Roman war, was die Liebesbriefe anlangt, ebenso nach der Natur geschrieben wie Goethe was Lotten betraf nach der Natur geschrieben hatte. Rousseau liebte als er seine Dichtung schrieb eine Frau, die auch ihn liebte, und von der ihn die Rücksicht auf einen

Freund trennte, den er und sie nicht täuschen und verrathen wollten. Auch darin war der Roman Rousseau's Goethe wie von der Vorsehung in die Hände gespielt worden und es lag ein Zwang vor für Goethe, sich an ihn als Muster zu halten. Sosehr ist dies auch gleich empfunden worden, daß eine Goethe unbekannte Hand in ein verliehenes, in seinen Besitz zurückkehrendes Exemplar des Werther damals die Worte geschrieben hatte: Tais-toi, pauvre Jean-Jacques, ils ne te comprendront pas. Und so sehen wir, nicht nur Goethe selber, sondern auch seine Leser standen unter dem allmächtigen Einflusse Rousseau's. Als Goethe und Kestner in Wetzlar zum ersten Male zusammengetroffen waren und einander examinirt hatten über ihre Grundsätze und was man sich sonst abzufragen pflegt wenn man mit zwanzig Jahren und Etwas zusammentrifft, war sofort von Rousseau die Rede gewesen.

Wie tief Goethe in Rousseau drinsteckte, zeigt eine der schönsten Scenen im Faust, deren Situation aus der Neuen Héloise geschöpft worden ist: die, wo Faust allein in Gretchens Schlafzimmer mit Entzücken den Hausrath da mustert, weil Alles was sie berührt hat wie vollgesogen erscheint von ihrer Gegenwart. Diese Scene ist die der Neuen Héloise wie St. Preux die geliebte Julie in ihrem eignen Mädchenzimmer erwartend, in Extase geräth bei der Betrachtung all der Einzelnheiten die ihr angehören. (Wie weit Fausts Naturphilosophie überhaupt mit Rousseau's Leben im Zusammenhange steht, soll hier jetzt nicht erörtert werden.)

Nicht aber allein was die Bildung der Gestalten anlangt ist Goethe beim Werther Rousseau verschuldet. In eben so hohem Maaße ist er in der coloristischen Be-

handlung von ihm abhängig. Im Werther zuerst offenbart sich der Cultus der Landschaft und des Wetters, der so recht aus Goethe's eigenster Naturanlage zu stammen scheint und der doch erst von den Entstehungszeiten des Werther an bei ihm durchbricht.

Es hat keinen größeren literarischen Landschaftsmaler gegeben als Goethe. Sehen wir aber seine Dichtungen daraufhin durch, so gewahren wir mit Staunen, daß es sich nicht um eine reine Naturanlage bei ihm handelt, um etwas das sich von Anfang an Bahn bricht ohne daß Andere erst den Weg zeigen müssen, sondern von der Zeit erst an, wo Berlichingen und Werther entstehen, überraschen uns diese leidenschäftlichen Beschreibungen der Landschaft bei Goethe. Goethe ist dann dabei geblieben, er hat bis in seine letzten Tage das Wetter, die Wolken, die Stimmung der Erde und des Himmels beobachtet und sich von ihr abhängig gefühlt. Auf Rousseau ist das zurückzuführen. Rousseau zuerst stellte den Menschen im fortwährenden Zusammenhange mit den elementaren Mächten dar. Dem Einflusse der Sonne, der Nacht, der landschaftlichen Schönheit ist er bei ihm unterworfen. Rousseau's Romane sind voll von Schilderungen der liegenden Natur, die er mit Geist zu erfüllen weiß als lebte sie, und hier hat er in Goethe einen Lehrling gefunden, der weit über seinen Meister hinausging. Werthers Leiden enthalten eine solche Fülle von Naturschilderungen, daß wenn einmal der ethische Stoff des Romanes verloren gehen, d. h. unverständlich werden sollte, diese Seite allein genügen könnte, das Gefühl von der Schönheit dieser Dichtung wach zu erhalten. Rousseau ist hier allerdings nicht allein zu nennen: Herders Schriften und die

Bekanntschaft mit Ossian und Homer leiteten Goethe ebensosehr auf die Natur hin und lieferten ihm die Sprache, auszudrücken was er beschreiben wollte. Allein Herder hatte selbst ja aus Rousseau erst schöpfen müssen und ohne Rousseau würden Herder und Goethe in Ossians und Homers Geheimnisse nicht so tief eingedrungen sein. Homer und Ossian waren Goethe's Lieblingslectüre in jenen Zeiten. als er am Werther arbeitete. Dante war ihm damals fremd, aber auch die italiänische Natur welche Dante schildert. Noch fremder Wolfram von Eschenbach, der unter den Deutschen für mich der größte Darsteller der Natur ist, der am meisten mit den geringsten Mitteln hervorbringt, aber von dem Goethe wohl überhaupt niemals gewußt hat.

Goethe's Erwachen was die Schönheit der Natur anlangt könnte fast als ein plötzliches bezeichnet werden. Es ist merkwürdig welch ein Abstich in Sprache und Anschauungen sich bietet wenn wir in seinen Briefen zu der Zeit kommen wo Herders persönlicher Einfluß beginnt. Die zartverschlungene Wielandische Satzbildung, der man die französische Syntax anmerkt geht über zu abgerissenen, die gesprochenen Redewendungen nachahmenden Sätzen; die Adjectiva werden inhaltsvoll und erweitern das Hauptwort in oft absichtlich überraschender Weise; den Verben wird durch neue Propositionsverbindungen ein frischer Geist eingeflößt und das Streben offenbar, die Sätze in architektonischer Weise aufzuthürmen. Im Wohlklange ihrer Wendungen sollen sie den Rhythmus der Gedanken verstärken. Ein Bestreben, das endlich zur directen Nachahmung der Pindarischen Oden führt. Goethe's Recensionen und seine Schrift auf Erwin von Steinbach sind

die ersten Proben dieses neuen Styles. In auffallender Weise bringt, besser als diese Beispiele, ein Brief die wie mit einem Schlage in Goethe erwachende Fähigkeit, die Natur zu sehen und zu beschreiben, zur Anschauung: die am 27. Juni 1771 aus Saarbrück an Friederike Oeser (?) gerichteten Zeilen, in denen sich ein Stück Landschaft im neuen Style findet, das zu den schönsten gehört die von Goethe's Feder gezeichnet worden sind. Nichts Früheres reicht irgend hier heran und nichts Späteres ist darüber hinausgegangen.

Lassen wir nun aber Rousseau und gehen zu dem über was Goethe in seinem Romane allein gehört.

Ich hatte auch Lotte, als poetische Schöpfung, auf St. Preuxs Geliebte Julie zurückgeführt; hier aber geht die Priorität Rousseau's doch nur soweit, daß er ein unglückliches Paar zum Hauptträger seiner Dichtung gemacht hat und daß Goethe ihm darin gefolgt ist, gerade wie Bernardin de Saint-Pierre Paul und Virginie danach geschaffen hat. Weiter kann von Nachahmung nicht die Rede sein. Lotte hat nichts mit Julie gemeinsam, das Einzige ausgenommen, daß sie, wie diese ganz natürlich ist, d. h. nicht nach aufgedrungenen Principien handelt sondern nur den Regungen ihres Herzens folgt.

Werthers Lotte ist Goethe's berühmteste Schöpfung und sein gänzliches Eigenthum. Die Gestalt ist so glücklich allgemein gehalten, daß jedes Mädchen sich in sie hineindenken konnte, und doch wieder so besonders, daß jedes Mädchen auch sich sagen mußte, dieses Ideal nie erreichen zu können. Soviel Natur, Güte und Gesundheit besaß keine andere. Ganz Europa war begeistert und suchte mit neugierigen Blicken das Urbild dieser entzückenden Erschei-

nung, neben der weder Pamela noch Rousseau's Julie Stand hielten. Lotte auch ist die Fürstin geblieben unter Goethe's Freundinnen, und unter seinen poetischen Gestalten zu gleicher Zeit. Auch seine Familie faßte es so und Lottens Enkel noch sind umhergegangen als stünden sie zu Goethe in einer geistigen Verwandtschaft, welche der leiblichen wohl ebenbürtig sei.

Bis zu Lottens Regierungsantritt im Publikum war Klopstocks Fanny die ideale höchste Erscheinung in Deutschland gewesen. Frau Professor Heyne in Göttingen schreibt an Herder »grüßen Sie Ihre Fanny«, d. h. grüßen Sie Ihre Braut, der ich durch den Namen Fanny den höchsten ästhetischen Adel verleihe. Von nun an geht nichts über Lotte. Nach dem Erscheinen von Werthers Leiden wollen junge Mädchen welche Lotte heißen künftig nicht mehr so genannt werden, weil sie sich für unwürdig halten diesen Namen zu tragen. Lotte war von ganz anderer Herkunft als Fanny. Es fehlt ihr auch die geringste Beimischung von Sentimentalität und sie hat nicht den kleinsten Ansatz der Engelsflügel, die bei Klopstocks weiblichen Gestalten stets sichtbar werden. Lotte hat keine Spur von der über das Bürgerliche hinausgehenden Vornehmheit, die Jean Pauls idealen Hofdamen eigen ist und auch bei Goethe in späteren Zeiten Vertreterinnen findet. Lotte ist das einfachste und liebenswürdigste Deutsche Mädchen, von dem sich etwas Besonderes gar nicht sagen läßt. Sie tanzt gern, sie liest gern Gedichte, sie kann schwärmen: aber es braucht sich nur das leiseste häusliche Geräusch hören zu lassen, so ist sie mit einem Sprunge mitten aus ihren Himmeln in der gewohnten Sphäre und nichts als Hausfrau. Hausfrau auch als junges Mädchen,

denn sie hat einer Schaar jüngerer Geschwister die Mutter zu ersetzen. Dies ist das was am meisten entzückte: auch das hausbackenste junge Mädchen konnte Lotte zu ihrem Ideale erheben ohne sich ihr allzu entfernt zu fühlen.

Dies Element des Romanes auch entwaffnete die welche in Werthers Gestalt das Verderbliche hervorhoben. Lotte machte Alles wieder gut. Was Goethe in Götzens Hauswesen in vergangene Jahrhunderte verlegt hatte, das führte er jetzt aus der eigenen Zeit vor: eine Häuslichkeit die reiner und wahrhaftiger und gemüthlicher nicht zu ersinnen war. Das ist auch das Entzückende bei Dürer, daß sein Marienleben und die übrigen unzähligen Marienbilder fortlaufende Illustrationen des Deutschen Familienlebens im eignen Hause bilden. Das auch hat Luthers Lehre solchen Nachdruck gegeben: gerade was die Römischen ihm am schärfsten vorwarfen: daß er ein Hauswesen gründete und daß Frau und Kinder um ihn her standen als er die Augen schloß. Goldsmiths Vicar of Wakefield kommt dagegen nicht auf. Das Familienelement ist bei ihm nur das Versuchsfeld, auf dem Experimente gemacht werden. Ebenso wie bei Rousseau Julie's spätere glückliche Ehe mit Herrn von Wolmar nicht den eigentlichen Inhalt des Romanes bildet. Beide Male schadet der didaktische Zweck. Goethe läßt sich darauf gar nicht ein. Wie Dürer begnügt er sich darzustellen was ihm vor Augen steht und überläßt dem, in dessen Hände das Werk geräth, das Gute daraus zu ziehen, das darin enthalten sein könnte. Wie tiefsymbolisch bei Götz von Berlichingen der Zug daß Götzens und Elisabeths Kind, zweier Eltern wie aus altem Riesengeschlechte, der weichliche Bengel wird, der sich am liebsten von seiner Tante Legenden er-

zählen läßt und so in Allem das complette Gegentheil von Vater und Mutter ist. Man könnte in der Übertreibung sagen, die ganze Zukunft Deutschlands liege darin. Goethe aber läßt es vor unserer Phantasie nur so vorbeiziehen ohne mit dem Finger daraufzudeuten. Dies Absichtslose macht die Werke großer Künstler den Schöpfungen der Natur ähnlich, die auch an ihren Rosen und Lilien nicht besondre Anweisungen auf die Blätter druckt, zu bewundern und zu genießen, sondern sich begnügt, sie wachsen und blühen zu lassen.

Die Jahre in denen Werther geschrieben wurde, sind die der höchsten producirenden Kraft bei Goethe gewesen. Wir glauben ihm gern wenn er sagt er hätte nach dem Götz wenn sie verlangt worden wären eine ganze Reihe Dramen aus dem Ärmel schütteln können. In jener Zeit sind noch Clavigo und Stella und Claudine von Villa Bella in der ersten Gestalt und eine Fülle seiner schönsten Lieder und Balladen geschrieben worden. Ich verfolge diese Sachen hier nicht, da sie mich nur nöthigen würden bereits Gesagtes in anderer Anwendung zu wiederholen. Clavigo entsprang nicht bloß was den Inhalt anlangt der Nachahmung Beaumarchais', der als Dramatiker bei Diderot in die Schule gegangen war. Auch die Anfänge des Egmont sind in dieser Zeit entstanden. Des Faust nicht zu gedenken, der damals schon bis zum Vorlesen fertig war. Alles in den Jahren 1774 und 1775. Menschen und Arbeiten drängen sich bei Goethe in dieser Epoche sosehr durcheinander, daß ein genaues Verfolgen dieser Dinge unmöglich ist. Diejenigen welche das Material am sorgfältigsten geordnet hier beisammen haben, werden am offensten bekennen müssen, daß doppelter und dreifacher Reich-

thum an Notizen hier nicht ausreichen würde. Am ehesten dürfte es noch gelingen, über die Menschen um ihn her in einer gewissen Vollständigkeit zu berichten.

Goethe war zu jener Zeit gewiß die erstaunlichste Erscheinung welche Deutschland auf dem Gebiete der Literatur aufzuweisen hatte. Klopstock, Wieland, Lessing und Herder waren schon ältere Leute, deren Weg sich im Allgemeinen voraussehen ließ: Goethe war eine ganz frische Kraft. Seine Tiefe schien unergründlich, seine Phantasie unerschöpflich. Und zwischen seiner Person und seinen Werken herrschte eine Harmonie, daß Eins ohne das Andere nicht verständlich schien. Man mußte mit ihm zusammengewesen sein um ihn zu verstehen. Mußte Tage und Nächte mit ihm gesessen und gesprochen haben. Wer von Bedeutung nach Frankfurt kam, suchte seine Bekanntschaft zu machen. Wir haben viele Berichte über solche Zusammentreffen: stets wird Goethe wie ein seltnes Phänomen beschrieben, ein aus der Linie der übrigen Menschheit hervortretender Genius von dem Alles zu erwarten sei. Der Ruhm welcher Goethe nach Werthers Erscheinen umgab, ist das Höchste gewesen das die Welt ihm geleistet hat. Das übermüthige Glück dieser Tage hat er niemals wieder genossen. Sein Name war in Jedermanns Munde. Druck auf Druck seines Werkes erfolgt. Gegenschriften. Fortsetzungen. Dramatisirung. Übersetzungen. Werthers Tracht: blauer Frack und gelbe Hosen, wie Jerusalem sie trug (und wie man sich gewöhnlich in Niederdeutschland trug), wurde die Uniform der jungen Leute. So tritt Goethe in Weimar auf und wer sich am Hofe dort aus eignen Mitteln keine ähnliche anschaffen kann, dem schenkt sie der Herzog. In Wetzlar dagegen wurden Schritt auf

Schritt die Wege des Unglücklichen verfolgt, der keine Ahnung davon gehabt hatte, daß man ihm so nachgehen werde. Hinzutraten Goethe's eigne Wege und Ruheplätze. Der Brunnen vor dem Wilsbacher Thor wo er dem Dienstmädchen den Zuber auf den Kopf setzte, heißt der Wertherbrunnen. In Garbenheim werden die historischen Stätten gezeigt. Eine dort aufgestellte steinerne Urne wurde von den Officieren eines im Jahre 1814 durchziehenden russischen Regimentes als Reliquie mit fortgeführt. Eine Pyramide von weißem Marmor wurde an Goethe's Ruheplatz aufgerichtet und 1849 frisch bepflanzt. In Appells kleinem Buche über Werther ist Vieles diese Dinge Betreffende zusammengestellt.

Goethe's Roman ist heute selber zum Denkmale vergangener Zeiten geworden, deren wir ohne ihn kaum gedenken würden. Die Literatur, aus der er hervorging, wird nicht mehr gelesen, wenigstens im Sinne jener Tage nicht mehr. E. Schmidts kürzlich erschienene Arbeit darüber scheint lauter Neuigkeiten zu bringen. Wem würde heute der Vicar of Wakefield als Sensationsroman erscheinen? Die Menschen, die am Werther Theil hatten, sind vergessen, sogar die Sprache in der er geschrieben worden ist, unterscheidet sich bereits wesentlich von der unsrigen heute. Alle Wirkung des Buches beruht auf der geistigen Kraft die es ausströmt. Diese aber ist groß genug, um der Dichtung eine lebendige Existenz für alle Zeiten zu sichern. Es werden Jahrhunderte kommen, für deren Blicke unsere heutigen Tage nicht viel jünger dastehen als die vor hundert, zweihundert Jahre, etwa wie wir heute, wenn von Dante und Petrarcha oder von Corneille und Voltaire die Rede ist, wenig an das aus drei Menschenaltern bestehende

volle Jahrhundert denken, das sie trennt und zwischen ihnen liegt.

Dante's Gedicht hat durch Generationen passiren müssen, die an seiner Sprache wenig Geschmack fanden, denen es zu roh und primitiv erschien, ist dann von Menschenalter zu Menschenalter anders, immer von neuen Gesichtspunkten aus bewundert und erklärt worden und hat an Verbreitung immer nur gewonnen. Heute steht Dante außerhalb der Jahrhunderte gleichsam und für sich allein. Nicht er wird verglichen mit Andern, sondern Andere mit ihm. Uns heute hat die Sprache des Werther in Manchem etwas Altmodisches. Wir glauben moderner, lebendiger, besser zu schreiben. Aber es werden Zeiten kommen, deren rückwärtsgewandtem Blicke unsere heutigen Tage ebenso fern und so fremd in der Vergangenheit liegen wie die Jugendzeiten Goethe's uns. Dann erst, wenn alle Vergleichung aufhört, wird voll wieder hervortreten wie in den Tagen selber in denen Werther zum ersten Male herauskam, welch eine jugendliche Stärke das Deutsch durchströmt, mit dem Goethe als er jung war die Welt überraschte, während die todten Formeln, mit denen wir heute unsere besten Gedanken auszudrücken gezwungen sind, oder die Provinzialismen, mit denen wir etwas Leben in unsere Schriften hineinzubringen versuchen, in Lehrbüchern der Zukunft ihrem richtigen Werthe gemäß längst abtaxirt worden sind. Es wird heute nichts geschrieben, das mit der Prosa Goethe's concurriren könnte, die im Werther sich dem Deutschen Volke offenbart hat.





Neunte Vorlesung.

Lavater.

Die Menschen, mit denen wir Goethe jetzt im Verkehre sehen, bilden, wenn wir sie aus seiner Beschreibung und aus vielfachen um seinetwillen aufgestöberten Correspondenzen und andern Actenstücken kennen lernen, eine lichte, bunte, lebendige Gesellschaft mit feinen Rangunterschieden. Man vergißt ganz, daß diese Leute, lebte Goethe nicht heute noch, alle nur einen Theil der dunklen Masse bilden würden, denen im Gedächtnisse der Menschheit nicht das kleinste Fünkchen irdischer Unsterblichkeit zusprang. Suchen wir nach solchen unter Goethe's damaligen Bekannten, die auch ohne ihn heute noch genannt würden, Leuten mit eigner historischer Souveränetät, so heben sich nur wenige heraus. In erster Linie ist hier Lavater zu nennen, nach ihm Jacobi.

Beide gleichen darin Herder, daß sie Goethe zu überwältigen suchen. Der Unterschied liegt darin, daß sie, statt Goethe mitzuziehen, ihm bald einen Einfluß auf sich gestatten, welcher Störungen für ihre eigne Bahn zur Folge hat. Sie klammern sich an Goethe an. Jacobi gelang es, Goethe's Versuchen, sich frei zu machen, Wider-

stand entgegenzusetzen: es kam zum Bruche, aber es blieb ein dünnes Fädchen zurück, an dem Jacobi sich allmälig wieder fest an ihn zurückzog. Lavater dagegen wurde völlig abgestoßen, und zwar deshalb weil er die bedeutendere Natur war.

Diese Kämpfe gehören zu den wichtigen Ereignissen der Goethe'schen Fortentwicklung. Sie bilden den Abschluß der in »Dichtung und Wahrheit« beschriebenen Jugendzeiten. Sie sind die Blüthe dieses Werkes als historischen Kunstwerkes. Lavater und Jacobi werden hier als Erscheinungen vorgeführt, wie sie mit ähnlicher Meisterschaft, soweit meine literarische Umsicht reicht, überhaupt niemals dargestellt worden sind. Sie leben, sie enthüllen sich vor unsern Augen organisch, ruckweise gleichsam, wie Leben und Erfahrung uns Menschen kennen lehren. Goethe weiß immer wieder zu ihnen zurückzukehren, wir durchschauen sie nicht indem sie sich uns mit einem Schlage vor die Seele stellen, nicht wie Bücher die man in einem Tage gleich zu Ende liest, sondern sie bieten sich uns gleichsam in Feuilletonfragmenten einer Zeitung, wo man Nummern überschlägt, und oft Anfang oder Ende zufällig und unerwartet irgendwo findet. Die Kunst, Menschen in dieser Weise aus scheinbaren Fragmenten zusammenzufügen, so aber, daß am Abschluß auch nicht die kleinste Lücke unausgefüllt übrig bleibt, hat Goethe im höchsten Maaße besessen. Hier gewahren wir recht, wie Dichtung und Geschichtsschreibung zusammenfallen.

Goethe rühmt Shakspeare nach, man sehe in die Seele seiner Gestalten hinein wie in gläserne Uhren. Darin liegt ein hohes Lob, aber ein begränztes. Goethe spricht damit etwas aus, das mit dem Vergleiche vielleicht nicht

gemeint war, für mich aber darinliegt: Shakspeare's Gestalten haben etwas Uhrenartiges. Man sieht oft nur allzu genau die sich bewegenden Räder statt menschlichen Blutumlaufes. Zwar ist heute die Tendenz vorhanden, Shakspeare herabzuziehen: es wäre traurig, wenn diese Versuche auch nur vorübergehenden Erfolg haben sollten: allein der Vergleich zwischen Shakspeare und Goethe ist ein gegebenes Thema, bei dessen Behandlung Goethe, zumeist seinen eignen überbescheidnen Bekenntnissen nach, neben Shakspeare auf ein zu niedriges Piedestal gestellt zu werden pflegt. Goethe's Gestalten sind aus einer andern Welt als die Shakspeare's, Goethe läßt uns in ihre Seele blicken als wären es nicht Uhren, sondern Pflanzen von Glas, deren Gefäße wir durchsichtig vor Augen haben und in denen wir die Säfte steigen und niedergehen sehen. So durchschauen wir hier auch Goethe's Lavater und Goethe's Jacobi. Wie wir im Frühjahre Bäume von Knospe zu Knospe und Blatt zu Blatt verfolgen, im Frühjahre, wo die Natur uns am wenigsten fremd ist, sondern im Einverständnisse mit uns uns in ihre Pläne einzuweihen scheint und die Erwartungen bescheiden aber sichtbar erfüllt die sie selber erregte, so beobachten wir jetzt in Dichtung und Wahrheit Goethe's und seiner Freunde Entwicklung.

Lavaters damaliger Briefwechsel mit Goethe findet sich in unverkürzter Gestalt im Jungem Goethe. Briefe von Goethe's Eltern an Lavater hat Hirzel zum 4. Januar 1866, Jacob Grimms Geburtstag, als Manuscript für Freunde drucken lassen.

Lavater war nach Goethe's Ausspruch »ein Individuum, einzig, ausgezeichnet, wie man es nicht gesehen hat und nicht wieder sehen wird«. So formulirt sich das

Urtheil aus späteren Jahren. Nehmen wir eine Briefstelle hinzu, welche aus unmittelbarer Anschauung entsprang: »Es ist mit Lavater«, schreibt Goethe den 7. Dezbr. 1779, »wie mit dem Rheinfall, man glaubt man habe ihn nie so gesehen wenn man ihn wiedersieht, er ist die Blüthe der Menschheit, das Beste vom Besten.« Und nehmen wir nun dazu noch, daß Goethe, nach kurzer Bekanntschaft mit Lavater, dessen Charakter dahin poetisch zu concentriren suchte, daß er ihn als Mohamet zum Helden einer Tragödie machte. In dem Sinne, daß Mohamet, anfangs in gutem Glauben auftretend, um seiner Anhänger willen zu Lüge und Täuschung gezwungen ward. Dies ist das merkwürdigste bei Goethe's Begeisterung für Lavater: Goethe war von der ersten Bekanntschaft ab über die Haupttriebfedern seines Wesens nicht im Unklaren, aber er ließ sich von der übermächtigen Persönlichkeit des Mannes im Banne halten.

Goethe begegnete auch in ihm wieder Jemand der älter war als er. Lavater, geboren 1741, war ein Zürcher. Der Sohn eines Arztes. Als Kind träumerisch: man wußte nichts mit ihm anzufangen, er neigte zu Bibellesen, Meditationen und Gebet. Die Religion, als eine in allen bürgerlichen Verhältnissen sichtbar voranstehende Institution, lag den Leuten damals näher als jetzt, und es störte noch Niemanden die Kritik mit der man heute den historischen Werth der Evangelien beseitigt zu haben glaubt. Lavater war zum Geistlichen angelegt. Schon früh trat der Grundzug seines Wesens hervor, entschieden, aber mit genauer Berechnung der Umstände öffentlich einzugreifen. Er war erst neunzehn Jahre alt als er über die verwerfliche Amtsführung des Landvogtes Grebel einen denun-

ciatorischen und zwar anonymen Brief an die Regierung richtete und deshalb zur Untersuchung gezogen wurde. Lavater hatte bald heraus, daß wenn er zu wirklichem Einflusse gelangen wolle, die Anerkennung vom Auslande her unentbehrlich sei. 1763 trat er seine erste große theologische Tour durch Deutschland an, verschaffte sich Verbindungen und kam als beinahe berühmter Mann wieder nach Hause. Jetzt beginnt er sein Hauptwerk: Die Aussichten in die Ewigkeit, welche 1768—1773 erschienen: das maaßgebende große Buch, das Lavater nun eine feste Stellung verlieh.

Wieder sehen wir Rousseau's Geist, oder, was dasselbe sagt, die allgemeine Stimmung des Jahrhunderts aus einem energischen Menschen neu hier hervorbrechen. Es handelt sich um Umarbeitung der menschlichen Natur. Lavater unterscheidet sich für unsere Augen nur wenig von Rousseau, obgleich dieser als Philosoph und Atheist auftrat, Lavater Alles auf dem Wege des Gebetes zu erreichen hoffte.

Lavater wurde in Zürich jetzt zum einfachen Diaconus gemacht. Immer mächtiger wird er durch die Gabe, den Menschen auszuhören und aus dessen Aussehn und Benehmen Schlüsse auf die innere Verfassung zu machen. Es ist bekannt daß Ärzte, Polizeileute und überhaupt Beamte die mit dem Publikum unmittelbar verkehren wobei ihnen der Glanz einer gewissen Autorität zu Hülfe kommt, mit der Zeit die Leichtigkeit erlangen, zu wissen wes Geistes Kind Jemand sei noch ehe man ihnen gegenüber den Mund aufgemacht hat. Der geübte Zollbeamte sieht nicht den Koffer sondern den Besitzer daneben an wenn er urtheilt ob Steuerbares mitgeführt werde. Lavater als Sohn eines

Arztes war vielleicht schon von Haus aus mit physiognomischen Studien vertraut. Zu weiterem Emporbringen seiner Stellung in Zürich erwuchs ihm die Verpflichtung zu einer abermaligen literarischen Leistung, es mußte etwas Großes, dem Zeitgeiste Entsprechendes sein, etwas absolut Neues: so entstand die großartige Unternehmung seiner »Physiognomischen Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe«. Der Titel schon sagt Alles. Nur Fragmente also und nicht die Absicht, ein rundes, stichhaltiges System zu geben. Und nicht bloß die Wissenschaft sollte gefördert werden, sondern ebenso sehr die »Liebe«. Philanthropie war damals das große Wort. Der »Menschenfreund« stand überall am höchsten, der »Menschenfreund auf dem Throne« war das Ideal der Zeit. Jeder, Hoch und Niedrig, Mann und Frau sollte zur Lecture des Lavaterschen Werkes berufen sein, Jeder auch mitarbeiten. Überall hin dringen Lavaters Aufforderungen um Portraits, die er zu deuten erbötig sei. Wir heute, die wir die Unternehmung kalt beurtheilen, müssen gestehen daß Lavater seiner Zeit hundert Jahre voraus war, denn selbst jetzt könnte dergleichen, vom Standpunkte der gemeinen Reclame aus betrachtet, nicht glänzender in Scene gesetzt werden. Für dieses Werk hat Goethe sich zum Mitarbeiter heranholen lassen, bis er zuletzt den Druck selbst zu besorgen unternahm und gleichsam für das Buch mit einstand. Wieweit seine schriftstellerische Thätigkeit dabei gegangen ist, muß bis in die feineren Details erst noch untersucht werden, wir wissen einstweilen nur bei diesem und jenem, Poesie sowohl als Prosa, daß es seiner Feder entfloß.

Die »Physiognomischen Fragmente« sind ein Buch von

vier starken Theilen in Quart. Die stattlichen Lederbände schon, in deren Gestalt es sich in älteren Bibliotheken zu finden pflegt, zeugen von der Ehrfurcht mit der es aufgenommen wurde. Es erschien von 1775 bis 1778, mit ungemeiner Erwartung kam man ihm entgegen, ungemeine Befriedigung erregte es. Die kühlen Recensionen einiger Gelehrten, welche den Schwindel durchschauten, wurden als neidische Verkleinerungsversuche zurückgewiesen. Neben den Dedicationen der einzelnen Bände an die menschenfreundlichsten Deutschen Fürsten zierten das Werk eine Fülle zum Theil guter Stiche und Radirungen. Das Portrait von Goethe's Vater ist auf diesem Wege am besten auf die Nachwelt gelangt.

Der Grundgedanke des Buches ist, die äußere Erscheinung des Menschen müsse als harmonisches Kunstwerk der schaffenden Meisterkünstlerin Natur erklärt werden, da die Beschaffenheit der Seele in der des gesammten Körpers, besonders aber der des Antlitzes sich abspiegeln. Die Lehre dieser Harmonie war damals Jedermann geläufig, auf ihr beruhten auch Diderots naturalistische Kunstverbesserungsversuche: aus einem einzigen Finger wollte Diderot demonstriren, ob der ganze Mensch gerade oder verwachsen sei. Statt hier jedoch Gesetze zu suchen oder gar zu finden, statt irgend festzustellen, wieviel sich hier überhaupt beobachten lasse, stellte man unter dem Anscheine exacter Untersuchungen abenteuerliche Probleme auf und glaubte daß Einfälle genialer Menschen als Beweise zu erachten seien. Aus dem Portrait eines Knaben, bei dem nicht einmal feststand ob der Zeichner ihn annähernd ähnlich gegeben habe, wollte man die moralischen Fähigkeiten und die zukünftige Carrière des Kindes

erkennen. Lavater täuscht sich immer. Entweder entwickelt er aus seinen Vorlagen den Charakter ihm ohnedies bekannter Persönlichkeiten: da geht er kühn bis in die kleinsten individuellen Details; oder er kennt die Leute nicht und macht allgemeine Redensarten. Daß ein geistreicher, vielerfahrener Mann wie er viel scharfsinnige und zumal amüsante Dinge vorbringen konnte, läßt sich nicht in Abrede stellen, ebensowenig daß seine Beobachtungen oft fein und zutreffend sind. Denn wie sehr das äußere Ansehen eines Menschen oft unentbehrlich sei, um dessen geistige Existenz erkennen zu lassen, dafür will ich was Lavater selbst anlangt hier etwas anführen.

Goethe deutet an — wie er auch bei Merck gethan —, man müsse Lavater eben gekannt haben um ihn zu begreifen. Etwas wie einen Ersatz seiner Persönlichkeit aber verschaffte mir Lavaters Büste, die Dannecker gearbeitet hat und die ich in Stuttgart, Danneckers Heimath, zuerst sah, wo den Werken dieses großen Bildhauers, dessen Werth und Würde in seiner Vaterstadt nicht recht gekannt zu werden scheint, im Museum eine kleine Nebenstube als Ehrenwinkel zugewiesen worden ist. Von Dannecker stammt bekanntlich die Büste Schillers auf der Bibliothek in Weimar, die beste Büste welche überhaupt in Deutschland je gearbeitet worden ist.

Damit eine Büste brauchbares historisches Material werde, ist nicht etwa vonnöthen, daß sie genau zeige, wie der Mann in den Stunden aussah wo der Künstler ihn portraitirte, sondern der Bildhauer muß fähig sein, die Gestalt, unabhängig vom Aussehen das sie in bestimmten Tagen bot, als eine eigne Schöpfung hinzustellen. Dannecker vermochte das. Seine Büste Lavaters gewährte

14*

mir den Abschluß dessen, was ich vergebens auf anderm Wege erreichen wollte: ich erlangte den Eindruck seiner persönlichen Gegenwart als lebte er. Offenbar ging bei Lavater mit der träumerischen, weichen Zerfahrenheit etwas sehr reell fest Menschliches Hand in Hand, das sich in seinem aggressiven Wesen, seiner nie schlummernden diplomatischen Klugheit, seiner körperlichen Unermüdlichkeit und in der Macht seiner überwältigenden Gegenwart überhaupt documentirte. Der Mann mußte wie aus lauter Uhrfedern construirt gewesen sein: papierdünne Streifen aber vom härtesten Stahl. Dannecker hat in Lavaters Kopf die Vereinigung eines kräftigen festen Schädel- und Knochenbaues mit dem feinsten Muskelspiel darüber in vollendeter Meisterschaft zum Anblick gebracht. Man fühlt, welche Beredtsamkeit diesen Lippen eigen gewesen sein konnte, wie frei und friedlich diese Stirn scheinen konnte und doch wie hartnäckig sie ihre innersten Gedanken festhielt und verbarg. Diese Büste leistet uns Dienste wie sie kein anderes plastisches oder gezeichnetes, nichts als die sogenannte Ähnlichkeit treu wiedergebendes Portrait gewähren könnte. Denn bei einem Antlitze müssen wir, wenn seine Züge reden sollen, gleichsam ihre Bewegung sehen.

Ich möchte hier ganz deutlich sein.

Auf dem hiesigen Museum befindet sich ein Gemälde von Jan van der Meer, ein Bauernhaus mit einem Baum davor dessen Schatten die Sonne auf die weiße Wand spielen läßt. Der Künstler hat empfunden, daß der eigentliche Reiz dieses Anblickes im leisen Hin- und Herrücken von Schatten und Lichtflecken bestehe. Wer aber kann den Wind malen und das sanfte Wanken belaubter Äste? Trotzdem ist es ihm gelungen und man möchte darauf

schwören daß man Schatten und Sonnenschein hier in unmerklicher Bewegung erblicke. Wir glauben zu sehen was der Künstler wünschte daß wir sehen sollten. Und so auch kann ein Bildhauer im Marmor die Bewegung einer Gestalt ausdrücken.

Lavaters Erklärungen seiner Portraits dagegen mischen sich in die Privatverhältnisse der Menschen, deren Charakter und Schicksale er aus den Zügen zu lesen glaubt. Seine Freunde kommen dabei als Ausbünde von Vortrefflichkeit fort, zumal wo er einfache Naturen aus mittlerem oder niederem Stande beschreibt. Ein Meisterstück in andererer Richtung ist die Charakteristik Goethe's, die gegen dessen Willen und hinter seinem Rücken, nebst zwei Portraits von ihm, in das Buch hineingebracht wurde. Mit vollendeter Schlauheit werden ihm hier Lobsprüche gespendet, die in verhüllenden Wendungen ahnen lassen daß man den außerordentlichsten Mann des Jahrhunderts, in, wie ausdrücklich versichert wird, unvollkommnen und unzureichenden Versuchen vor Augen habe.

Goethe's Portrait, das Lavater für die Physiognomischen Fragmente zu haben wünschte, scheint der erste Anlaß zu persönlicher Berührung gewesen zu sein. Goethe hatte die Aussichten in die Ewigkeit für die Frankfurter Anzeigen recensirt, ohne daß daraus ein Briefwechsel entstanden wäre. Nun aber sollte das Profil des Verfassers des Götz von Berlichingen in Frankfurt beschafft werden, Goethe hörte davon und erbot sich überhaupt für Lavaters Werk zu zeichnen. Die erste Sendung erfolgte im April 1774, die zweite mit dem Profil des Fräuleins von Klettenberg im Mai. Goethe schreibt hier schon ganz in Lavaters orakelndem Tone, der zwischen

ihnen seitdem innegehalten wurde und der das erste Zeichen von Lavaters Einfluß auf Goethe war.

Lavater hatte sich aus der Verbindung seines einfachen Zürcher Dialektes mit einer höchst natürlich und nachlässig scheinenden Satzconstruction, einen Jargon gebildet, dessen Vortheile Goethe sofort einleuchteten. Es ließen sich da auf das Treuherzigste die Dinge heraussagen oder nur andeuten oder auch verschweigen. Mit einem Sprunge war man mitten in einer Gedankenreihe drinnen und auch wieder draußen. Der Reiz des Dialektes als literarischer Form liegt in dieser Verbindung von fein nüancirten Gedanken und einer scheinbar ungefügen Form. Klaus Groth verleiht den grobklingenden unbeholfenen Wendungen des Plattdeutschen, das in Wahrheit keinen modernen Gedanken exact wiedergeben kann, die Fähigkeit die zartesten lyrischen Empfindungen auszudrücken, als ständen in Schleswig-Holstein kostbare Gartenblumen wie Unkraut am Wege und Bauernkinder flöchten sich Kränze daraus.

Lavaters scheinbar natürliche Sätze, die wie lauter hingeworfene Interjektionen klingen, schienen damals die Sprache der wahrhaft rechtschaffenen Naturmenschen zu sein. Die biederen republikanischen Schweizer mit ihrer schmucklosen Rechtlichkeit waren zu Lavaters Zeit als historische Musterbilder frisch aufgebracht. Jede Schweizer Kuh melkte gleich die reinste Sahne, die nach Freiheit und Alpenluft schmeckte. Die Freiheit fing damals eben an auf den Bergen zu wohnen. Lavater wußte im treuherzigen Tone seiner Mitbürger (die sich als Tyrannen untereinander in eiserner Knechtschaft hielten) die erhabensten Gedanken dem Zuhörer gleichsam in die Seele zu hexen. Im Juni 1774 hielt Lavaters Reisewagen in der Hirschgasse

vor dem Goethe'schen Hause. Man begegnet sich zum ersten Male: »Bischt's«? ruft Goethe. »Bin's«! antwortet Lavater. Man umarmt sich. Und sofort beginnt das Gespräch, kommen die tiefsten Fragen zu leidenschaftlicher Erörterung. Ganz Frankfurt hatte den Mann mit erwartet, von dessen Gegenwart man sich Heil und Segen versprach. Lavater kannte die Mechanik solcher Reisen schon: er hatte sich vorher angekündigt und das Publikum wußte überall daß er und wann er eintreffen würde.

Goethe giebt, indem er über diesen Besuch berichtet, die erste umfassendere Schilderung Lavaters. »Wir Andern, sagt er, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen, weil es, bei der vielfachen Denkweise und den verschiedenen Bildungsstufen, schon schwer fällt, sich auch nur mit Wenigen zu verständigen.

»Allein Lavater war ganz anders gesinnt; er liebte seine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besaß, welches auf jener großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jeden geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Muthe sein möchte. Fügte sich hiezu noch ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der größten Fülle innerer und äußerer Erfahrung, zu Jedermanns Befriedigung, das Gehörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizer-Dialekt

und wie manches Andre was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine, bei flacher Brust, etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Übergewalt seiner Gegenwart mit der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen: denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte dann doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen, wenigstens in seiner Gegenwart, sich belehrt und überzeugt fühlen.«

Was ich hier gebe sind nur einige Sätze aus Goethe's großer Darlegung. Während seine Charakteristik Mercks an Tacitus' Styl erinnerte, fällt er bei Lavater in eine breitere, sanftere Redeweise welche an Cicero's sanfte, volltönende Perioden mahnt.

Dies war der erste überwältigende Eindruck von dem persönlichen Wesen eines Mannes, über den er vierzehn Jahre später an Herder schreibt: »Ich habe meinen Genius verehrt (d. h. meinem mich schützenden guten Dämon gedankt), daß er mich unterwegs sowohl als in Weimar den Propheten nicht antreffen ließ. Die Welt ist groß: laß ihn liegen drin! — Wo sich dies Gezücht hinwendet, kann man immer vorauswissen. Auf Gewalt, Rang, Geld, Einfluß, Talent ist ihre Nase wie Wünschelruthe gerichtet.« Und endlich, im hohen Alter, im Gespräche mit Eckermann thut Goethe Lavater mit dem kurzen Satze ab: »Er belog sich und Andre.«

Daß Goethe über Lavaters schwache Stelle von An-

fang an nicht im Unklaren gewesen sei, sehen wir, wie ich schon bemerkt habe, daraus daß er ihn als Mohamet zum Helden einer Tragödie machte. Loeper meint die Idee des Stückes sei bereits früher gefaßt worden und Lavater nur als willkommner Repräsentant eingetreten. Dies entspräche dem Gange der Goethe'schen Phantasiearbeit. Goethe also, mitten im Taumel, in den Lavaters Erscheinung ihn versetzte, hat eine unbewußte Kritik des Mannes producirt, die zugleich die beste Entschuldigung seines Wesens enthielt und die sein innerstes Wesen im Voraus erklärte.

Mochte Goethe persönlich aber dieses richtige Erkennen Lavaters sofort gegönnt sein, wobei ihm Merck, der wie überall, auch hier seinen mephistofelischen Standpunkt innezuhalten wußte, vielleicht wieder zu Hülfe kam: im Übrigen war ganz Frankfurt vom Propheten hingerissen. Goethe's Mutter stand an der Spitze seiner Verehrerinnen. Wir haben einen rührenden Brief von ihr an ihn als er sie wieder verlassen hatte. Nur die Thränen blieben ihr noch, schreibt sie, die sie ihm nachweine.

Goethe aber sehen wir, als Lavater die Reise fortsetzt, mit ihm gehen. »Es war soviel unter uns zur Sprache gekommen, berichtet er, daß in mir die größte Sehnsucht entstand, diese Unterhaltung fortzusetzen. Daher entschloß ich mich, ihn, wenn er nach Ems gehen würde, zu begleiten, um unterwegs, im Wagen eingeschlossen und von der Welt abgesondert, diejenigen Gegenstände, die uns wechselseitig am Herzen lagen, frei abzuhandeln.

»Ein schönes Sommerwetter, fährt er fort, begleitete uns, Lavater war heiter und allerliebst. Denn bei einer religiösen und sittlichen, keineswegs ängstlichen Richtung

seines Geistes, blieb er nicht unempfindlich, wenn durch Lebensvorfälle die Gemüther munter und aufgeregt wurden. Er war theilnehmend, geistreich und witzig, und mochte das Gleiche gern an Andern, nur daß es innerhalb der Gränzen bliebe, die seine zarten Gesinnungen ihm vorschrieben. Wagte man sich allenfalls darüber hinaus, so pflegte er Einem auf die Achsel zu klopfen und den Verwegenen durch ein treuherziges Bisch guet! zur Sitte zurückzuführen. In Ems sah ich ihn gleich wieder von Gesellschaft aller Art umringt und kehrte nach Frankfurt zurück, da meine kleinen Geschäfte gerade auf der Bahn waren und ich sie kaum verlassen durfte.«

Nun läßt Goethe in einen seltsamen Collegen Lavaters zugleich dessen vollständigen Gegensatz eintreten, durch den er zum zweiten Male nach Ems geführt wird, worauf dann die eigentliche Reise erst beginnt: Basedow, abermals ein anderer Erziehungsapostel der Menschheit, trifft in Frankfurt ein. »Einen entschiedeneren Contrast konnte man nicht sehen, als diese beiden Männer. Wenn Lavaters Gesichtszüge sich dem Beschauenden frei hergaben, so waren die Basedowschen zusammengepackt und wie nach innen gezogen. Lavaters Auge klar und fromm, unter sehr breiten Augenlidern, Basedows aber tief im Kopfe, klein, schwarz, scharf, unter struppigen Augenbrauen hervorblickend, dahingegen Lavaters Stirnknochen von den sanftesten braunen Haarbogen eingefaßt erschien. Basedows heftige, rauhe Stimme, seine schnellen und scharfen Äußerungen, ein gewisses höhnisches Lachen, ein schnelles Herumwerfen des Gesprächs, und was ihn sonst noch zu bezeichnen pflegte, Alles war den Eigenschaften gerade entgegengesetzt, durch die uns Lavater verwöhnt hatte.«

Bemerken Sie, mit welcher Kunst Goethe, nachdem er zuerst Lavaters allgemeines Bild entworfen, nun seine Darstellung ein Stück weiterführt. Ganz gelegentlich, scheinbar als ob es sich nur um Basedow handele, giebt er ein zweites, anderes Portrait Lavaters, bei dem sich seine wunderbare Gewalt bekundet, die Sprache zur völligen Wiedergabe des Bildes zu zwingen, das ihm vorschwebt. Niemand hat so schildern können wie Goethe, kein vor ihm lebender und kein ihm nachfolgender Schriftsteller.

Was Basedows Erziehungslehre anlangt, so verweise ich auf Dichtung und Wahrheit. Diese Dinge sind heute wichtig, weil sie einen Beitrag zu der unendlichen Arbeit der Völker in Europa bilden, sich auf menschenwürdigerer Basis neu zu constituiren, eine Arbeit die im Begriffe des Gelingens zu stehen schien als die französische Revolution wie ein furchtbares Fieber dazwischenkam und uns in ganz andere Bahnen warf.

Von Basedow also wird Goethe bewogen, die Reise nach Ems zu Lavater zurück von Neuem zu machen. »Ich vermochte Vater und Freunde, die nothwendigen Geschäfte zu übernehmen, und fuhr nun, Basedow begleitend, abermals von Frankfurt ab. Welchen Unterschied aber empfand ich, wenn ich der Anmuth gedachte, die von Lavater ausging. Reinlich, wie er war, verschaffte er sich auch eine reinliche Umgebung. Man ward jungfräulich an seiner Seite, um ihn nicht mit etwas Widrigem zu berühren. Basedow, viel zu sehr in sich gedrängt, konnte nicht auf sein Äußeres merken. Schon daß er ununterbrochen schlechten Tabak rauchte, fiel äußerst lästig, um so mehr als er einen unreinlich bereiteten, schnell Feuer

fangenden, aber häßlich dunstenden Schwamm, nach ausgerauchter Pfeife sogleich wieder aufschlug und jedesmal mit den ersten Zügen die Luft unerträglich verpestete. Ich nannte dies Präparat Basedowschen Stinkschwamm und wollte es unter diesem Namen in die Naturgeschichte eingeführt wissen, woran er großen Spaß hatte.«

Goethe beschreibt nun weiter mit welchem Entzücken er Lavater von Neuem begegnete und wie es ihm einige Wochen in Ems und Umgegend mit seinen beiden Freunden erging. Man empfindet, wie gedankenfrisch und zukunftssicher das geistige Leben damals in Deutschland war. Mitte Juli zogen sie weiter. Jetzt beginnt die bekannte Reise, über die wir neben Goethe's Berichte, Lavaters, von Hirzel zuerst gedrucktes eigenes Tagebuch besitzen.

Zu Schiff diesmal ging es von Ems die Lahn hinab dem Rheine zu. Lavater schreibt ununterbrochen nieder was geschah, kurz, als seien es Telegramme die Tags mehrmal abgeschickt würden. Das Leben auf dem Wasser scheint die Reisenden in einen erhöhten Zustand versetzt zu haben. Gegenüber Lahneck dictirt Goethe:

> Hoch auf dem alten Thurme steht
> Des Helden edler Geist
> Der, wie das Schiff vorübergeht
> Es wohl zu fahren heißt.

Wie lebendig wird uns dies Gedicht, wenn wir denken daß Goethe's Schiff es selber war, das da vorüberging und daß die Verse ihm gleichsam aus der Seele sprangen.

»Jtzt«, lesen wir in Lavaters Aufzeichnungen weiter, »fahren wir Lahnstein vorbei. Zur Rechten liegt der Flecken ... (?) . Ich stieg aus. Basedow vor uns in

ein Haus, wo man zu Mittag aß, überfiel, und aß mit, Speck und Bohnen. Alle ihm nach. Gewirr und Leben und Freude.

»Wieder in's Schiff. Capelle. Ein zerstörtes Schloß vorbei. Goethe über die Kerls in Schlössern. Nun von der Lahne in den Rhein. Goethe las. Wir fuhren Horchheim vorbei. Die Festung und Thal Ehrenbreitstein. Fliegende Brücke zwischen Thal und Coblenz, stiegen da aus, aßen zu Mittag.« Und so weiter.

In Dichtung und Wahrheit dagegen finden wir das Aufsehen beschrieben, das ihr Erscheinen in Coblenz macht. Das neugierige Gedränge, das sie umgiebt. Die Diskurse an der Wirthstafel. Goethe's übermüthiges Benehmen, Lavaters vermittelnde Klugheit. Liest man das in Goethe's ruhiger Erzählung, welche in späten Jahren zu Stande kam, so klingt es bei weitem nicht so frisch als in Lavaters im Momente des Erlebens niedergeschriebenen Sätzen. Ich kenne wenig andere Aufzeichnungen, die in so hohem Grade die Kraft besäßen, unsre Phantasie mit dem Gefühl des Erlebten zu erfüllen, als dieses Lavatersche Tagebuch. Seltsam, nicht ihn, sondern Goethe selber würde man für den Verfasser halten. Wir müssen uns erinnern, daß Goethe es war, welcher Lavaters Schreibweise annahm; heute scheint eher das Entgegengesetzte der Fall gewesen zu sein.

»Mittwoch, den 20. Juli 1774, heißt es weiter im Tagebuche, Morgens nach 6 Uhr im Schiff, unterm nassen Decktuch, vor Schmoll (Schmoll einer der Reisegesellschaft) und neben Goethe, der in romantischer Gestalt, grauem Hut mit halbverwelktem lieben Blumenbusch, sein Butterbrod hinter dem braunseidnen Halstuche und grauen Kapot-

fragen wie ein Wolf verzehrt und sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter umsieht.«

Goethe bildet immer die Mitte. Wie in Straßburg, wie überall. Seine Gestalt erscheint als die beschreibungswürdigste: wir sehen wie er Lavater und den Andern imponirt. Er strömt die meiste Lebenskraft aus. Und nun läßt ihn seine Bescheidenheit das so wenig merken, daß er sich neben Lavater und Basedow unterdrückt und unbehaglich fühlt und an der Gemeinschaft bald genug hat. Er wollte nicht »im Dunstschweife der großen Wandelsterne« weiter mitziehen. Es war ihm ganz recht, daß in Cöln Lavater für einige Zeit sich von ihm trennte.

Das Zusammentreffen mit Fritz Jacobi stand Goethe bevor. Soviel Versuche hatte er gemacht, einen wirklichen Herzensfreund zu finden: jetzt endlich sollte es den Anschein gewinnen, als ob er einen gefunden habe. Bei Lavater, so nahe er ihm gekommen war, blieb immer ein Rest Fremdheit zurück, den kein Gefühl der Bewundrung aufheben konnte. Goethe traf auf der Rückreise wieder mit ihm zusammen und die gemeinsame Arbeit an den Physiognomischen Fragmenten wurde jetzt erst verabredet; dennoch hält Goethe sich immer auf seiner Hut vor dem berühmten Manne, während er sich Jacobi, vielleicht zum ersten und letzten Male in seinem Leben völlig hingab.





Zehnte Vorlesung.

Fritz Jacobi. — Spinoza.

Fritz und Georg Jacobi waren als Goethe sie kennen lernte geachtete Schriftsteller. Georg, der ältere, ein, wie man zu sagen pflegt, geschätzter Dichter, französirender Anakreontiker und beliebter Mitarbeiter an den Journalen welche die dichterische Mittelproduction vermittelten. Jedes gebildete Volk wirft sein Quantum literarischer Arbeiter zweiter Ordnung ab, welche sich zu einander zu finden pflegen und, von einem heiteren Selbstbewußtsein getragen, ein oft sehr glückliches Dasein verleben. Der hervorragendste unter den Deutschen Dichtern dieses Schlages war damals Gleim. Um ihn schaarten sich die übrigen, sprachen bei ihm ein und borgten auch wohl mäßige Beträge. Viel bedeutender und für uns heute allein von Wichtigkeit ist der jüngere Bruder, Friedrich Heinrich, kurzweg Fritz Jacobi genannt. Geboren 1743, war er 31 Jahre alt als er dem 25jährigen Goethe begegnete.

Fritz Jacobi war sehr jung nach Frankfurt a/M. gekommen und hatte dort, und in der Folge weiter herum, die Handlung erlernt. Seine religiösen Neigungen und das Bedürfniß sich wissenschaftlich auszubilden, trugen

ihm anfangs Spott ein ohne ihn irre zu machen. Nachdem er einen weiten Kreis von Bekannten gewonnen, kehrte er nach Düsseldorf zurück, um das väterliche Geschäft zu übernehmen. Allmälig wurde ihm das jedoch unerträglich. Er knüpfte Verbindungen mit der kurfürstlichen Hofkammer an — Düsseldorf war damals kurpfälzisch — und als Goethe kam, fand er Jacobi als kurfürstlichen Rath in sehr angesehener Stellung. Durch Wieland war er mit Sophie Laroche in Verbindung gekommen, durch diese wieder waren seine Frau und seine Schwester, zwei vorzügliche Charaktere, mit Goethe's Schwester Cornelia bekannt geworden, die sie in Frankfurt besucht hatten. Goethe stand mit diesen Damen längst in Briefwechsel; natürlich war, daß die Bekanntschaft mit dem Bruder folgen mußte.

Die Schwester, Helene Jacobi, wurde später, nachdem die Frau gestorben war, der Secretär der Freundschaften ihres Bruders und hat öfter zwischen ihm und Goethe gestanden. Goethe charakterisirt sie für jene Zeiten mit »treuherzig«. Jacobi's Frau dagegen, die ein früher Tod über die getrübten Stimmungen der späteren Jahre hinaushob, muß eben so schön als liebenswürdig gewesen sein. Goethe sagt von ihr: »Ohne eine Spur von Sentimentalität, richtig fühlend, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnert.« Goethe macht indem er nur diese Frau zu beschreiben scheint, hier das Geheimniß aller Rubens'schen Frauen offenbar. So lassen sie sich sämmtlich erklären soviel ihrer sind. Auch Jacobi hat seine Frau in seinem Romane »Allwill« dargestellt. Ihr Charakter ist das Beste im Buche. Die Briefe die er sie darin schreiben

läßt sind entzückend, offenbar lagen ihm ihre eigenen Briefe dabei vor; dennoch tritt uns diese Gestalt erst dann leibhaftig vor die Seele wenn wir Goethe's Worte dazunehmen.

Damals also lebte die Frau noch, in der Blüthe ihrer Jahre, von ihren Kindern umringt. Jacobi verließ im Sommer sein Haus in der Stadt um nach Pempelfort hinaus zu ziehen. Heute sind Haus und Garten in Besitz der Künstlerverbindung Malkasten und ihnen so ihr alter idealer Ruhm erhalten worden.

Um uns einen Vorgeschmack zu geben, was das bedeuten wolle: eine bürgerliche Familie, wohlgestellt und auf eignem Grund und Boden, beschreibt Goethe ehe er von dem Pempelforter Aufenthalt berichtet die in Cöln empfangenen Eindrücke. Der Dom mit dem weltbekannten großen Krahne stand noch als hoffnungslose Ruine da, denn länger als dreißig Jahre später erst begannen die Versuche der Gebrüder Boisserée, die als seine zweiten Gründer genannt werden müssen, um die Wiederaufnahme des Baues. Die Stadt aber stand noch erfüllt von ehrwürdigen Kirchen und Hallen und Häusern, deren Zerstörung in den französischen Zeiten begann. Unter ihnen, unberührt, mit dem Garten der dazu gehörte, das Haus des über ein Jahrhundert schon verstorbenen berühmten Banquier Jabach, und in ihm, an Ort und Stelle, das beste Bild seines Freundes Lebrun, der ihn im Kreise seiner Familie dargestellt hatte. Goethe wünschte dem Bilde einen Platz in einer öffentlichen Sammlung; heute befindet es sich auf dem Berliner Museum. Still und verlassen wie die alten Räume thronte es damals über dem unberührten wohlerhaltenen Hausrathe des früheren

Jahrhunderts, ein Denkmal der vergangnen Zeit und der Pietät der damals gegenwärtigen. Dieses Haus wird für Goethe zu einem Symbol, das zu begeisterter Anschauung von Tagen ehemaliger Größe mahnt. Indem er sich auch in seiner Darstellung diesem Eindrucke wieder hingiebt, gewinnt er die richtigen Accorde, mit denen er die Beschreibung dessen einleitet was ihn in Düsseldorf erwartete.

Für Goethe's und Jacobi's Verkehr bemerken wir: ihr Briefwechsel ist von Max Jacobi herausgegeben worden. Zwei Bände »aus Jacobi's Nachlasse« hat Zöppritz edirt. Das Beste über Jacobi und Goethe ist von Schöll in den »Briefen und Aufsätzen« gesagt worden.

Goethe fühlte sich glücklich in Pempelfort. Er hatte endlich einmal losgelöst von Freunden, Familie und Vaterstadt, nur als das erscheinen wollen, wozu er allein sich gemacht hatte: als selbständiger und selbstbewußter Autor. So trat er bei Jacobi ein und so wurde er von ihm empfangen. Jacobi läßt den Altersunterschied bei Seite, er behandelt Goethe aber auch nicht als das exotische junge Genie, dem Niemand gleichkomme. Er fühlte sich selber. Sie hatten Beide eine überströmende Sehnsucht, endlich einmal sich ganz verstanden zu sehen. Sie gaben sich Einer dem Andern hin, wie zwei Meere zwischen denen ein Damm durchstochen wird und deren Fische durcheinander schwimmen. Goethe berichtet, wie sie eines Abends bis spät zusammen geredet und sich dann getrennt hatten um zu schlafen. Wie sie einander dann doch noch einmal aufsuchten und tief in der Nacht am Fenster stehend, während der Mondschein über dem Rheine zitterte, sich zu besprechen fortfuhren. Das war auf der

Rückreise, auf der Jacobi seinem Freunde das Geleite gab. Als Goethe Dichtung und Wahrheit schreiben wollte und auch Jacobi um Material anging, erinnerte ihn dieser an jene Nacht und bat ihn sich ihre damaligen Gespräche zurückzurufen. »Als wir schieden« — ich wiederhole das Citat aus Dichtung und Wahrheit — »schieden wir in dem Gefühle einer ewigen Vereinigung.«

Goethe besaß bereits Erfahrung genug, um zu wissen daß es immer ein gefährliches Experiment sei, sich dem Einflusse einer Persönlichkeit hinzugeben. Auf der Rheinreise hatte er gesehen, wie Lavater »geistige, ja geistliche Mittel zu irdischen Zwecken gebrauchte«. Er durchschaute, daß, was er zuerst für reine Natur gehalten, doch nur in einer Schauspielerei edelster Art bestand, in welche die natürliche eigne Anregung des Herzens bei Lavater zuletzt sich mit aufgelöst hatte. Goethe mußte das umsomehr erkennen, als er selber schon sich gezwungen sah, den Menschen gegenüber eine gewisse Manier anzunehmen. Goethe aber nahm diese Manier nicht an, um etwas zu erreichen, sondern um sich zu schützen und frei zu halten. In Jacobi nun begegnete er einer Natur, deren völlige Reinheit und Absichtslosigkeit er erkannte und deren geistiger Reichthum seinen Ansprüchen genügte. Hier sein erster Brief nach der Abreise:

»Ich träume lieber Fritz den Augenblick, habe deinen Brief und schwebe um dich. Du hast gefühlt daß es mir Wonne war, Gegenstand deiner Liebe zu sein. — O das ist herrlich daß Jeder glaubt mehr von dem Andern zu empfangen als er giebt! O, Liebe, Liebe! Die Armuth des Reichthums — und welche Kraft würkts in mich (d. h. läßt es in mich einströmen) da ich im andern alles um-

15*

arme was mir fehlt und ihm noch dazu schenke was ich habe. — — Glaub mir, wir könnten von nun an stumm gegen einander sein, uns dann nach Zeiten wieder treffen, und uns wärs als wären wir Hand in Hand gegangen. Einig werden wir sein über das was wir nicht durchgeredt haben.« So hat Goethe niemals wieder geschrieben. Wie konnte auch diese Freundschaft sich auflösen?

Nur in Einem hatte Goethe seinen neuen Freund nicht sogleich zu ermessen vermocht: er konnte nicht wissen, wie weit Jacobi's Wesen auf eignen oder nur auf angeeigneten Ideen beruhte.

Jacobi hat auf sein Jahrhundert bedeutenden Einfluß gehabt, ist von den Besten geehrt worden bis in ein hohes Alter hinein und hat einen Namen hinterlassen, dessen Ruhm heute noch dauert. Bei solchen Männern, zumal wenn sie fruchtbare Schriftsteller gewesen sind, ist es dem ihre gesammte Entwicklung überfliegenden Blicke nicht schwer die entscheidenden Accente des Charakters herauszufinden. Es lag etwas Anschmiegendes in Jacobi's Natur, er bedurfte in zu hohem Maaße der Gefühle die seine Freunde und Bücher ihm gewährten, und er verwechselte begeisterte Reproduction mit Production. Goethe hatte seinen noch unerschienenen Werther mitgenommen und daraus erzählt oder vorgelesen. Jacobi, entflammt von diesen Gefühlen, reproducirt Goethe's Dichtung in zwei eigenen Werken, von denen das eine »Allwills Briefsammlung« noch vor dem Werther selber erschien. Allwill soll Goethe sein. Schon im Herbste 1774 kamen die ersten Briefe, denn auch dieser Roman ist in Briefen geschrieben, im »Deutschen Merkur« heraus. Jacobi schildert eine einfache Familie (seine eigene), in die plötzlich ein junger

Feuergeist hineingreift. Später, als Allwill bis zu Ende herauskam, lautet die Charakteristik der Hauptperson ganz anders als in diesen Anfängen. Julian Schmidt hat zuerst darauf hingewiesen, daß diese Wendung den späteren Gefühlen Jacobi's entsprach, die durch Goethe's eigene Schuld allerdings in grausamer Weise abgekühlt worden waren. Sosehr sind Allwills Briefe in Goethe's Styl gehalten, daß Lavater Goethe für ihren Verfasser hielt. Denn wie Goethe sich Lavaters Schreibweise angeeignet hatte, nahm Jacobi Goethe's neuumgestaltete Sprache an. Hier unterscheiden wir recht Natur und Übertreibung: Goethe nimmt unbefangen in Gebrauch was ihm zu Passe kam, Jacobi stürzt sich bewußt nachahmend in Goethe's Manier und sucht ihn zu überbieten. Jacobi's in diesem ersten Taumel abgefaßte Briefe haben heute etwas Leeres, Fatales, Haltloses, während Goethe's begeisterte Ausbrüche zwar überschwänglich, aber inhaltreich und natürlich klingen.

Noch auffallender tritt die Nachahmung in Jacobi's zweitem Werke, dem Roman »Woldemar« hervor, welcher fünf Jahre später erschien, als Goethe bereits in Weimar war. Ein so wunderliches, abgeschmacktes Product, daß ein heutiger Leser schwer über die ersten Seiten hinauskäme. Goethe's Werther sieht daß er zu der Frau seines Freundes, die er liebt, niemals in ein natürliches Verhältniß kommen könne und bringt sich um: sein Schicksal hat etwas Begreifliches, Folgerichtiges. Er hätte früher fliehen sollen, allein wir fühlen auch daß es außer seiner Macht lag. Jacobi dagegen läßt sein Liebespaar das Schicksal kaltblütig herausfordern. Jacobi stellt einen ausgezeichneten, auf der Höhe der Bildung stehenden jungen Mann als Liebhaber eines ebenso vorzüglichen Mädchens

hin: Woldemar und Henriette. Es ist kein zwingender Grund vorhanden, sich nicht zu heirathen, denn daß Henriette nicht schön ist und daß Woldemars alter Vater gegen die Heirath war, kommt als Nebensache gar nicht in Betracht. Aber sie heirathen nicht, weil sie einander sosehr lieben, daß sie fühlen irdische Verhältnisse könnten einen Mißklang in dies rein geistige Verhältniß bringen. Um diese Anschauung zu einer Thatsache zu machen, heirathet Woldemar Henriettens Freundin Allwine, die ihm auch alsbald Hoffnungen zu einem Kinde giebt. Jacobi hat dieses zweite Verhältniß in den reinsten und reizendsten Farben geschildert. Zugleich dauert die geistige Ehe mit Henriette fort, immer mehr tritt hervor daß in diesem Verhältnisse etwas Unmögliches liege, dessen Natur sie gleichwohl Beide nicht klar zu machen wissen, bis der Roman mit einem höchst leidenschaftlichen Gespräche Henriettens und Woldemars abbricht, worin sie sich nicht verstehen und das die Perspective eröffnet, daß aller drei Personen Schicksal für immer zerstört sei. Zwar hat es, wie Wilhelm Scherer mir mittheilt, nicht an eignen Erlebnissen Jacobi's gefehlt, welche hier in verhüllter Darstellung gegeben worden sind und welche begreifen lassen, wie Jacobi zu dieser Fabel seines Werkes kam, allein diese Erklärung lindert den unerträglichen Eindruck nicht, den das Buch macht.

Woldemar wurde seiner Zeit jedoch mit Begeisterung aufgenommen und Jacobi rechnete sicher auf Goethe's beistimmendes Urtheil, als ihm aus Weimar schreckliche Dinge zu Ohren kamen. In Ettersburg sollte das Buch in dem schönen Einbande in dem es Goethe zugesandt worden war, von diesem selber an einen Baum genagelt,

wie Raubzeug an einen Scheunengiebel, und verhöhnt worden sein. Durch ganz Deutschland wurde darüber geklatscht. An dem Buche war außerdem etwas ausgeübt worden, das man nur Voltaire hätte zutrauen können: Goethe hatte mit leichter stylistischer Änderung die letzten Seiten so verändert, daß der Teufel kommt und Woldemar holt. Nun schreibt Jacobi in einem beweglichen Briefe: das und das hast Du jetzt an mir gethan und dann citirt er Stellen aus Goethe's Briefen, worin dieser ihn als seinen einzigen Herzensfreund vor Gott und Vorsehung anerkennt. Und Goethe war durch diesen Brief so zusammengehauen, daß er nichts antworten konnte. Er ließ Jacobi durch dritte Personen sagen, die Sache sei nicht so böse gemeint gewesen. Er hat selber schreiben wollen, aber es ist kein Brief zu Stande gekommen.

Goethe führt einmal als den Grundsatz Bernhards von Weimar an, daß man sich niemals entschuldigen solle. Es entsprach das seiner Natur. Goethe hat sich in der Stille manches vorgeworfen, das er gethan oder zu thun unterlassen hatte, unter all seinen Briefen aber kenne ich nur zwei, oder drei, worin er es offen eingesteht. Vier Jahre nach jener Scene schrieb er an Jacobi, bekannte sein Unrecht und bat um Entschuldigung. Es heißt in dem Briefe: »Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man dann freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten wo man sich zum Zeitvertreibe Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermuthe die Wunden die man schlägt nicht fühlen kann, noch sie zu heilen bemüht ist.« Jacobi antwortet sogleich, Goethe sendet ihm dann die Iphigenie und Beide sind nie wieder ernstlich auseinandergekommen.

Bei Jacobi steigern sich mit den Jahren die über-

irdischen Tendenzen. Er ist in seinem Fache leidenschaftlich und kampfbereit. Er sendet Goethe seine Streitschriften zu und dieser giebt sein Mißfallen oft sehr scharf zu erkennen. Schon in der allerersten Zeit ihrer Freundschaft fand Goethe Gelegenheit den Druck solcher Dinge offen zu bedauern. Aber trotz dieses harten, abweisenden Widerspruches bleiben sie Freunde. Jacobi hat eine wunderbare Art, sich das nicht anfechten zu lassen. Sie waren sich stets bewußt, Einer vom Andern die beste Meinung zu hegen. Wir sehen dann später, wie Jacobi's Sohn, als er zu Goethe kommt, wie ein Familienglied von ihm aufgenommen wird. Ihm theilte Goethe zuerst »Hermann und Dorothea« mit im Jahre 1796. Und so hat diese Freundschaft sich fortgesetzt und die Herausgabe der Briefe ist noch jetzt vom Sohne wie eine heilige Opferhandlung vollbracht worden. Eigentlich sollte sie der Enkel, der Sohn von Max Jacobi, herausgeben, aber der junge Mann starb während der Arbeit die so an den Vater zurückfiel. Es hat etwas Schönes, die Familien derer die mit Goethe in Verbindung gestanden haben, so ihre Creditive allmälig ans Licht bringen zu sehen. Und überall erschließen sich uns reine und auch da wo das letzte harmonische Ausklingen fehlt, erhebende Verhältnisse. Denn überall bricht die auf das Geistige gerichtete Bewegung als der Inhalt des Verkehres heraus.

Bei Gelegenheit seines Zusammentreffens mit Jacobi erwähnt Goethe nun den Mann, dessen Schriften für ihn wichtiger gewesen sind als alle Philosophie, die Herder, Lavater und Jacobi ihm vermitteln konnten: Spinoza. Es scheint, daß der heftige Gegensatz in welchem Jacobi sein Lebelang zu Spinoza stand, den natürlichen Anlaß

bot, gerade hier auf ihn zu kommen, denn es waren frühere Zeiten schon in denen Goethe Spinoza kennen lernte. Jacobi's Ruhm aber beruht zum Theil auf der Stellung die er gegen Spinoza einnahm. Eine Unterredung die er mit Lessing in dessen letzten Zeiten über Spinoza gehabt hat, macht ihn heute für Viele, die andres kaum von ihm wissen würden, wichtig. Jacobi hat sich aufs Äußerste bemüht gegen das anzukämpfen, was er für Spinozismus hielt. Und um einen weiteren Grund dafür zu nennen weshalb Goethe jetzt auf Spinoza kommt: dieser besaß als Philosoph Alles was Goethe bei Jacobi, als Philosoph, in der Folge vermissen mußte.

Das Capitel Spinoza ist bei Goethe von Wichtigkeit.

In der Betrachtung des gesammten Goethe'schen Lebens sehen wir zwei große Thatsachen walten, die ich Grundlebensfacta nennen will.

Das erste:

Soviel wir wissen hat Goethe niemals etwas erlebt, das ihn vollständig hingenommen hätte. Und wenn er aufs Leidenschaftlichste erregt scheint, es bleibt ihm stets die Kraft übrig sich im Momente selbst zu kritisiren. Erlebniß und nachfolgende Reflexion muß bei ihm stets unterschieden werden. Wenn Goethe an Frau von Stein schreibt, getrennt von ihr, einsam, die Feder in der Hand, empfindet er heftiger als neben ihr. Erst indem er reflectirt, kommt die volle Leidenschaft zum Ausbruche. Wir haben gesehen, wie sein Verhältniß zu Lotte erst dann verständlich wird, wenn wir all seine Leidenschaft in die Stunden verlegen, wo er nicht bei ihr ist.

Das zweite:

Goethe nennt keinen lebenden Mann und kein gleich-

zeitiges Buch, welches vollständig seiner Natur entsprochen hätte: keinen Mann, bei dem er gefühlt hätte: so möchtest du sein; kein Buch, bei dem er gedacht: das ist als hättest du es selbst geschrieben und noch besser als du es hättest schreiben können! Für Herder begeisterte er sich nur als Lernender, nach dem ersten Rausche stellte sich das Bewußtsein der eignen Stellung wieder ein. Und so sind Lavater und Jacobi nach kurzer Zeit überstanden, und nach ihnen kam Niemand weiter, von dem Goethe sich bethören ließ wie von diesen dreien. Sobald er einigermaaßen Lebenserfahrung gesammelt hatte, wußte er immer gleich im Voraus, daß nach einiger Zeit allen Erscheinungen gegenüber Klarheit über ihn kommen würde, welche ihn wieder auf sich selber stellte.

Überschlagen wir nun aber die Erscheinungen sammt und sonders, welche auf Goethe dauernden Einfluß gehabt und in seiner Seele gleichsam feste Plätze behalten haben von denen sie nie wieder vertrieben worden sind, so kenne ich deren nur vier, in der Gestalt von vier Männern: Homer, Shakspeare, Raphael, Spinoza. Sie sind für ihn die Repräsentanten der vier gewaltigen Elemente geworden, aus deren untrennbar zusammenwirkender Arbeit unsre europäische Cultur, der geistige Zustand innerhalb dessen wir leben und arbeiten, hervorgegangen ist und immer noch hervorgeht.

Die allgemein menschliche Cultur ist unübersehbar. Wir wissen nicht wie unsre Sprache entstanden ist. Wir wissen nicht wie unsre Kunst entstanden ist. Wir wissen nicht wie unser Staatsleben entstand. Aber auch wenn wir uns auf Europa beschränken: wir wissen nicht wie der europäische Mensch als Beherrscher unseres Erdtheiles

entstand, d. h. wann und wie der Einwanderer oder der ursprüngliche Eingeborene sich zum specifischen Träger der Cultur erhob, die wir als eine altüberkommene heute weiterzubilden bemüht sind. Es sind nur Conjecturen neueren Ursprungs, welche eine dieser Fragen in eine bestimmte Richtung leiten, innerhalb deren eine Antwort vielleicht liegen könnte: wir haben über unsere Anfangszeiten nur Vermuthungen. Die großen Einwandrungen aus Asien, welche gleichsam die edeln Propfreiser auf die vorhandenen Wildlinge lieferten, welche heute als prähistorische Völker figuriren, beruhen nur auf einer Hypothese der Sprachforscher. Die Griechen glaubten, sie seien aus dem Felsenboden ihres Vaterlandes gewachsen. Tacitus folgert unbefangen, auch bei den Deutschen müsse das der Fall sein, denn es sei undenkbar daß fremde Ansiedler sich einen so unwirthlichen Boden ausgesucht hätten. Lassen wir heute dagegen diese Einwandrungen auch gelten und Celten, Germanen und Slaven sich von Osten her ein-, zwei-, dreitausend Jahre lang allmälig in Europa hineindrängen; lassen wir von den Juden gelten, wie ja unzweifelhaft scheint, daß sie einmal als festes Volk in Palästina concentrirt und nicht in der vaterlandslosen Zerstreuung lebten, ohne die sie heute nicht denkbar sind: sobald wir praktisch Geschichte studiren, fallen diese Hypothesen fort. Hier rechnen wir nur mit dem was wir genau kennen. Es lassen sich die Völker Europa's da weder von den Landstrichen die sie heute bewohnen, noch im Zusammenhange ihrer Interessen trennen und einzeln behandeln: Griechen, Romanen, Germanen und Semiten, Celten und Slaven bilden unabänderlich an die Scholle ihrer Landstriche gebunden und in unabänder-

lichen, der Natur ihres Vaterlandes entwachsenen National=eigenthümlichkeiten sich äußernd eine Gesellschaft, welche von jeher so beschaffen gewesen zu sein scheint wie heute, und die als Ganzes dasjenige vollbringt, was heute unsre geistige Bewegung ausmacht, und sie immer ausgemacht hat, soweit wir feste Nachrichten haben. Und die Fortsetzung dieser Bewegung wird unsern Kindern als ein heiliges Vermächtniß mitgegeben und die Zeiten darüber hinaus lassen wir auf sich beruhen, wenn auch freilich unsere Phantasie Zeiten sich denken kann, wo Alles heutige bis auf den letzten Ausklang sagenhafter Erinnerung verschwunden wäre.

Von diesen Völkerelementen kommen Griechen, Germanen, Romanen und Semiten vornehmlich in Betracht. Wir gewahren in den verschiedenen Epochen der Geschichte, wie sie sich hassen und sich lieben, sich verläugnen und sich wieder aufsuchen, sich vermischen und wieder absondern. Wir sehen zu Zeiten heroische Versuche einzelner dieser Elemente, für sich sein zu wollen, aber es gelingt ihnen nicht, und das Gefühl, daß man sich nicht entbehren könne, wird stets wieder das herrschende.

Ich will nicht sagen, daß die vier Männer die ich genannt habe an sich ihre bedeutendsten Repräsentanten seien, als hätten diese vier Völkerelemente keine höheren hervorgebracht, denn neben Homer wären Phidias oder Plato, neben Raphael Michelangelo, Dante, neben Shakspeare Luther, neben Spinoza Männer des Alten und Neuen Testamentes zu nennen: für Goethe aber nahmen Homer, Shakspeare, Raphael und Spinoza diese ersten Plätze ein. In dem Maaße als er sie kennen lernte, ging ihm das Gefühl des allgemein Menschlichen neben dem blos Natio=

nalen auf, ihnen verdankt er die Einführung in die geschichtliche Anschauung, auf der sein geistiges Wachsthum beruhte.

Homer nnd Shakspeare wurden ihm zuerst bekannt. In Straßburg und Frankfurt offenbarte sich ihm die Macht dieser Menschheitsfürsten: nun auch trat Spinoza hinzu. Goethe's Stellung zu Homer und Shakspeare ist leichter zu begreifen als die zu Spinoza. Jene Beiden haben auch heute über uns noch die alte Macht, denn alle die Versuche, Homer um seine eigne Persönlichkeit zu bringen, oder die, Shakspeare zu verkleinern, haben keinen Einfluß darauf. Spinoza dagegen ist weniger bekannt und steht uns aus verschiedener Ursache heute ferner; hier bedarf es um Goethe's Standpunkt klar zu legen, einiger Umschweife.

Goethe war aufgewachsen in einer bürgerlich religiösen Familie, in voller Kenntniß dessen worauf der christliche Glaube beruht. Wer heute das Vaterunser, die zehn Gebote, das Bekenntniß und einige Lieder anstandslos aufsagen, auch über die Bücher des Alten und Neuen Testamentes und über etwas Kirchengeschichte Auskunft zu geben vermag, glaubt wohlunterrichtet zu sein. Das war anders im vorigen Jahrhundert. Das Verständniß dieses Christenthums des vorigen Jahrhunderts als historischen Factums wird in dem Maaße wieder wichtiger als unsere gesammte geistliche Entwicklung heute dem religiösen Gebiete zustrebt. Man mag sich dem gegenüber dann mit dem persönlichen Glauben stellen wie man will: jedenfalls muß man unterrichtet sein über den Lauf welchen die religiöse Entwicklung in Deutschland genommen hat.

Man war bei uns in der Bibel in einer Weise belesen und über das Unterscheidende der Confessionen und Secten bis in Feinheiten hinein geschult, welche jetzt nur dem studirten Theologen geläufig sind. Wie man heute über Alles was die Armee betrifft: Organisation, Dienst, Avancement und dergleichen fast in jeder Familie das Nöthige weiß, auch über die Heimath und Thätigkeit der Regimenter und die Inhaber der bedeutendsten Stellen unterrichtet zu sein pflegt, weil jede Familie eben so oder so mit der Armee in Verbindung steht, so wußte man damals in den kirchlichen Dingen Bescheid und kannte die Namen und Machtverhältnisse der kommandirenden Pastoren. Wissenschaft, Poesie und Theologie gestatteten damals allein freie Bewegung und öffentliche Leidenschaft, wie schon erwähnt worden ist. Wer so recht den Geruch und Geschmack dieser Zustände gewinnen will, der lese den Roman des während seines Lebens berühmten Berliner Buchhändlers Nicolai: »Sebaldus Nothanker«. Seine vier Theile enthalten eine ununterbrochene Prügelei mit dem Schicksale in Gestalt zelotischer Pastoren, in die der Held, ein philosophisch denkender offenherziger Landpastor, hineingeräth. Ohne diese Zustände zu kennen, ist es unmöglich einen Begriff der Kämpfe zu haben in welche Lessing stets verwickelt war, oder auch die Macht Herders zu begreifen, der als freisinniger Theologe sich des in Bewegung gerathenden Stoffes bemächtigte. Goethe ward durch sein Verhältniß zu der Herrenhuterin Fräulein von Klettenberg schon als Kind tief in diese Bewegung eingeweiht worden. Noch nach Straßburg nahm er ihre Empfehlungen an eine herrenhuterisch gesinnte Familie mit und benutzte sie.

Goethe hatte deshalb die Bibel völlig inne. Sein eignes literarisches Eingreifen in die christliche Bewegung, das in mehreren kleinen Aufsätzen stattfand, sein intimes Verhältniß zu dem Propheten Lavater war ein natürliches. Er brauchte keine Umwege zu machen, um dahin zu gelangen. Goethe's ältestes Gedicht ist ein bombastischer Gesang auf die Höllenfahrt Christi, im Style der donnernden Pastorensprache des vorigen Jahrhunderts abgefaßt. Nun aber gewahren wir, wie das genauste Zuhausesein in diesen Materien ihn niemals ganz und gar ergreift und ihn in keiner Weise von andern Gedanken abwendig macht die aus andern Quellen ihm zuflossen.

Herder und Lavater waren für ihn die Repräsentanten der beiden großen Strömungen, auf denen das kirchliche Leben der Zeit vorwärtsschwankte. Herder ging aus von historischen Betrachtungen. Er suchte in seinem universellen Streben die hebräische und griechische Literatur sich anzueignen, unter deren Zusammenwirken die älteste Kirche sich gebildet hatte. Er erkannte in der christlichen Idee den mächtigsten Hebel, welcher jemals angesetzt worden war um das niedersinkende geistige Leben der europäischen Völker wieder emporzurichen. Wir haben von Herder die historische Begründung der allgemeinen Literaturgeschichte, welche in prachtvollen, heute noch ergreifenden Sätzen den Umschwung darlegt wie das Heidenthum zusammenstürzt, wie das Christenthum ein Neues in die Welt bringt und wie dieses Neue um sich greift und mächtig wird. Daher bei Herder der ungemeine Respect vor dem Christenthume. Aber auch nicht mehr. Herder war ein Gelehrter; später, wo die seelsorgerische Wirksamkeit größeren Einfluß auf ihn gewann, wechselten

seine Überzeugungen, immer aber hat er sie als Gelehrter zu begründen gewußt.

Lavater ging von der praktischen Thätigkeit aus. Er hatte die Erfahrung gemacht, daß der ethische Inhalt der Bibel für alle menschlichen Fälle ausreiche, daß Heilmittel für jedes Gebrechen darin zu finden seien, und daß Glauben weiter bringe als Erkenntniß. Er führte das in seiner Weise durch, er trat auf als Prophet, aber er bekehrte nicht eigentlich, sondern suchte gleichgestimmte Anhänger dadurch zu gewinnen und zu halten daß er sanft diplomatische Mittel anwandte.

Beide Männer konnten Goethe nichts bieten. Er brauchte die Religion nicht, die Herder oder Lavater für die beste hielten, sondern er wollte wissen wie der einsame, nur auf sich beschränkte Mensch zu den überirdischen Dingen sich zu verhalten habe. Er hätte das eher von Jung-Stilling lernen können. Aber dieser, der ganz und gar im Christenthume lebte und webte und der der einzige Pietist ist den Goethe gelten ließ, war wieder so besonders beschaffen, daß sich auch von ihm nichts lernen ließ. Man hätte ganz so sein müssen wie er.

Uns alle berührt ja die große Frage des religiösen Bedürfnisses, auch diejenigen unter uns, die durch den heute so natürlichen Skepticismus oder durch eine von der Kirche kaum Notiz nehmende Erziehung so weit gebracht zu sein scheinen, daß sie diese Dinge als ihnen beinahe fremde betrachten. Dies ist nur scheinbar. Auch ein negatives Verhältniß ist ein Verhältniß. Um was handelt es sich? Nicht darum, herauszubekommen, welche Form und welcher Inhalt des religiösen Bekenntnisses, welche Behandlung und Stellung der Geistlichen für das Volk etwa die beste sei, wie

der Staat sich zu erhalten habe, wie die Kirchengeschichte aufzufassen und die Kritik der Evangelien zu beurtheilen sei; sondern es kommt darauf an, sich darüber klar zu sein, wie man, ohne alle Verheimlichung des innersten geistigen Bedürfnisses vor sich selber, zu den Dingen sich verhalte welche über das irdische Leben und die menschliche Erfahrung hinausliegen. Diese Fragen steigen in jedem Menschen auf, beunruhigen uns und lassen sich nicht abweisen und Jeder nimmt die Antwort darauf woher er immer kann. Ob man denen die gestorben sind wieder begegne, und wie und wo, und ob dabei von der Vergangenheit die Rede sein könne, und wie, und ob diese neue Existenz noch weitere Folgen haben müsse, darüber will Jeder etwas wissen und sei es auch nur, um »Nein« zu antworten: er will Gründe für dieses »Nein« haben. Nun, die kirchliche Erziehung welche Goethe zu Hause empfing und das Christenthum Herders und Lavaters gaben ihm nichts was er für den eigensten Gebrauch benutzen konnte. Auch haben ihn die Ereignisse seines ganzen Lebens, soweit wir wissen, nie mit kirchlichen Formeln bekannt gemacht welche ihn hier beruhigt hätten. Nur zwei Überzeugungen hat er stets gehabt und ausgesprochen. Die eine: daß ein persönlicher Gott sei, welcher was die Geschichte der Menschheit anlangt, einen Willen und ein Ziel habe, und die zweite: daß es eine individuelle Unsterblichkeit gebe. Diese beiden Glaubensartikel bekennt Goethe ohne Beweise zu verlangen oder zu geben, er hat sie, sie sind in die Fundamente seines Daseins eingemauert. Über sie hinaus aber auch nichts weiter. Er weist jedes Detail ab. Alles Überirdische, dem diese beiden Gedanken nicht genügten, ließ ihn ruhig. Dagegen verlangte er, was

jeder Mensch verlangt, eine Theorie der sittlichen Organisation der Menschheit, und zwar diese auf die sichersten Beweise gegründet.

Wir gewahren, mögen wir hoch oder niedrig stehen, daß wir Alle eine Gemeinschaft bilden. Wir fühlen, daß diese Gemeinschaft keine bloß zufällige und mechanische sei, sondern daß innerhalb ihrer, als zusammenhaltende und treibende Kraft, eine große geistige Arbeit walte, welche nach einem Ziele vorwärtsstrebt. Dieses Ziel nennen wir das »Gerechte«, das »Gute«, das »Schöne«, »die höchsten Ideen«, »Gott«. Die Geschichte erscheint als das Bemühen der Völker, dieses abschließende höchste Gut zu erlangen und zu verwirklichen. Wie erkennt man es? Und ehe wir diese Frage beantworten, fragen wir vorher: wie erkennt man überhaupt? Wer als Mensch niemals im Stande war, diese beiden Fragen aufzuwerfen, und wer niemals den Versuch gemacht hat, ihnen zu genügen, der steht auf einer sehr tiefen Stufe. Hier eine Antwort zu finden aber, ist ohne Übung des Geistes nicht möglich, und deshalb studiren wir Philosophie. Und deshalb ist das Studium der Philosophie etwas das alle Jahrhunderte als das höchste Interesse der Menschheit anerkannt haben.

Goethe mußte von diesem Interesse in dem Maaße mehr als Andere ergriffen werden, als er geistig die Andern überragte, und nun, indem er sich einen Lehrer suchte: keine Philosophie hat Goethe genügt als die Spinoza's. Wir sehen Goethe innerhalb seines langen Lebens viele philosophischen Systeme prüfen und mit vielen Philosophen in persönliche Berührung kommen: Spinoza's System ist das einzige, an dem er festhält und das er überhaupt

gar nicht kritisirt. Er sagt bescheiden von sich: er wisse selbst nicht, was er aus Spinoza's »Ethik« sich herausgelesen habe, allein das Buch habe ihn angezogen, habe für ihn Geheimnisse enthalten die ihm nützlich waren.

Sehen wir nun, wie Spinoza's Buch zu Stande gekommen ist.

Baruch, oder, den Namen ins Lateinische übertragen, Benedictus Spinoza wurde 1632 in Amsterdam geboren. Er stammte aus einer jüdisch-portugiesischen Familie. Aus Portugal, wo die Juden unmenschlich behandelt wurden, hatte eine Auswandrung in großem Maaßstabe stattgefunden, sie waren zu Schiffe in Holland angekommen und bildeten dort eine Colonie, welche, ganz in sich constituirt, eine ausgezeichnete Stellung innerhalb des holländischen Staatslebens einnahm. Wenn wir Rembrandts Darstellungen der biblischen Ereignisse ansehen, Gemälde und Radirungen, so erblicken wir ein eigenthümliches Costüm seiner alt- und neutestamentarischen Persönlichkeiten: die Männer in langen Kaftanen und pelzbesetzten Gewändern, die Frauen seltsam geschmückt: das ist die Tracht der in Holland lebenden portugiesischen Juden, welche Rembrandt künstlerisch verwandte und die in so auffallendem Contraste gegen die Gewandungen steht, in denen die italiänischen Künstler der classischen Zeit dieselben Gestalten erscheinen lassen.

Spinoza brachte es durch abweichende religiöse Meinungen dahin, daß er zuerst aus der Synagoge, dann aus der Judengemeinde überhaupt ausgestoßen wurde. Gutzkows »Uriel Acosta« hat eine solche Ausstoßung zum Thema und giebt eine Idee welche Leidenschaften hier ins Spiel kamen. Spinoza ging zu einem holländischen

Arzte, von dem er Griechisch und Lateinisch lernte. Er knüpfte mit der Tochter ein Liebesverhältniß an, das jedoch zu keiner Heirath führte. Ich erwähne das hier um die Bemerkung daran zu knüpfen, daß Spinoza sich auch in der Folge nicht verheirathete. Er war völlig verlassen und verstoßen. Es wurde von Seiten der jüdischen Gemeinde in Amsterdam ein Meuchelmord gegen ihn versucht, dem er jedoch entging. Er warf sich ganz in die philosophischen Studien und erlernte, durch seinen Lehrer Descartes darauf gebracht, das Schleifen optischer Gläser, um unabhängig seinen Unterhalt gewinnen zu können. Durch diese Beschäftigung kam er mit den bedeutendsten Naturforschern seiner Zeit in Berührung.

Die Juden in Amsterdam bewirkten endlich seine Verbannung und er lebte von da an in Leyden oder im Haag, wo er sich so zurückgezogen hielt, daß er wochenlang das Haus nicht verließ. Einer seiner Freunde, und er hatte deren viele die leidenschaftlich an ihm hingen, wollte ihm eine bedeutende Summe schenken: er machte ihn darauf aufmerksam, daß er einen Bruder habe dem das Geld gebühre. Ein anderer setzte ihm jährlich 500 Gulden aus, doch nahm er nur 300 an, soviel als zum Leben nothwendig war. Die väterliche Erbschaft hatte er der Schwester überlassen. Einen Ruf nach Heidelberg, wo er als Professor der Philosophie frei lehren sollte was er wolle, lehnte er ab um in seiner unabhängigen Stellung im Haag weiterzuarbeiten. Dort ist er als ein Mann von etwa 45 Jahren an der Schwindsucht gestorben.

Was Spinoza bei Lebzeiten herausgab: eine Darstellung der Philosophie des Descartes, ist nicht von der Bedeutung wie die nach seinem Tode erschienenen Haupt-

werke »Die Ethik« und »Der politische Tractat«. Zu ihnen kommen als wichtige Documente seine Briefe.

Nun ermessen wir die günstige Stellung, in die, was die wissenschaftliche Arbeit anlangt, Spinoza gerathen war. Er stand ganz ohne Familie, vollständig einsam da. Er hatte sich von seiner Nation losgesagt. Es gab kein Staatswesen, dem er angehörte oder auf das er hätte Rücksicht nehmen müssen, denn in Holland durfte man damals Alles denken, sagen und drucken lassen.

Und ferner: er besitzt die ausgezeichnete Gabe des jüdischen Geistes, die Dinge ganz objectiv zu betrachten. Er läßt sich durch keine Erwägungen beirren, die irgend außerhalb der Dinge liegen. Ein Mann, der so vorbereitet ist, wendet alle seine Arbeitskraft und seine Gedanken dazu an, still, wunschlos, leidenschaftslos die menschliche Gesellschaft zu betrachten, welche ihn im lebendigsten Verkehre dicht umgiebt. Und das Buch in dem er seine Resultate darlegt, wird mit der Absicht unternommen, erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt zu werden. Unter dem Namen »Ethik« hat er Folgendes zu Stande gebracht: eine Theorie des Verkehres der Menschen untereinander, die Menschen als Theile eines Ganzen betrachtet. Spinoza hat das ungeheure Gewirre sowohl der Gefühle welche der menschliche Verkehr erzeugt, als der Motive von denen er hervorgebracht wird, auf eine Anzahl einfacher Formeln reducirt. Es findet sich durchaus nichts Persönliches in dem Buche. Nicht im Entferntesten etwas, das einer Anekdote ähnlich sähe, nicht die leiseste Absicht, Jemanden durch andere Mittel als die mathematischer Beweisführung gleichsam zu bekehren, ihm zu sagen: thue das! glaube das! es ist gut, oder thue das nicht! es ist schlecht. Ja,

es ist das Buch in einer Sprache geschrieben, die man nicht einmal eine Sprache nennen könnte. Spinoza, um ganz exact zu sein, hat das todte Gelehrtenlatein seiner Zeit so mechanisch als möglich angewandt. Er gebraucht mit der Schärfe eines Geschäftsmannes diejenigen Worte und Wendungen, welche am meisten Garantie bieten daß ein Mißverständniß ausgeschlossen sei, da giebt es keine Provinzialismen, keine angenehme Satzbildung, keine Vergleiche, keine leiseste Erinnerung an die Lectüre der guten lateinischen Autoren, sondern die kahlsten Ausdrücke werden in der kahlsten Syntax aneinandergereiht. Deshalb wählte Spinoza auch den Titel: »Ethica ordine mathematico demonstrata« — »Die Lehre vom sittlichen Verkehre der Menschen in mathematischer Folge dargelegt.«

Und dieses Buch sollte nicht nur erst nach seinem Tode, sondern dann sogar noch ohne seinen Namen erscheinen. Spinoza sagt: der Name des Autors auf dem Titel beeinflußt den Leser. Auch das soll nicht sein; Niemand soll wissen, daß das Buch von mir ist. Das Buch soll daliegen als hätte es die Menschheit aus sich hervorgebracht.

Es giebt ein Buch von Desor (von Carl Vogt übersetzt), welches die Geschichte der Bemühungen einer Gesellschaft von Gelehrten enthält, die Fortbewegung der Gletscher zu ergründen. Eine Anzahl Leute begiebt sich an Ort und Stelle: man weiß nur zwei Thatsachen: erstens die Gletscher bewegen sich, und zweitens, auf welche Weise sie das thun, ist unbekannt. Man beginnt zu studiren als wolle man ein Buch lesen das in einer unbekannten Sprache verfaßt ist. Man findet mühsam und langsam die Methode, wie zu beobachten sei, und entdeckt endlich

das Geheimniß, wie die ungeheure Eismasse sich fortschiebt. So nahm Spinoza die moralische Fortbewegung der Menschheit als Objekt seiner Untersuchungen. Ohne sich auf historisches Material zu stützen, sieht und hört er nur was er vor Augen und Ohren hat. Unendliche Symptome bringt er in bestimmte Massen, giebt jeder Masse ihren Namen und stellt das Verhältniß der einzelnen Massen untereinander fest. Endlich hat er herausgebracht, wie der gesammte Menschenstrom fließt und wohin er fließt. Nur das aber will er ergründen, nichts sonst. Keine persönlichen Lieblingsideen, keine nationalen Vorurtheile, keine Absichten irgend welcher Art, sondern die Sache wie sie ist. Und deshalb schließlich nur das eine Resultat, daß das Gute etwas Wirkliches, Positives sei und daß das Böse nichts Wirkliches, sondern nur die Negation des Guten sei. Dieses Buch, das von seinem Erscheinen bis auf unsere Zeit die größten Wirkungen gehabt hat, hat in seiner Art die Dinge zurecht zu legen einer Forderung in Goethe's Natur genug gethan, die nirgends sonst Befriedigung finden konnte.

Goethe läßt Faust von den »beiden Seelen« reden die in seiner Brust lebten. Diese Doppeltheit der geistigen Existenz hatte er an sich selbst zumeist beobachten können.

Es lag in Goethe's Natur eine Mischung von Blindheit und klarster Scharfsichtigkeit, die seltsam unvermittelt in ihm nebeneinanderherlaufen. Er sagt von sich, wenn er schreibe, wisse er nicht was er schreibe; er »wühle es nur so auf das Papier hin« und sehe erst hinterher was er gethan. Dazu kam die Nöthigung, sich in Gleichnissen auszusprechen. Er hat sich einmal von Doctor Gall, der die Phrenologie aufbrachte und persönlich seine Lehre in

Deutschland verbreitete, untersuchen lassen und Gall erklärte, der hervorragendste Zug bei Goethe sei, sich in Tropen auszusprechen. Goethe vermag seine Gedanken nicht exact in Worte zu übertragen, sondern kann nur mit andeutenden Bildern umschreiben was er sagen möchte. Und um das Stärkste in dieser Richtung zu sagen: Goethe hatte es aufgegeben sich selbst zu kennen! Er spricht im hohen Alter darüber mit dem Kanzler Müller. Wie man eigentlich sei, sagt er, das müsse man von Andern erfahren. Und so: Goethe zeigt sich nach dieser einen Seite als Dichter, als einen »Nachtwandler« der nicht weiß, was, indem er schreibt, ihm aus der Feder fließt, als einen Träumer der sich selbst nicht kennt und in seinen eignen Augen eine halbe Romanfigur ist. Er ist schwankend, unklar, leidenschaftlich. Er will genießen, er will sich dem dunklen Triebe seiner Natur hingeben und räumt aus dem Wege das ihm darin hinderlich ist.

Dieser einen Seite steht jedoch eine andere gegenüber. Da gewahren wir unbarmherzige Objectivität und Klarheit. Ein Dämon raunt ihm sofort zu, wo die schwache Stelle der Menschen und der Dinge liege. Er übt eine aufs Äußerste gehende Kritik, anatomisirt den Menschen — Andere wie sich selber.— und erlaubt sich nicht die geringste Ausschmückung an seinen Resultaten. So sehen wir ihn als Naturforscher, als Historiker, als Staatsmann. Er ist fest, scharf, kalt. Hier will er nicht genießen, sondern stellt auf, daß Entsagung geboten sei. Das ist sein großes Wort. Mit unnachsichtlicher Rücksichtslosigkeit gegen sich selbst in erster Linie sucht er seine Pflichten zu erfüllen.

Und nun das Entscheidende: wir sehen Goethe im

Leben immer das Eine oder das Andere sein, niemals beides zusammen. Nie laufen die Kreise dieser zwei Systeme ineinander. Entweder er dichtet, oder er sieht beinahe theilnahmlos was er geschrieben hat und weiß dann nichts mehr damit anzufangen; entweder er giebt sich wie ein bethörtes Kind vertrauensvoll dem Menschen hin oder er tritt ihm wie ein Mann, der alle Erfahrungen des Lebens hinter sich hat, hart entgegen. Niemals aber endet diese Abwechslung bei ihm. Immer begegnet er neuen Menschen, liebt sie von Neuem und stößt sie, wenn die Stunde der Kritik kommt, unbarmherzig von sich, denn das Gefühl der eignen überwundnen Thorheit macht ihn gereizt und sobald er erst einmal kritisirt genügt ihm überhaupt nichts mehr.

In dieser seiner doppelten Natur fand Goethe bei Spinoza die einzige ihm genügende Philosophie. Gemeinhin pflegen diejenigen welche einem Philosophen sich hingeben, nicht nur von ihm zu verlangen, daß ihnen das erklärt werde, was dem kalten Verstande sich darlegen läßt, sondern wollen auch die Dinge in sein System aufgenommen sehen, welche über die trockne Erklärung hinaus nur der ahnenden Seele eines höherbegabten Menschen sich offenbaren. Für das, was sich hier nicht beweisen läßt, soll die Person des Philosophen dann eintreten. Das Eine beweist er, das Andere glaubt man ihm. Gerade das wollte Goethe nicht, und Spinoza nicht. Die Dinge, welche über das Erkennen und Beweisen hinausliegen, brauchten Goethe von fremden Händen nicht erst dargereicht zu werden. Die Scheidung, welche Spinoza festhielt, der wenn er von Gott sprach, Gott nur insoweit meinte als menschliche Vernunft Gott zu erkennen vermöge

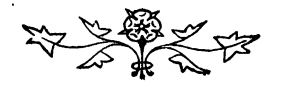
und der Alles was darüber hinauslag blindlings der Theologie überantwortete, entsprach Goethe's innerstem Bedürfnisse. Der Gott, den er empfand, hatte nichts zu thun mit dem Gotte, den er zu deuten suchte. Wie Spinoza betrachtete er Theologie und Philosophie als verschiedene Elemente, unähnlich einander wie Meer und Festland. Auf dem einen steht und geht man mit festen Füßen, auf dem andern wird man von Wind und Wellen fortgeführt. Ebenso hatte Lessing empfunden, der aus innerster Seele Spinoza's Lehre anhing. Jacobi dagegen, für den der Philosoph eigentlich da erst anfing, wo er für Goethe bereits nichts mehr zu sagen hatte, tastete an den überirdischen Geheimnissen herum und suchte Spinoza's heilige Scheu vor dem was der Verstand nicht berühren sollte, als Atheismus zu verdächtigen. Das ist der Punkt wo Goethe und Jacobi sich scheiden mußten. Goethe's Glaube an Gott und Unsterblichkeit hatte mit seiner Philosophie gar nichts zu thun. Das war in ihm gewachsen und gehörte ihm: er brauchte keine Beweise dafür und wollte überhaupt nicht daran gerührt wissen. Nur in seltenen Momenten sprach er davon, wenn er sich von seinen Freunden völlig verstanden glaubte; Jacobi wollte mit Gegnern darüber disputiren. Dieser Grundunterschied ihrer Natur ist immer wieder, bis in die letzten Zeiten, zwischen ihnen zur Sprache gekommen. Jacobi hat den seltsamen Irrthum gehegt, Goethe ließe sich wenn nur der rechte Hebel angesetzt würde doch noch zu dieser theologisirenden Philosophie hinüberziehen, während Goethe ihn immer mit der gleichen Festigkeit zurückweist. Goethe hat viele Gegner gehabt die das nicht verstehen konnten und ihn den »großen Heiden« nannten. Er hat sich ge-

legentlich selbst einen »Heiden« genannt, nie aber einen Atheisten oder einen Ungläubigen.

Nach Jacobi hat Goethe keinen Herzensfreund mehr gefunden, dem er sich so ganz hingab, und nach Spinoza hatte er nur noch Raphael neu kennen zu lernen, um auch im Reiche der Todten dann keinen mehr zu haben, dem er sich völlig hingegeben hätte. Unter Raphael verstehe ich nicht nur Raphael allein, sondern ihn, seine Epoche und Rom mit den gesammten Schätzen die es in sich schloß. Ehe Goethe diese letzte große Bekanntschaft gewährt wurde, bedurfte es nun aber einer Reihe von Jahren voll harter Arbeit.

Noch dies, Spinoza anlangend.

Goethe's Darstellung in Dichtung und Wahrheit welche seine beginnende Bekanntschaft mit Spinoza's Werken schildert, ist einzig in ihrer Art. Wir sehen auch hier wie Spinoza sich nur allmälig ihm enthüllt. Wie ein dunkles Gefühl der Verwandtschaft ihn immer wieder zu dem Buche hinzieht, das er anfangs liest ohne selber zu wissen was er daraus lerne. Es hat diese Erzählung etwas für alle Menschen Gültiges. Wie Mancher der auf die Fährte eines großen Geistes gerieth, hat so mit dunkler Anhänglichkeit begonnen und ist sich erst indem er ihm näher und näher kam, klar geworden über das was er in ihm suche. Wie Vielen ist Goethe selbst auf diesem Wege erst bekannt geworden, die seine Werke Anfangs nur in die Hand genommen hatten, weil ein dunkles Gefühl von Verwandtschaft sie zu ihnen hinlenkte.





Elfte Vorlesung.

Lilli Schoenemann.

Es liegt in unserm Plane, nur dasjenige zu besprechen was auf Goethe's Entwicklung von unmittelbarem Einflusse gewesen ist. So genommen ist es fast eine Abschweifung, wenn ich, honoris causa, noch einen der Besuche besonders erwähne, die er im Herbste 1774 empfing. Klopstock kam in Frankfurt durch. Er ging auf Einladung zum Markgrafen von Baden, um an dessen Hofe, da er auf immer zu bleiben abgelehnt hatte, ein Jahr wenigstens zuzubringen. In jenen Zeiten »menschenfreundlicher Aufklärung« gab es eine Reihe kleiner Fürsten in Deutschland, denen der Verkehr mit solchen Männern Herzensangelegenheit war.

Es ist seltsam daß Klopstock, zu dem Goethe von Kindesbeinen an mit einer Verehrung auffah die wir sonst nicht bei ihm beobachten, was Goethe's Schriftstellerei und Dichtung anlangt keine Einwirkung auf ihn geübt hat. Bei Goethe ist nichts auf Klopstock zurückzuführen. Selbst die Oden, in denen er nach der Straßburger Zeit gern sein Gefühl ergießt, deuten mehr auf Pindar als auf Klopstock. Die eine aus der Tragödie Mahomet, welche in der That Klopstockisch genannt werden kann, bildet

sosehr eine Ausnahme, daß sie das Gesagte nur bestätigt. Man würde sie ohne ihren Ursprung zu kennen kaum Goethe zuschreiben. Die Eindrücke der Kinderjahre scheinen eine Art historischer Ehrfurcht bei Goethe begründet zu haben, die Klopstock gegenüber ausnahmsweise ein Herausgehen aus der, man könnte fast sagen frechen Unbekümmertheit um derartige Venerabilitäten zur Folge hatte, die wir sonst bei ihm beobachten. Goethe sagt einmal im hohen Alter von sich »wir andern dummen Jungen von 1772«, er wollte damit die respectlose Gleichgültigkeit bezeichnen, mit der er und seine Genossen sich den Vorurtheilen ihrer Zeit in jeder Richtung damals entgegen setzten. Was ihnen nicht passte erkannten sie nicht an und sprachen das trocken aus. Bei Klopstock aber ließ Goethe eine Ausnahme zu.

Als Lotte und Werther auf jenem verhängnißvollen Balle am Fenster nebeneinanderstehend in die Nacht hinaussahen, wurde nur das eine Wort zwischen ihnen gewechselt: Klopstock! Damit war erschöpft was in jenem Momente sich Erhabenes sagen ließ.

Klopstock repräsentirte die Deutsche Dichtung als oberste geheiligte Behörde. Sein Messias stellte ihn in den Augen seiner Zeitgenossen sogut über Homer, als Voltaire mit seiner Henriade von sich selbst und den Franzosen über Homer gestellt wurde. Die letzten fünf Gesänge des Messias, an dessen Lectüre Goethe und seine Schwester als Kinder sich verbotenerweise begeistert hatten, waren eben erst zu Stande gekommen, die Oden erschienen als Goethe in Straßburg studirte, Klopstock zählte erst 51 Jahre, seinem Ruhme hatte er bereits die letzte höchste Weihe gegeben. Sein Deutsch war das edelste, freiste, reichhal-

tigste; große Gedanken ließen sich bei uns nur in der Sprache ausdrücken die er geschaffen hatte.

Klopstock war eine Erscheinung im großen Style, Freund und Vertrauter von Prinzen und Prinzessinnen, und hatte in seinem persönlichen Auftreten etwas Fürstliches. Wir sehen im 16. Jahrhundert den Cardinal Bembo so zum theologisch-literarischen Fürstenstande sich erheben. Goethe, als er Eckermann von Klopstock erzählte, sagt er habe ihn wie seinen Oheim betrachtet. Dasselbe wohl hatte er im Sinne, als er ihn dem Kanzler Müller als vornehmthuerisch, steif und ungelenk charakterisirte. Man sah zu Klopstock empor und diese scheue Verehrung der zu ihm aufblickenden jüngeren Generation war ihm eine gewohnte Umgebung geworden. Auch Klopstock hatte als Theologe angefangen und das freiwillig Eingreifende, Seelsorgerische war seiner Natur gemäß. Wo unter den jungen Dichtern etwas nicht war wie es sein sollte, schrieb Klopstock aufgefordert oder unaufgefordert einen Brief und man fügte sich. Mit Goethe freilich ist er gerade dadurch sehr unsanft auseinandergekommen.

Klopstock hatte diese hohe Stellung sich nicht erkämpft, sondern der Lorbeer war friedlich und üppig um sein Haus emporgewachsen fast ohne sein Zuthun. Er war stets in behaglichen Verhältnissen. Lessing der einsam in Wolfenbüttel saß, oder Herder, der, noch verlassener beinahe, in Bückeburg sich festgefahren hatte, von wo als Professor nach Göttingen zu kommen selbst bei erniedrigenden Bedingungen kaum möglich war, verhielten sich zu Klopstock wie kleine energische Seestaaten zu einem ausgedehnten Binnenkaiserthume: sie standen für sich allein und betrieben ihre Po-

litik auf eigne Faust. Klopstock dagegen arbeitete mit einem umfangreichen Regierungsapparate und als symbolische Darstellung dieses Reiches, das ihm gehorchte, verfaßte er seine »Gelehrtenrepublik«, eine Mischung von romantischer Erzählung und nüchternem Raisonnement wie Rousseau's Emil und diesem nachgebildet.

Rousseau hatte am Schlusse des Emil das ideale Reich, wo Alles sich verträgt und wohlbefindet, doch nicht nach Frankreich zu verlegen gewagt, sondern sich die damals zu diesem Behufe stets bereitliegenden griechisch-asiatischen Inseln ausgesucht. Klopstock dagegen organisirte seine Republik der literarisch Gebildeten in Deutschland selber. Was sein Buch enthält, sind Berichte über Vorfälle in dieser bereits constituirten Republik. An ihrer Spitze stand der aus den obersten Weltweisen gebildete Areopag und dann ging es stufenweise abwärts bis zu denen welche überhaupt nur im Stande waren mitzusprechen und ein Urtheil abzugeben und die die Corona bildeten. Ganz Deutschland subscribirte auf das Buch. Als es herauskam schrieb Goethe, es sei die bedeutendste Erscheinung des Jahrhunderts, es enthalte die einzige Poetik die überhaupt möglich sei, während Herder sich dahin aussprach, diese Gelehrtenrepublik sei aus lauter kleinen Jungen gebildet mit Klopstock in der Mitte.

Klopstocks Schriften werden heute kaum mehr gelesen. Die Prosa der Gelehrtenrepublik und seiner Briefe erscheint schleppend und monoton, seinen Oden fehlt in den Bildern das Anschauliche, während die schwer dahin tänzelnde Anmuth der Verse nicht mehr imponirt und den Reiz der Neuheit verloren hat. Doch wir können nicht wissen, ob auch in Zukunft stets so geurtheilt werden

könne. Klopstocks Pathos entsprang wahrem Gefühl, seine Sprache besitzt eignes Leben und seine Stellung in der literarischen Entwicklung ist eine unumgängliche. Er wird, wie Ennius vielleicht in der römischen Literatur, auch dadurch immer bedeutend bleiben, daß er die ersten gelungenen Versuche machte den Accent der Worte und der Sätze mit ihrem geistigen Inhalte in Übereinstimmung zu bringen.

Wir wissen daß Goethe Klopstock hoch verehrte, worüber sie jedoch damals persönlich mit einander hätten verhandeln können weiß ich nicht. Goethe trug jener Tage seine Stella mit sich herum, ein Stoff der Klopstock empört haben würde. Selbst Friedrich der Große, obgleich ihm weder an officieller Moral noch an Deutschen jungen Dichtern das Mindeste gelegen war, fühlte sich bewogen über dieses Stück sein Mißfallen zu erkennen zu geben. Klopstock würde nicht anders geurtheilt haben, denn Goethe selber, nachdem der Enthusiasmus verflogen war, mit dem er ein paar Jahre an dieser Dichtung gehangen, stimmte dem allgemeinen Urtheile bei indem er dem Schlusse eine andere Wendung gab.

Auch über dies Stück, das unserm Plane nach mit kurzer Erwähnung abgethan worden wäre, um seines absonderlichen Inhaltes willen noch einige Worte.

Um zu begreifen, wie Goethe die scheinbar so capitale Änderung am Schlusse dieses Stückes vornahm, daß der Held, statt die Frauen, die beide an sein Herz Ansprüche haben, beide zu heirathen, sich erschießt, müssen wir bedenken, daß die neue Fassung sich leichter bietet als es scheinen könnte. Stella schloß mit der doppelten Heirath: nichts natürlicher als der Vorwurf, daß Goethe die

Bigamie vertheidige. Allein dieses Ende war in keiner Weise der nothwendige Abschluß auf den die Entwicklung des Stückes drängt. Wo es sich darum handelt, wie bei den Mormonen heute, daß ein Mann mehr als eine Frau heirathet, wird davon ausgegangen, daß es im Belieben des Mannes stehen müsse, sich mehr als eine Frau zu nehmen. In Goethe's Stücke aber handelt es sich um zwei Frauen, welche beide ein Recht auf den Mann zu haben glauben, dem sie zu verschiedenen Zeiten voll angehört hatten. Zur Überraschung nicht nur des Zuschauers, sondern des Helden selber, der an dergleichen nie gedacht hatte, wird nun im höchsten kritischen Augenblicke an die Geschichte des Grafen von Gleichen mit seinen beiden Frauen erinnert, worauf man sich zu einem ähnlichen Verhältnisse verbindet. Im Momente des Entzückens, einen solchen Ausweg gefunden zu haben, schließt das Stück und dem Zuschauer wird keine Zeit gelassen, weiter hinauszudenken. Für Goethe war das Wichtige in Stella der Charaktergegensatz der beiden Frauen, die in all ihrer Leidenschaft und Lebhaftigkeit noch heute unvergänglich vor uns stehen. Urlichs und im Anschluß an seine Untersuchungen Scherer haben nachgewiesen, auf welchem Wege Goethe dieses seltsame Problem von außen her zugekommen war. —

Goethe war durch den Ruhm welchen das Erscheinen Werthers in diesen Tagen ihm zubrachte, ein Ruhm der lange Jahre frisch vorgehalten hat, nun endlich in das Fahrwasser gerathen, dessen er bedurfte. Er war glücklich und übermüthig. So süßen Wein als der Herbst 1774 für ihn zeitigte, hat das Schicksal ihm niemals wieder

vorgesetzt. Und um dieses Glück zu vollenden, sollte ihm nun auch das bisher Versagte zu Theil werden: die Liebe zu einem schönen jungen Mädchen, das ihn wiederliebte und nichts dagegen hatte seine Frau zu werden. Alle Elemente schienen vorhanden, jetzt ein solides bürgerliches Glück für die ganze Lebenszeit aufzubauen.

Wir haben gesehen, wie jedes neue Herzensverhältniß Goethe innerhalb eines erweiterten Horizontes erscheinen läßt. Zuerst, als er Gretchen liebte oder in Leipzig gute hübsche Mädchen ihn fesselten, bildet nur eine Wirthshausstube den Hintergrnnd der Bühne. In Straßburg erweitert sich schon die Scene: da haben wir ein Dorf mit weiter Fernsicht; in Wetzlar giebt das Deutsche Haus, die ganze kleine Stadt dazu, sammt ihrer landschaftlichen Umgebung den Schauplatz ab: mit Lilli aber spielt das Stück auf einer großen Opernbühne gleichsam, bei brillanter Beleuchtung. Es handelt sich um die Tochter eines vornehmen Frankfurter Hauses. Salons, Maskenbälle, Fahrten zu Wasser und zu Lande kommen vor, viele wichtige Personen greifen ein: statt kleiner Stücke, bei denen wenige Personen mitspielen, haben wir hier eine Comödie von fünf vollen Acten die nach heftigem Hin- und Herkämpfen erst ihren sich langhinziehenden Abschluß findet.

Goethe war damals gewiß eine von den guten Partien in Frankfurt. Er stand als ein schöner, junger Mann da, der des besten Rufes genoß. Er hatte die überquellende Jugendkraft der Niemand widerstand: er war wohl dazu gemacht, daß ein junges Mädchen von 16 Jahren sich in ihn verliebte. Aus Goethe's damaliger Art zu sein ist eine Figur seiner Dichtungen zu erklären, für welche sich sonst kein rechter Schlüssel bietet und die auf Goethe selbst

erklärendes Licht zurückwirft: der Rugantino, oder wie er in der ersten Bearbeitung heißt Crugantino des damals entstandenen Dramas »Claudine von Villabella« ein »Vagabund« d. h. ein Sohn aus gutem Hause, der im Sinne der spanischen Novellen seine Zeit auf den Landstraßen und im Gebirge mit lustigen Gesellen verbringt, die ihn in seinen Abenteuern unterstützen, bis endlich die Liebe ihn in die Netze einer ruhigeren Existenz wieder hineinlockt. Eine mildere Ausgabe des Don Juan, den Mozart damals freilich noch nicht componirt hatte, während Cervantes jedoch längst zu Goethe's Lieblingslectüre gehörte. Später hat Goethe das gleiche Thema im Wilhelm Meister wieder aufgenommen.

So sollte Goethe, der ideale Vagabund, jetzt seine Claudine finden und beinahe wäre das Experiment gelungen wie bei Crugantino.

Goethe erzählt sehr anmuthig vom Sommer 1774, den er in Frankfurt verlebte. Seine Reise mit Lavater unterbrach nur zeitweilig eine bewegte Geselligkeit, zu der eine große Anzahl jüngerer Leute sich verbunden hatten. Den einzelnen Persönlichkeiten, die Goethe nennt oder die sich aus andern Quellen als Theilnehmer ergeben, ist von unsern Goetheforschern nachgegangen worden und viel Detail über sie zu Tage gefördert. Düntzer und Loeper geben darüber Auskunft. Aus diesem Kreise auch empfing Goethe die Anregung den Clavigo zu schreiben.

Im Laufe dieses Sommers hatte Goethe Lilli's nähere Bekanntschaft gemacht. Er war schon früher mit ihr zusammengewesen: ein gutes, offenherziges, blutjunges Ding, das ihm sein Vertrauen schenkte. Bei sechszehn Jahren aber leistet ein kurzer Zeitraum oft viel: als

Goethe zu Anfang 1775, wo das rauschende Gesellschaftsleben in Frankfurt begann, Lilli wieder begegnete, fand er daß sie zu einer repräsentirenden Dame geworden war.

Wir besitzen über das Verhältniß zu Lilli, neben Goethe's eigenem Berichte in Dichtung und Wahrheit, eine Reihe besonders gearteter, höchst intimer Documente in den Briefen, welche Goethe damals an die ihm persönlich fremde Gräfin Auguste Stolberg schrieb, die er trotzdem mit »Gustchen« und »Du« anredet. Nirgends tritt die Nachahmung Lavaters so klar hervor als in diesen Briefen, sie sind in solchem Grade in einer besonderen Manier verfaßt, daß sie sich von allen übrigen Briefen Goethe's abheben. Im Januar hatte er Lilli zuerst wiedergesehen, Mitte Februar schreibt er der Gräfin: »Wenn Sie Sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonnirten Rocke (sonst von Kopf bis zu Fuße auch in leidlich consistenter Galanterie) umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird; der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft ins Concert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachtsgoethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte« u. s. w. Wir sehen, was das für eine gefährliche kleine Blondine war. Keine Blume im Walde wie Friederike, keine vor dem Fenster eines stillen Hauses blühend, wie Lotte, sondern mitten im prächtigen Garten zwischen Springbrunnen und unter der Bewunderung der Menschen sich aufschließend, wo Keines sie pflücken, Viele aber sie bewun-

dern und ihren Duft einathmen durften. Sehen wir wie Goethe die Gedanken jenes Briefes noch einmal zum eignen Gebrauche in Verse bringt:

Warum ziehst Du mich unwiderstehlich
  Ach, in jene Pracht?
War ich guter Junge nicht so selig
  In der öden Nacht?

Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen
  Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen
  Und ich dämmert ein.

Träumte da von vollen goldnen Stunden
  Ungemischter Lust!
Hatte schon Dein liebes Bild empfunden
  Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
  An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
  Gegenüber stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
  Nun nicht auf der Flur;
Wo Du Engel bist, ist Lieb und Güte,
  Wo Du bist, Natur.

Soweit also, will Goethe der Geliebten sagen, hast du mich gebracht, daß ich das mir verhaßte gesellige Treiben für höher halte als die Natur selber.

Dabei durfte er sich nicht einmal beklagen. Er hätte Alles im Voraus wissen können. Lilli hatte ihm offen und aufrichtig über sich selbst gesprochen. Sie war »im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen« aufgewachsen und machte kein Hehl daraus, daß sie dies für die Folge weder entbehren könne noch wolle. Wir

würden sie ohne Weiteres eine kleine Coquette nennen. Aber auch darüber war Lilli ganz offen gewesen: es machte ihr Freude, Verehrer um sich zu haben. Goethe umschreibt es auf die zarteste Weise. »Auch kleiner Schwächen, erzählt er, wurde gedacht, und so konnte sie nicht läugnen, daß sie eine gewisse Gabe anzuziehen an sich habe bemerken müssen, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft, wieder fahren zu lassen verbunden sei.«

Aber es war etwas Anderes, sich dergleichen von einem jungen Mädchen, das im einfachen Kleide neben einem im Walde spaziert, erzählen zu lassen, und hinterher dann die Wahrheit dieser Mittheilungen in praxi an sich selber zu erfahren. Lilli trat Goethe als große Dame wieder entgegen, wurde bewundert und ließ sich bewundern und hatte nun zumal, was Goethe anlangte, ihre eigene Methode.

Ohne Zweifel hatte sie sich in der Zwischenzeit nach diesem und jenem erkundigt, was Goethe ihr bei jenen Geständnissen sicherlich nicht mit derselben Offenheit anvertraut hatte, und war dahinter gekommen ein wie gefährlicher Kunde auch er sei. Sie nahm sich das ad notam. Ein junges Mädchen von sechzehn Jahren hat nicht viel Gewissen in solchen Dingen: Lilli macht ihren Verehrer eifersüchtig und läßt ihn zappeln, beruhigt ihn dann wieder und setzt ihn aufs Neue in Verzweiflung, kurz, sie schlägt den rechten Weg ein ihn unverbrüchlich festzuhalten, und das dauert drei Monate, bis die Verlobung erfolgt.

Lilli hatte gesiegt, allein kaum war die Partie gewonnen als das Blatt sich wandte. Wir erinnern uns von Friederike her: Goethe brauchte nur zu ahnen daß er ein Herz überwunden habe, um zugleich die Empfindung

in sich erwachen zu fühlen daß die Höhe erreicht sei und der Weg wieder abwärts führe. Goethe beschreibt auch diesmal den gleichen Verlauf. Seine wachsende Leidenschaft, sein Glück, und dann das Erwachen aus dem Taumel. Sobald er als officieller Bräutigam dastand, war die Parole gegeben: sich zu befreien. Er sieht wie seine Mutter sich auf die Schwiegertochter ernstlich gefaßt macht. Ein Schrecken überkommt ihn, eben im April hatte er sich verlobt und schon im Mai meldet er Herder daß Alles vorbei sei. Aber er täuschte sich, so rasch ging das diesmal nicht. Nachdem Lilli ihn gequält, beginnt er sie zu quälen. Ich deute das Alles nur in großen Zügen an, ich gebe nichts was auch nur als Auszug der langsam vorrückenden mit dem reizendsten Detail ausgestatteten Darstellung in Dichtung und Wahrheit gelten könnte, deren Genuß nicht verkümmert werden soll. Goethe's Darstellung ist unübertrefflich und kein Wort darf verloren werden.

Es hat etwas Jammervolles, zu sehen, wie das arme Mädchen, mit ihren paar Künsten zuletzt unterjocht, es nun dem recht zu machen sucht, den sie liebt. Aber all ihre Klugheit reicht nicht aus, zu erkennen, mit welcher Macht sie sich in einen Kampf eingelassen hatte. Goethe's dämonischer Trieb, keine Bande zu leiden und wenn es die liebsten wären, zerbrach und zerriß wieder was so zart gewebt und geknüpft worden war.

Aus Goethe's Briefen an die Gräfin Stolberg ersehen wir, wie völlig ihn die Sache hinnahm. Dieser Freundin gegenüber, die er nie mit Augen gesehen, konnte er sich gehen lassen als schreibe er nur für sich selber. Man fühlt, er will, gegen irgend Jemand, durch Schrei-

den loszuwerden was ihn bedrängt. Es ist seltsam wie er in diesen Berichten den Wechsel des Wetters und der Jahreszeit immer mehr als unentbehrliche Zugabe mit beschreibt. Er hat das schon früher gethan, der Werther ist voll davon, hier aber räumt er diesen Äußerlichkeiten ein solches Recht ein als hätten sie in der That mitzusprechen. Goethe's Darstellung erweckt dadurch in uns das Gefühl, als erlebten wir in dieser Verlobung und den Stimmungen vorher und nachher einen Naturproceß, wo Alles organisch geschieht, Alles schön, Alles nothwendig ist, Alles aus den Charakteren fließt und wo die Trennung zuletzt als eine unausweichbare Nothwendigkeit erscheint, wie der Herbst und Winter die Blätter ja wieder von den Bäumen schütteln müssen, die der Frühling und der Sommer daran wachsen ließen.

Zuerst dauert uns Goethe, dann in noch höherem Grade Lilli, dann bedauert man Beide gleichmäßig. Man sieht wie sie ein starkes Gefühl zu einander geführt hat und zusammen hält. Sie sagen sich dennoch daß sie sich trennen müssen, können aber das rechte Wort nicht finden. Beide empfinden in ruhigen Momenten, wo das was schön und liebenswürdig in ihnen war zu seiner vollen Geltung kommen konnte, sich mit Entzücken als Verlobte in gegenseitigem Besitze und kein Gedanke von Trennung hat in solchen Zeiten Macht über sie.

Im Mai macht Goethe den ersten Versuch sich loszureißen. Er unternimmt eine Reise in die Schweiz, bei der Italien im Hintergrunde lag. Es waren die beiden jungen Grafen Stolberg, die Brüder Gustchens, Musterzöglinge Klopstocks erschienen und in Goethe's Hause aufgenommen. Goethe ist später mit ihnen auseinandergekom-

men und bespricht sie mit einer gewissen Ironie, die er sonst nicht leicht anwendet. Er schildert ihr begeistertes Wesen, ihren Freiheitsdurst und wie sie auf den Tod des Tyrannen mit den Gläsern anstoßen — natürlich ohne irgend einen speciellen Tyrannen im Sinne zu haben. Wie der alte Goethe ängstlich dabei steht, und noch ängstlicher die Mutter nicht begreifen kann, daß man auf den Tod eines Menschen so fidel anstoßen könne. Die dann folgende Scene ist oft nacherzählt worden, wie die Frau in den Keller geht, wo die vorzüglichsten Jahrgänge in den Fässern friedlich nebeneinander lagen, einen der besten aussucht und indem sie den Wein dann oben einschenkt, die Erklärung abgiebt, daß das das beste Tyrannenblut sei, das vergossen und vertilgt werden müsse. Von diesem Zusammensein rührte der Namen »Frau Aja« her, den Goethe's Mutter fortan als höheren literarischen Kneipnamen führte, und auf den sie selber stolz war.

Mit diesen beiden Stolbergs also macht Goethe sich auf. Noch ehe sie Carlsruhe erreichen, hat der eine junge bereits Proben seines excentrischen Wesens gegeben. Er war in eine Engländerin verliebt gewesen und verfällt in Erinnerung daran in periodische Tollheitszustände. Der Graf Haugwitz, der auch mit von der Partie war, suchte den jungen Mann in solchen Augenblicken zu beruhigen, während Goethe der Meinung war, man müsse ihn vielmehr austoben lassen. In Carlsruhe treffen sie, wie in Dichtung und Wahrheit behauptet wird, Klopstock, »welcher, seine alte sittliche Herrschaft über die ihn hochverehrenden Schüler gar anständig ausübte«, während Dr. Hennes, dem wir die letzten Veröffentlichungen über die Stolberge verdanken, von Neuem darauf hinweist, es sei Klopstock

damals längst wieder in Hamburg gewesen. Wir lassen hiermit die beiden Grafen auf sich beruhen, die für die Betrachtung des Goethe'schen Lebens von keiner Wichtigkeit mehr sind. Berühmt genug sind sie in ihrer Art geworden, als Dichter aber, die literargeschichtliche Ehrenstellung ausgenommen, kaum noch bekannt. Meiner Meinung nach haben sie eine Sprache besessen die schöner und reicher und reiner gewesen ist als die Anderer neben ihnen, deren Werke weniger vergessen sind. Die Aeschylosübersetzung des Stolberg ist die beste die wir haben und Voß wäre nicht im Stande gewesen so reine, den Geist der griechischen Tragiker ausathmende, vornehme Verse zu bauen.

Goethe's Reise war kein Flug über die Landkarte wie heute. Stadt auf Stadt wird mit Gemächlichkeit vorgerückt, die verheirathete Schwester besucht und bei Freunden vorgesprochen. Mit der Schwester kam es zu Explicationen: Cornelie verlangte daß er seine Verlobung auflösen solle.

Ein Zweck der Reise waren auch Conferenzen mit Lavater in Zürich, an dessen erstem Theile Goethe längst druckte und mit nachträglicher Redaction eigentlich das Meiste that. Goethe lebte damals im vollen Glauben an diese Dinge: Auguste Stolberg sendet ihm ihren Schattenriß und er findet darin ihre ganze Seele wieder, wie er ihr in begeisterter Auslegung mittheilt. In Zürich wohnt Goethe im Schwert, das noch heute besteht. Wer die Beschreibung dieser Reise kennt, kann nicht auf dem See dort fahren und auf die Berge sehen ohne sich Goethe's zu erinnern, der im Gedanken an Lilli auf dem Wasser da die Verse dichtete:

— Aug' mein Aug' was sinkst Du nieder
Goldne Träume kommt ihr wieder. —

Man fühlt wie in der Einsamkeit Lilli's Gestalt ihm immer reizender wieder vor die Seele tritt und wie, während er sich befreit glaubt, Sehnsucht zu ihr mehr und mehr sich seiner bemächtigt.

Die Reise ging nun über die Berge zum Vierwaldstätter See hinüber. Im Nebel und Regen klimmt Goethe zum Rigi auf, fährt an den Ufern herum, die Viele von uns so gut kennen und geht dann den Sanct Gotthard aufwärts mit dem fertigen Entschlusse nach Italien hinunterzusteigen. Hier vollzieht sich nun aber der Umschwung. Die Sachen standen aufgepackt und bereit, da trifft es sich, daß der Tag gerade Lilli's Geburtstag ist und ein kleines goldnes Herz kommt Goethe zu Gesichte, das sie ihm geschenkt hatte und das er an einem Bändchen um den Hals trug. Er küßt es. Eine unbezwingliche Sehnsucht bemeistert sich seiner. Er läßt die Leute mit dem Gepäck kehrt machen und tritt den Rückweg nach Frankfurt an. Damals ist, wie er erzählt, das Gedicht entstanden:

Angedenken Du verklungner Freude
Das ich immer noch am Halse trage
Hältst Du länger als das Seelenband uns beide?
Verlängerst Du der Liebe kurze Tage?

Flieh' ich, Lilli, vor dir? Muß noch an deinem Bande
Durch fremde Lande,
Durch ferne Thäler und Wälder wallen?
Ach! Lilli's Herz konnte sobald nicht
Von meinem Herzen fallen.

Wie der Vogel, der den Faden bricht
Und zum Walde kehrt,

Er schleppt des Gefängnisses Schmach
Noch ein Stückchen des Fadens nach;
Er ist der alte freigeborne Vogel nicht,
Er hat schon jemand angehört.

Goethe verlegt diese Verse in jene Tage, die Kritik Loepers dagegen glaubt sie in spätere Zeit setzen zu müssen, wo Goethe, für immer von Lilli getrennt, in Thüringen ihrer noch gedachte und seiner Sehnsucht so Worte gab. Ich glaube selbst daß die Sache sich so verhält und daß die Erinnerung ihn getäuscht hat. So wenig vermochte selbst ein Mann wie Goethe, der über seine Erlebnisse beinahe Buch zu führen gewohnt war, über das Vergangne genaue Rechenschaft abzulegen, denn es lag kein Grund vor, der literarischen Abrundung wegen etwa das Entstehungsdatum des kleinen Gedichtes umzuändern.

Vor Ende Juli traf Goethe zu Hause wieder ein. Lilli war nicht da, sie hielt sich bei Verwandten in Offenbach auf. Sein Gefühl für sie erwacht mit der alten Lebendigkeit. Seine Briefe aus diesen Tagen lassen erkennen, wie glücklich er sich fühlt in die alte geliebte Sclaverei wieder eintreten zu dürfen. Ein Brief an Lavater, Mitte August geschrieben, bringt uns die Gestalt des schönen Mädchens so recht anschaulich vor die Augen: »Gestern waren wir, schreibt er, ausgeritten, Lilli, Dorville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen.« Lilli war nicht bloß schön, sie war gewandt, sie war reizend, sie war — ich bitte das Wort nicht falsch zu nehmen — elegant. Auch Goethe war das. Er verwandte Sorgfalt auf seine Erscheinung und kleidete sich kostbar. Er gab mehr Geld damals aus als sein Vater ihm zur Verfügung stellte oder seine Schrift-

stellerei ihm einbrachte, und wir sehen ihn bei guten Freunden, bei Jacobi, Frau von Laroche und Andern Anlehen aufnehmen. Und so, da er für sich selber Sinn dafür hatte, wußte er auch an Andern den harmonischen Glanz der äußeren Erscheinung wohl zu schätzen, und Lilli die sich ungezwungen als große Dame bewegte, verlor dadurch gewiß nicht in seinen Augen.

Und doch heißt es am Ende dieses Briefes an Lavater unerwarteterweise wieder, er möge ihm näher angeben, von welchen Dingen er wünsche, daß er sie in Italien sähe. In einem Winkel seiner Seele also doch die Reise! Auch dauerte es nicht lange und der Umschwung war wieder eingetreten. Es kamen eine Reihe von Mißverständnissen, an denen Lilli und Goethe nicht allein die Schuld trugen. Es waren Leute in ihrer Familie die aus allerlei Gründen die Heirath nicht wollten. Goethe spricht in Dichtung und Wahrheit nicht Alles aus, in der Unterhaltung mit Sulpiz Boisserée, vierzig Jahre später, ist er deutlicher.

Lilli wollte offenbar nicht diejenige sein, welche verlassen wird, konnte sich aber auch nicht entschließen, die zu sein, welche zuerst zurücktrat. Goethe sagt, sie habe ihm einmal den Vorschlag gemacht, alle Verhältnisse die hindernd und störend zwischen sie traten abzuwerfen, nach Amerika zu gehen und dort nur sich zu leben. Goethe aber konnte den Entschluß nicht billigen und es scheint als sei der Gedanke auch bei Lilli nur, wie Bancroft sagt, zufällig einmal wie eine Wolke über einen Garten gezogen. Die Art wie sie endlich auseinanderkamen, bildet einen fast prosaischen Abschluß.

Alljährlich war in Frankfurt die Messe das große

Ereigniß. Eine Menge Bekannte strömten von allen Seiten zu und in den Familien ging es bewegt und hoch her. Hier ließ Lilli sich die zärtliche Zuthunlichkeit vieler jüngerer und älterer Hausfreunde und Verwandten in einer Weise gefallen, welche Goethe unerträglich wurde. Er sprach sich entschieden darüber aus und sie trennten sich, ohne allzuviel Thränen scheint es.

Goethe fühlte, daß mit diesem Bruche Frankfurt überhaupt kein Boden mehr für ihn sei. Die Stadt war »wie mit Besemen für ihn gekehrt«. Er mußte und wollte fort von da. Am nächsten lag es nach Italien zu gehen, als, wie vom Schicksal vorbereitet, plötzlich ein anderes Verhältniß eine ungeahnte Wendung nahm, und ihn eine andere Richtung einschlagen ließ.

Kurz nach Klopstock waren die beiden weimarischen Prinzen, der ältere, Carl August, mit dem Grafen Görz als Gouverneur, der jüngere, Constantin, mit dem ehmals preußischen Offizier von Knebel bei Goethe erschienen. Sie blieben nur ein paar Tage, man verstand sich sogleich und fand Gefallen aneinander. Knebel besonders, ein stattlicher Mann von 30 Jahren, den Goethe, als er zum ersten Male in der Dämmerung in sein Zimmer getreten war, der Gestalt nach für Jacobi gehalten hatte (und dem sein begeistertes hingebendes Wesen in der Jugend ebenso zum Vortheil gereichte als es ihm im Alter im Wege stand) war Goethe's Freund geworden. Als die Prinzen nach Mainz weitergingen blieb er bei Goethe zurück um mit diesem dann nachzukommen. In Mainz begann der Verkehr mit den Prinzen von Neuem, auf der Reise in die Schweiz war Goethe ihnen dann in Carlsruhe wieder begegnet, Carl August als deklarirtem Verlobten der Prin-

zessin Louise von Hessen-Darmstadt. Goethe, in Darmstadt wohlbekannt, trat den Prinzen jetzt näher und es entspinnt sich ein Briefwechsel mit Knebel, durch den eine dauernde, lebhafte Verbindung mit Weimar unterhalten ward. Den 3. September 1775 nun aber hatte Carl August an Stelle seiner Mutter der verwittweten Herzogin Amalia die Regierung selbst übernommen und sich nach Carlsruhe aufgemacht, wo seine Vermählung gefeiert wurde. Auf der Hin- und Rückreise sah er Goethe wieder, und als er Mitte October mit seiner jungen Frau in Frankfurt auf einen Tag Halt machte, wurde ein Besuch in Weimar verabredet. Ein aus Carlsruhe nachkommender Kammerjunker des Herzogs sollte Goethe in seinem Wagen aufnehmen. Tag und Stunde waren bestimmt und von Goethe wird Alles für die Abreise fertig gemacht.

Noch einmal scheint die Sache nun aber in Frage gestellt zu werden. Der Wagen bleibt aus. Tag auf Tag wird vergebens gewartet und auch keine Briefe erscheinen, die Sache aufzuklären. Es sah aus, als sei man anderen Sinnes geworden und habe es für das kürzeste Mittel gehalten, sich von dem Frankfurter Advokaten loszumachen, daß man ihn einfach sitzen ließe. Weniger Goethe selber als sein Vater, der einmal mit Fürstlichkeiten nichts zu thun haben mochte, vertrat diese Auffassung. Der alte Herr wollte seinen Sohn nicht aus Frankfurt fortgeben und es scheint ihm, nun aus der Heirath nichts ward, eine Ahnung aufgestiegen zu sein, als handle es sich mit Weimar vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Schon von Kestners waren Versuche gemacht worden, Goethe in fremde Dienste zu bringen. Diesmal schien der Vater Recht behalten zu sollen. Goethe schnell

entschlossen entscheidet sich für Italien und am 30. October macht er sich auf den Weg. Jetzt schreibt er an Niemand mehr, auch an Auguste Stolberg nicht, sondern vertraut sich einfach seinem Tagebuche an. Die wenigen Blätter welche seine Fahrt nach Heidelberg schildern, sind schöner als Briefe gewesen wären. In Heidelberg aber hört er unter seinem Fenster plötzlich einen Postillon blasen, eine aus Frankfurt ihm nachgesandte Staffette. Goethe kehrt Italien abermals den Rücken und den 7. November 1775 trifft er in Weimar ein.

Am letzten Abende vor seiner Abreise war er noch einmal durch die dunkeln Straßen Frankfurts gegangen und an Lilli's Hause vorbeigekommen. Die Wohnzimmer lagen zu ebener Erde. Er sah durch die herabgelassenen Rouleaux wie Lilli sich zum Clavier begab, wie die Lichter dahin getragen wurden und dann mußte er ihre Stimme hören, wie sie sein Lied sang: »Warum ziehst Du mich unwiderstehlich.« Goethe sagt, in diesem Augenblicke habe er die ganze Kraft seines Charakters zusammen nehmen müssen, um nicht zu ihr hineinzugehen.

Es hat diese Anhänglichkeit seines Herzens an ein Wesen, von dessen eigenem Herzen eigentlich niemals die Rede ist, etwas Auffallendes. Lilli's Eigenschaften, wenn wir in die Tiefe gehen, finden in einer gewissen Energie, mit der sie Goethe nicht loslassen will, ihren Abschluß. Tiefer kommen wir überhaupt nicht. Nichts von Friederikens zartem Gemüth, der die Trennung einen tödlichen Stoß versetzt, nichts von Lottens allen Eindrücken offener Seele; sondern ein frisches, lebendiges aber etwas kühles Weltverständniß, zugleich aber, wo das Wort einmal gegeben war, eine solide bürgerliche Anhänglichkeit, die sich

vielleicht als Treue geben durfte. Gerade dieser Gegensatz erklärt das Verhältniß. Lilli's Widerstand, ihre ungebrochene Selbständigkeit übten einen gewaltigen Reiz auf Goethe aus. Daß seine eben von ihm verlassene Braut eine gleichgültige Gesellschaft damit unterhielt, ihr sein Lied vorzusingen, empörte ihn, hielt ihn zugleich aber fest. Dort am Fenster stehend mußte er den Beweis empfangen, wie wenig sein Fortgehn das reizende Geschöpf aus dem Gleichgewicht zu bringen vermocht hatte. Obgleich er sie zu verlassen schien, konnte er sich sagen, daß es Lilli war die ihn verlassen hatte. Zugleich aber mußte er hierin die letzte Rechtfertigung des Schrittes sehen den er that.

Doch hat er sie nicht so bald vergessen. Schon jenes Gedicht an das goldne Herz, wenn es wirklich statt in der Schweiz, erst in Thüringen entstand, erinnert daran. Noch deutlicher spricht ein anderes, mit dem er die im Druck erschienene Stella zu Anfang des nächsten Jahres von Weimar an Lilli sandte:

> Im holden Thal, auf schneebedeckten Höhen,
> War stets Dein Bild mir nah.
> Ich sah's um mich in lichten Wolken wehen,
> Im Herzen war mir's da!
> Empfinde hier, wie mit allmächt'gem Triebe
> Ein Herz das andre zieht
> Und daß vergebens Liebe
> Vor Liebe flieht.

Am schönsten hat er Lilli's ihm immer wieder in der Seele auftauchendes Bild in den im Januar schon geschriebenen »Nachtlieder des Jägers« gefeiert:

> Im Felde schleich ich still und wild.

Jetzt, wo nur die Erinnerung sie ihm darstellte, ward er sich bewußt, was er an ihr gehabt hatte und was sie

ihm hätte sein können. Lilli's kindliche Natur entschuldigte die leichte Art, mit der sie ihn endlich aufgegeben hatte.

Es wäre möglich, daß Goethe erst dann sich entschloß, in Weimar zu bleiben, als die letzte Aussicht auf eine Versöhnung mit Lilli verschwunden war.

In schöner Weise sehen wir nun aber das Schicksal dafür Sorge tragen, daß lange Jahre nachdem diese Ereignisse Goethe's Herzen soviel zu schaffen gemacht, Lilli's Bild zum allerletzten Male vor ihm erschien und daß sie und er selbst neben ihr eine Art Verklärung empfing.

Lilli hatte drei Jahre nach ihrer Trennung von Goethe einen elsassischen Baron von Türckheim geheirathet, und Goethe sie, als er im Jahre 1779 in Straßburg durchkam, mit ihrem ersten Kinde gefunden, sie dann aber nie wieder gesehen. Als die französische Revolution ausbrach, flüchteten Türckheims und gelangten so im Jahre 1794 oder 1795 nach Erlangen, wo Lilli mit einer jungen Gräfin Egloffstein vertraut wurde, einer Weimaranerin, welche obgleich mit Goethe bekannt, nicht ahnte daß eine Lilli lebe und daß Frau von Türckheim diese Lilli sei. Eines Tages beginnt diese aber selbst davon zu erzählen, ihr ganzes Leben zu beichten und nun in einer Weise von Goethe's Einfluß auf sie zu reden, die etwas Ergreifendes hat. Wie sie ihm ihre geistige, ihre moralische Existenz schuldet, als deren Schöpfer sie ihn ansehe, wie er allein in ihrem Verhältniß in rührender Weise für sie Sorge getragen, er allein verhindert habe, daß sie »ohne Schaden ihrer bürgerlichen Ehre« daraus hervorgegangen sei. Mit einer Rückhaltslosigkeit, die den inneren Seelendrang bekundet, Goethe nachträglich ihre Dankbarkeit zu beweisen, machte

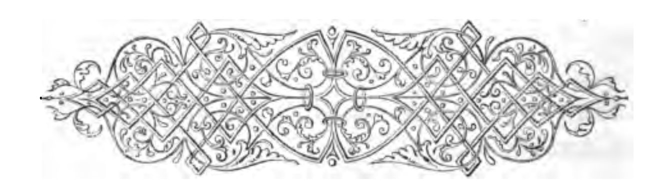
Lilli diese Geständnisse nicht für die Gräfin Egloffstein allein, sondern bittet diese am Schluß, Alles das Goethe in ihrem Namen wiederzusagen.

Die Gräfin jedoch unterläßt dies. Sie sei damals, entschuldigt sie sich, eine zu schüchterne, junge Frau gewesen um den Muth zu haben, Goethe von diesen Dingen zu reden. Später, als sie ihn in älteren Jahren wiedergesehn, habe ihre Taubheit sie verhindert, sich mit ihm mündlich darüber zu vernehmen; endlich, in ganz hohem Alter entschließt sie sich zu schreiben. Der Brief ist aus dem Jahre 1830, als Goethe achtzig Jahre zählte und gerade damit beschäftigt war, die letzten Partien von Dichtung und Wahrheit abzuschließen, mit denen er eben Lilli's wegen so lange gezögert hatte. Er antwortet ihr: »Nur mit wenigen Worten, verehrte Freundin, mein dankbarstes Anerkennen. Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wüßte ich nicht zu sagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine ebenso freudige Erquickung werden.«

Die Gräfin beschreibt Frau von Türckheim als eine schlanke Gestalt, mit mildem, schwermüthigem Ausdrucke.

Auch Lilli's Kinder, als sie in Weimar erschienen, wurden auf das Freundlichste von Goethe aufgenommen. Als Goethe im Jahre 1815 Boisserée über sein Verhältniß zu Lilli erzählte, im Wagen zwischen Heidelberg und Carlsruhe, hoffte er damals Frau von Türckheim in Carlsruhe wiederzusehen. Allein er fand sie nicht.





Zwölfte Vorlesung.

Weimar. Anna Amalia. v. Fritsch. Wieland.

Als Goethe nach Weimar ging, konnte er nach Hause nicht wieder zurück. Der Frankfurter Advocat war abgethan. An den Vater wurden einige Monate später, als sich herausstellte, daß Goethe in den sächsischen Staatsdienst treten müsse, Briefe geschrieben welche pro forma die Einwilligung verlangten: aber die Antwort hätte ausfallen können wie sie wollte, Goethe wäre nicht wieder in die alten Verhältnisse zurückgekehrt. Auch sehen wir gleich in den ersten Tagen entschieden, daß er in Weimar bleiben werde, wird auch die Form festgehalten als handle es sich nur um einen Besuch. Goethe schreibt hinterher, als Alles klar und abgemacht war, seiner Mutter einen sehr vernünftigen Brief, worin er ihr die Vortheile der neuen Lage auseinandersetzt und sie aufs Gewissen fragt, was denn geworden wäre, wenn er etwa in Frankfurt hätte bleiben wollen. Auch scheint mit Hülfe der Mutter der Vater das verstanden zu haben und willigte ein daß sein Sohn weimarischer Legationsrath mit 1200 Thalern Gehalt würde, »weil der Herzog ihn nicht entbehren konnte«.

Goethe war sechsundzwanzig Jahre als er nach Weimar kam. Um diese Zeit pflegt in der menschlichen Entwicklung ein Umschwung einzutreten: der Trieb aufzunehmen, zu lernen, sich anzuschließen, sich unterzuordnen geht über in das Bedürfniß, weiterzugeben, zu lehren, zu befehlen. Goethe besaß nun das was er sich lange gewünscht hatte: eine Stellung wo er ganz auf sich angewiesen war. Das Vergangne versinkt und empfängt etwas Traumhaftes, sein Leben beruht auf neuen Grundlagen.

Für Goethe als er 1775 Frankfurt mit Weimar vertauschte war der Unterschied ein stärkerer als wenn heute Jemand nach Amerika geht um dort zu bleiben. Entfernungen sind heute fast illusorisch: damals war das kleinste Fortgehen von zu Hause »eine Reise«. Goethe war ein Süddeutscher, vielmehr Südwestdeutscher: der Rhein sein Heimathsstrom, überall wo er gewesen flossen die Wässer dem Rheine zu. Die kurze Episode in Leipzig kann kaum gerechnet werden, denn da war nicht ein einziger Faden angesponnen worden der gehalten hätte. Das rheinische Leben ist ein rasches, bewegtes Leben auf der Straße oder doch außer dem Hause. Das Land ist reich und üppig. Jahre in denen nicht ein gewisser Überfluß herrscht, werden unter die schlechten Jahre gerechnet. Reicher unabhängiger Adel, reiche Kaufleute, reiche Landleute gaben den Ton an.

Mitteldeutschland dagegen und Thüringen war dürftiger, man lebte im Hause und behalf sich. Man hatte da nicht seinen eignen Wein im Keller, es wurde Bier getrunken. Sparsam gleichmäßig und still lebende Beamte gaben den Ton an und die Jahre waren schon gute die nicht geradezu schlechte waren.

In dem Jahrhundert in dem weder Eisenbahnen noch gar Chausseen das Land durchzogen, bot sich das fließende schiffetragende Wasser der rheinischen Lande noch in ganz anderem Maaße als heute zum belebenden Verkehrsmittel: Frankfurt war das Centrum einer unablässig zu- und abströmenden Bewegung; Weimar dagegen ein kleines armes Städtchen, abseits vom Wege. Erfurt erhob sich daneben als eine große Stadt gegen die Weimar nicht aufkam. Die Frankfurter Häuser waren Paläste gegen die Weimaraner Häuschen. Goethe war an belebte Straßen, an Drängen und Treiben gewöhnt: hier fand er nur sparsames Hin- und Hergehen, wo es Niemandem darauf ankam ob er schneller oder langsamer vorwärtskäme. Den jämmerlichen Eindruck den die Stadt damals machte, die nicht wie heute mit Park und Gärten und Landhäusern leise in die Landschaft verläuft, sondern mit Mauern und Gräben und einem eben abgebrannten alten Schlosse in kahler Umgebung lag, finden wir oft hervorgehoben.

Zu diesen Äußerlichkeiten aber gesellten sich noch weit wichtigere innere Unterschiede.

Goethe war in Frankfurt der Sohn einer der ersten Häuser. Die Familie gehörte nicht zu den vornehmsten Patriciergeschlechtern der Stadt, aber wenn das auch bei Goethe's Vater noch hervortreten konnte, Goethe selber, der Sohn, hatte diesen Mangel gänzlich in Vergessenheit gebracht. Der junge Goethe war etwas wie ein Prinz unter den andern jungen Leuten. Elegant, überall dabei, ein Advocat der sich etwas herausnehmen durfte, eine anerkannte literarische Macht. Mit seiner eignen vorwärtsstrebenden Unruhe stand er in lauter festen, wohlgefügten, ihm durchaus bekannten und geläufigen Verhält-

nissen. Jetzt war er in eine unsichere Lage versetzt worden, die er sich aus eigner Energie erst schaffen und befestigen mußte, war in die Mitte eines hochmüthigen, nur an den Verkehr im eignen Kreise gewöhnten Adels gestellt, von dem auch ihrerseits die Bürgerlichen sich, ohne Haß aber mit Entschiedenheit abgeschlossen hielten: in die bürgerliche Ressource in Weimar durfte kein Adliger aufgenommen werden. Die Stellung und Stimmung des thüringischen Adels wurde dadurch verschärft, daß man des Geldes wegen auf den Staatsdienst und die Stellen bei Hofe angewiesen war.

Goethe, dessen Umgang dieser Adel von nun an sein sollte, welcher ihn als »Genie« und als Vertrauten des Herzogs gelten lassen mußte ohne ihn jedoch zu sich zu rechnen, sah sich in eine nicht leichte Position gebracht. »Unter meinen Jugendfreunden befand sich kein Edelmann« erzählt er selber. Nun war er mitten in diese Gesellschaft hineinversetzt als Freund, Gewissensrath, Minister und Erzieher eines Souverains von noch nicht zwanzig Jahren. Er kannte die weimarischen Verhältnisse nicht. Er hatte keine Vorschule für befehlende praktische Thätigkeit durchgemacht, noch weniger wußte er zu gehorchen, und beides war fortan seine Aufgabe.

Dagegen kam ihm freilich der Leichtsinn der Jugend zu Gute, welche sich durch Schwierigkeiten nicht erschrecken läßt, die sie nicht aus Erfahrung kennt. Ein ungemeines Selbstgefühl belebte ihn. Er traute sich zu, durchzuführen was er einmal angriffe. Er sah auf die ganze Wirthschaft in gewissem Sinne herab, er wußte, daß er jeden Moment seine Zelte wiederabbrechen und nach Italien oder sonstwohin gehen könne. Er besaß das unbe-

schränkte Vertrauen des Herzogs und stand als alter Darmstädter der Herzogin besonders nahe, die, gleich ihm, aus Süddeutschland nach Thüringen neu versetzt worden war. Goethe war von Anfang an auf den nächsten Umgang mit der herzoglichen Familie basirt und als Familienrath hier bald unentbehrlich. Besiegelt wurde dieses Verhältniß durch die Gunst der Herzogin-Mutter. Diese Frau war die Seele des Weimaraner Lebens. Eine ausgezeichnete Fürstin. Die Nichte Friedrich des Großen.

Für die Geschichte der Herzogin-Mutter, sowie für Alles was den ersten Eintritt Goethe's in Weimar angeht, haben wir eine ganz vorzügliche Arbeit in dem 1874 erschienenen kleinen Buche des Freiherrn von Beaulieu-Marconnay: »Anna Amalia, Carl August und der Minister von Fritsch.« Fritsch war der Minister, auf dem bis zur Mündigkeitserklärung des Herzogs Alles beruht hatte und den es, da er Goethe's wegen zurücktreten wollte, ferner im Amte zu halten galt. Fritsch war ein älterer strenger Beamter, der keine Lust hatte einem leidenschaftlichen achtzehnjährigen neuen Souverain sich unterzuordnen und die Macht zumal mit einem hergelaufenen ausländischen Literaten zu theilen, der stets zwischen ihm und seinem Herrn gestanden haben würde. Der Inhalt des Buches des Herrn von Beaulieu ist die ausführliche Erzählung, wie es gelang, diesen Mann im Amte zu halten. Beaulieu, selbst alter Diplomat, giebt bei richtiger Auswahl der mitzutheilenden Actenstücke eine Darstellung, deren Einfachheit offenbar das Resultat der sorgfältigsten Durcharbeitung ist und die musterhaft genannt werden kann.

Was Anna Amalia anlangt, so enthält das Buch

als Anhang den Bericht der Gräfin Julie Egloffstein über die Jugend der Herzogin.

Amalia's Gatte, der Vater Carl Augusts, Ernst August Constantin, war als eine Waise unter gothaischer Vormundschaft in Gotha erzogen worden. Die Gräfin deutet die in Gotha vorhandene Absicht an, den Prinzen zu ruiniren um ihn zu beerben. Er war schwächlich: das benutzte man als Vorwand. Alle Weimaraner werden von ihm entfernt gehalten. Er darf das Zimmer nicht verlassen, man verstattet ihm die nothwendige Bewegung nicht, man giebt ihm eine Art von Hofnarren zur Gesellschaft. Durch diesen Menschen jedoch setzt sich der Prinz dennoch insgeheim mit den Weimaraner Beamten ins Einvernehmen. Von dort aus werden ganz in der Stille Schritte in Wien gethan, um seine Großjährigkeitserklärung im achtzehnten Jahre durchzusetzen. Ebenso im Geheimen wird mit Braunschweig wegen der Heirath mit einer dortigen Prinzessin verhandelt. Auf beiden Seiten setzt man die Sache durch und kommt plötzlich damit zum Vorschein. Der Prinz, befreit von seiner Gothaner Haft, wird 1755 für majorenn erklärt und 1756 mit der siebzehnjährigen Anna Amalia verheirathet. Im nächsten Jahre kommt Carl August zur Welt und abermals im nächsten Jahre stirbt der Herzog. Anna Amalia, noch nicht zwanzig, bleibt mit dem kleinen Prinzen, guter Hoffnung mit dem zweiten Kinde, allein zurück, durch das Testament des Herzogs zum einzigen Vormunde der Kinder und zur Regentin erklärt. Das war 1758. (Erinnern wir uns daran daß der siebenjährige Krieg zwischen 1758 und 1763 geführt wurde und daß die Herzogin eine Nichte Friedrich des Großen war.) Sie hatte im

ersten Augenblicke Niemanden auf den sie sich verlassen konnte, aber sie war entschlossen ihr Amt durchzuführen und es ist ihr gelungen.

Bewundrungswürdig, mit welchem Scharfblicke Amalia die Männer herauserkennt deren sie bedurfte, wie sie sie zu gebrauchen weiß und wie sie, hülflos zwischen der Politik von Dresden, Wien und Berlin mitten innestehend, ihr kleines Schiff zu steuern weiß.

Dabei hatte sie zwei Söhne zu erziehen, deren Charaktere zu formen keine leichte Aufgabe war. Der jüngere Prinz Constantin kommt für uns hier nicht in Betracht. Er war die schwächere weichere Natur und hat immer nur Verlegenheiten, nicht eigentliche Schwierigkeiten bereitet. Carl August dagegen war von härterem Stoffe. Es lag etwas Unbändiges in ihm, eine gewisse Wildheit, die zuweilen von denen die ihm nahe standen, Rohheit genannt wird, hervorgerufen und getragen durch eine gewaltige physische Kraft, im Schach gehalten aber durch die edelsten Eigenschaften des Herzens und des Geistes. Ohne Goethe's Freundschaft würde nicht soviel Licht auf ihn fallen, wir würden nicht so genau wissen, wie sein Charakter sich bildete. So aber verfolgen wir seine Entwicklung wie die Goethe's selber und sie erträgt die Helligkeit wohl, die uns, wenn auch nicht in Alles, so doch in Vieles hineinsehen läßt. Denn es versteht sich von selbst daß noch nicht alle Actenstücke der Weimarischen Archive zum Abdrucke gebracht werden können.

Wir sehen aus Beaulieu's Darstellung, wie diese kraftvolle Natur sich früh als künftiger Fürst fühlen lernte, und wie die Energie der Mutter dem Trotze des Sohnes entgegentreten mußte, welcher Kämpfe es auf beiden Seiten

erst bedurfte bis die Herzogin, welche die Zügel zu halten gewohnt war, und ihr Sohn, dessen Hände sie früh zu fassen wünschten, jedes die richtige Stellung gefunden. Endlich war die Großjährigkeit erreicht, die einen Abschluß dieser schwankenden Lage brachte. Eine gute Heirath hatte dem Werke die Krone aufgesetzt. Die Herzogin-Mutter zog sich ins Privatleben zurück. Diese Frau war die erste in Weimar, welche erkannte, daß des Herzogs Wahl, Goethe an seine Person zu fesseln, eine glückliche sei. Sofort tritt sie für Goethe ein und ihr darf wohl zumeist beigemessen werden, daß Goethe in Weimar geblieben ist.

Der Herzogin Amalia war in all ihren Unternehmungen zu statten gekommen, daß sie neben männlicher Festigkeit und Nüchternheit in geschäftlichen Dingen die angenehmste Leichtigkeit im geselligen Verkehre besaß. Sie war gutmüthig, trug den besten Willen entgegen, hatte Freude am Leben und hegte das herzliche freie Wohlwollen, das, wenn es nicht mit Schwäche gepaart ist, die Menschen sofort gewinnt und an untrüglichen Zeichen gleich erkannt werden kann: diese Herzenswärme vermag Niemand zu heucheln.

Sie war feingebildet und wußte mit Gelehrten und Künstlern umzugehen. Sie zeichnete selbst, sie componirte, sie liebte das Theater, sie bedurfte einer unbefangenen heiteren Umgebung. Endlich, sie war noch jung. Die Herzogin zählte erst sechs- bis siebenunddreißig Jahre, als sie, wie eine Wittwe die nun nichts mehr zu thun hat, sich auf ihr Altentheil setzte. Sie besaß ihre volle Energie und wußte sich auch jetzt noch zu thun zu machen.

Es giebt viele und gute Portraits von ihr. Sie hatte

ausdrucksvolle lebendige Züge. Ihr Auge erinnert an das Friedrich des Großen, dem sie in älteren Jahren, wie eine Büste aus dieser Zeit erkennen läßt, auch in den Zügen immer ähnlicher geworden ist. Friedrichs Augen werden einmal mit zwei durchbohrenden Lichtern verglichen, die ihrigen mögen etwas davon gehabt haben. Wie Goethe's Augen blickten und leuchteten, ist oft genug gemerkt und beschrieben worden. Wenn zwei solche Naturen sich begegneten, konnten sie sich nicht täuschen über einander. Goethe war der Rechte!

Sehen wir nun, welche außerordentlichen Vortheile Goethe wiederum mitbrachte, um diese Entscheidung der Herzogin für ihn hervorzurufen.

Goethe war neu in Weimar; keine Erinnerung an vergangne Mißhelligkeiten, von denen die Regentschaft der Herzogin erfüllt gewesen war, knüpfte sich an seine Person. Er war jung: wenn ein junger Fürst von Achtzehn einem Freunde folgen sollte, mußte auch der jung sein. Er besaß den geistigen Horizont, der Carl August imponirte, denn er stak nicht nur völlig in den Ideen des neuesten Tages, sondern er sah noch über sie hinaus. Und dazu, er war gesund, kraftvoll, lebenslustig und unbekümmert wie der Herzog selber. Wen hätte man besseres finden können, Carl August zu imponiren, sich an ihn zu attachiren, und ihn zu leiten ohne daß er es merkte?

Sagte dies der Herzogin ihr natürlicher Tact, so bestärkte sie darin Jemand, der ihr Vertrauen besaß und den sie, was das Literarische anlangte, als Autorität ansah: Wieland. Wieland wurde von Goethe in Weimar vorgefunden. Er hatte als alter zünftiger Dichter und Schriftsteller in Deutschland eine angesehene Stellung inne

und saß, bereits vier Jahre früher nach Weimar berufen, dort fest und sicher. Auch er wurde von Goethe jetzt mit Sturm genommen.

Wieland darf in jeder Deutschen Literaturgeschichte viel Raum beanspruchen. Er hat großen Einfluß gehabt und wenn er auch heute nicht mehr gelesen wird, so ist er seiner Zeit dennoch einer der mächtigsten und fruchtbarsten Schriftsteller gewesen. Neben Klopstock, Lessing und Herder bildete er die vierte literarische Großmacht in Deutschland. Daß sich Goethe anfangs gegen ihn aufgelehnt hatte, verstand sich von selbst und ebenso daß Wieland dadurch beleidigt worden war. Desto überraschender deshalb und desto vollständiger, als sie in Weimar zusammentrafen, die nun stattfindende Überrumpelung, desto rückhaltloser nun auch die Unterwerfung Wielands unter Goethe.

Über Wieland sind wir gut unterrichtet. Ausgedehnte Briefe sind vorhanden, von ihm und über ihn, und außerdem bietet seine Natur keine dunklen Stellen, er ist gutmüthig, ist eitel, ist empfindlich, braucht starke Baarzahlungen von Bewundrung: man weiß gleich wie man mit ihm daran ist, die Hälfte der gedruckt vorliegenden Documente würde genügen dies erkennen zu lassen. Wieland war Redacteur des Deutschen Merkurs, der Lieblingszeitschrift der mittelmäßigen Leute in Deutschland und aus diesem Bewußtsein heraus als solche von ihm redigirt. Er hatte die Gabe, es dem Publikum recht zu machen, das er zu leiten schien während er sich insgeheim aufs Schlauste dem allgemeinen Geschmacke unterordnete. Er war ein unselbständiger, aber äußerst betriebsamer Mensch und besaß eine solche Lebensgewandtheit daß er sich in

alle Lagen zu schicken und sich überall behaglich einzurichten wußte.

Auch dieser Deutsche Dichter war aus einem Pfarrhause gekommen. Wieland ist 1733 in Biberach geboren, war also bedeutend älter als Goethe, wenn auch als 43jähriger Mann an sich nicht alt, als sie sich trafen. Schon mit zwölf Jahren hatte er, (wie Voltaire seiner Zeit), präsentable Verse gemacht und war früh in die Welt hinausgestoßen worden. Von der Schule in Klosterbergen bei Magdeburg kam er sechszehnjährig nach Erfurt, ging von dort nach anderthalb Jahren wieder an den Rhein nach Hause und hatte damals ein großes Lehrgedicht: »Die Natur der Dinge« vor. In diese Zeit fällt sein Liebesverhältniß mit Sophie Gutermann. Er ging dann nach Tübingen, um die Rechte zu studiren, wandte sich aber nun völlig der Schriftstellerei zu und trat bereits vor seinem zwanzigsten Jahre mit dem ersten gedruckten Werke hervor, für das er Klopstock zum Muster genommen hatte. Vorbilder hat Wieland immer gehabt, er verstand es nicht anders.

Er geht nun zu Bodmer nach Zürich und macht sich zum Propheten von dessen begonnener »Noachide«, die natürlich eine Tochter des »Messias« war und von der er selber wiederum die nöthige Begeisterung für ein Friedrich den Großen verherrlichendes Heldengedicht »Cyrus« empfing. Hieran und an anderen Dingen arbeitete er als Hofmeister bei Zürich auf dem Lande. Scherer hat seine dortigen Verhältnisse zu fast einem Dutzend Frauen, die unter allegorischen Namen in seinen Dichtungen figuriren, zu entwirren gesucht.

In Bern, wo er abermals Hofmeister war, verfaßte

Wieland ein Trauerspiel und trat 1760 in seiner Heimath Biberach eine feste Stellung als Kanzleidirector an. Zwei Jahre darauf erschien seine inzwischen mit Herrn von Laroche verheirathete Sophie in seiner Nähe und nahm sich, sammt ihrem Gatten, aufs freundschaftlichste des alten Geliebten an, der jetzt in ein neues Fahrwasser geräth. Er lernt den vornehmen Ton, giebt sich dem Einflusse der französischen und englischen Literatur hin und entfaltet auf der so gewonnenen Grundlage nun eine ungemeine Thätigkeit. Sein verdienstlichstes Werk ist die Übersetzung Shakspeare's, welche 1762—1766, lange also vor Goethe's Zeiten herauskam. In dem Jahre, in dem Goethe, von Leipzig zurückgekommen, sich zu Hause für Straßburg vorbereitete, ging Wieland bereits als Professor Primarius der Philosophie und kurmainzischer Regierungsrath nach Erfurt.

Erfurt, das erst 1802 preußisch und erst 1814 eine Festung geworden ist, war ein uralter Sitz geistigen Lebens in Deutschland. Im vierzehnten Jahrhundert wurde die Erfurter Universität gegründet. Luther studirte dort als Augustinermönch. Durch das Reformationszeitalter und den dreißigjährigen Krieg hindurch hielt sich Erfurt als freie Stadt, bis es Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an Kurmainz fiel. Zehn Jahre vor Wielands Ankunft war die Erfurter Akademie der Wissenschaften gestiftet worden. Die Erfurter Bibliothek war berühmt, Weimar gravitirte geistig damals dahin, bis Jena in der Folge diese Stelle einnahm.

In Erfurt jetzt brachte Wieland Rousseau seinen Tribut dar. Wielands Specialität war, die Fürsten zu regeneriren. Der Titel des Buches, in dem er seine Lehren

niederlegte, lautet: »Der goldne Spiegel oder die Königin von Scheschian.« Er stellt einen idealen Staat nach eigner Idee darin auf, den er nach Asien verlegt. Asien war gegen Mitte des vorigen Jahrhunderts das Arkadien der Schriftstellerei. Persien war der gewöhnlichere Schauplatz: sollte die Tugend der Menschen ganz glaubwürdig erscheinen, so verlegte man den Schauplatz nach China. Die Chinesen waren die große, gerechte, sanfte Nation, bei denen alle Vortrefflichkeit sich von selbst verstand. Als chinesische Weisheit präsentirt sich denn auch was Wieland hier für Fürstenerziehung vorbringt. Das Buch enthält im Auszuge, was irgend einem Fürst zum Besten seines Volkes an leitenden Gedanken von Nutzen sein könnte. Insofern keine unnütze literarische Unternehmung, als Kaiser Josef als junger Herrscher eben mit diesen Grundsätzen ausgerüstet den Thron bestiegen hatte. Das Buch machte Aufsehen. Heyne schreibt an Herder: »Haben Sie bereits den Goldnen Spiegel? Entwickelt sich das Wielandsche Genie nicht zu seinem Vortheil und kommt in das Geleis, in das wir es haben wollen? Das Meiste ist zwar en second gedacht; vielleicht fast Alles; aber die Einkleidung, wenn sie auch gleich selbst erborgt ist, hat doch einen eigenen Charakter, dünkt mir.« Herder dagegen meldet der Flachsland, auf Wielands Goldnen Spiegel »freue er sich unermeßlich«. Und hinterher, nachdem er das Buch gelesen hat: »Wielands Goldner Spiegel ist zwar nur eigentlich ein politisches und Regierungscollegium für große Herren, sonst aber zwischen schöne Scenen.«

Will man nun recht gewahren, mit welch souveränem Überblick Goethe die Dinge ansah, so lese man seine Recension des Buches in den Frankfurter Anzeigen. Er be-

ginnt mit der Construction des ganzen Wieland, dem er drei Perioden seiner Entwicklung nachweist und dem er in der Ausarbeitung dieses, damals letzten Werkes mit einer Ruhe und Sicherheit nachfolgt die bewunderungswürdig ist. Goethe erkennt die Nützlichkeit des Buches an, verhehlt jedoch nicht, nach welchen Vorbildern es gearbeitet worden sei, und läßt merken wie wenig praktischen Werth er solchen Arbeiten beimesse. »Wie verehrungswürdig ist der Mann, urtheilt Goethe mit leiser Ironie über Wieland, der bei seiner so großen Weltkenntniß noch immer soviel an Einfluß glaubt und von seinen Nebenbürgern und dem Lauf der Dinge keine schlimmere Meinung hat.«

Dieses Buch durfte die Aufmerksamkeit Amalia's um so eher erregen, als die politische Weisheit darin einer Frau auf die Lippen gelegt wird. Wieland wurde den nächsten Winter auf eine Redoute nach Weimar eingeladen. Die Herzogin bittet ihn um Erziehungsprincipien für ihren Sohn und er ertheilt sie in einem langen, zierlich gefaßten, sentimentalen Briefe. Es wird eine ausführliche Charakteristik des Erbprinzen gegeben, dem nur das Eine fehle »daß man einen aufgeklärten Fürsten aus ihm mache«. Die weitere, etwas weitschweifige Correspondenz zwischen Wieland und der Herzogin darf nicht nach dem heutigen Cours der darin abgehandelten Themata taxirt werden: wir sehen wieder, mit welcher Gewissenhaftigkeit man damals sich über alte Vorurtheile zu erheben und das zu erwerben suchte, was unter »Aufklärung« verstanden wurde.

Wieland war es in Erfurt nicht behaglich. Die Professoren dort wollten ihn nicht gelten lassen. Er brauchte

etwas das eher in Weimar als in Erfurt zu holen war: noch 1772 siedelt er nach Weimar über, wo er den Deutschen Merkur gründet und durch Romane, Gedichte und sonst schriftstellerische Producte jedes Genres seinen Ruf vergrößert. Seine Süßlichkeit, seine Liebedienerei gegen das Publikum, seine literarischen schlechten Manieren fanden jetzt volle Gelegenheit zu Tage zu treten, und es entwickelte sich bei Goethe und dessen Freunden die Abneigung gegen ihn, die in dem verhöhnenden Pamphlet »Götter, Helden und Wieland« zum offenen Ausbruche kam. Doch ist es gleichgültig diesen Verhältnissen ins Specielle nachzugehen, da sie gar keine Folge hatten. Die Laroche, Jacobi und Andere vermittelten immer wieder, Wieland ließ sich viel gefallen und Goethe selber, noch ehe er nach Weimar ging, hatte ihm geschrieben, worauf Wieland sich sofort als »radicaliter umgestimmt« zu erkennen gab. Der Haupteffect sollte jetzt aber dem persönlichen Zusammentreffen vorbehalten bleiben. Wieland verfällt in Anbetung und beginnt, gleich Jacobi, in Lavater-Goethe'scher Sprache zu schreiben, die er selber im Merkur früher verhöhnt hatte.

Einmal in Weimar mit ihm zusammen, läßt es nun auch Goethe jedoch an Bewundrung nicht fehlen. Wieland vollendete dort die Dichtung, die von allen seinen Werken heute allein noch Lebenskraft besitzt, Goethe's Voraussage zufolge, der, als er sie zum ersten Male hörte, ausrief, sie werde bewundert werden so lange es eine Deutsche Sprache gebe: das romantische Epos »Oberon«. In dem graziösen Tone den die Italiäner des 16. Jahrhunderts für diese Dinge aufgebracht hatten und dessen leichter ironischer Klang von den Franzosen bis zum übermüthigen Spotte erweitert worden war, erzählt Wieland die Abenteuer des

von Karl dem Großen nach Babylon gesandten Hüon, der allerlei unmöglich zu erreichende Dinge von da zurückzubringen hatte. Die Nachahmung der italiänischen Maaße ist späteren Dichtern besser, d. h. correcter gelungen, die bei Wieland hineinspielende französische Grazie aber hat nach ihm Niemand wieder besessen und Goethe's Enthusiasmus ist wohl begreiflich.

Dieser Taumel also, in den wir Wieland verfallen sehen, hatte sich der gesammten Weimaraner Societät bemächtigt, als Goethe, der Dichter des Götz und des Werther, auf kurzen Besuch, wie man wähnte, dort eingetroffen war. Er wurde wie der Adam einer neuen geistigen Weltordnung begrüßt, auf die man in Weimar, wie überall, so sehnlich hoffte. Der erste Winter stand bevor, an dem der junge Hof mit Festlichkeiten debütiren würde. Rauschende Vergnügungen, sehr unschuldig an sich, aber die Köpfe der Menschen und ihre Tage und Nächte völlig ausfüllend, werden ins Werk gesetzt. Zugleich jedoch beginnt in dem Maaße als offenbar wird, daß es bei Goethe's Anwesenheit auf mehr als bloßen Besuch abgesehen war, das ingrimmige Gefühl derer zu wachsen, welche zu alt waren um sich durch dergleichen amüsiren zu lassen, welche wohl wußten daß schließlich doch aus voller Sachkenntniß heraus regiert und nüchtern gewirthschaftet werden müsse, die den bisherigen Zustand mit Mühe geschaffen und aufrecht erhalten und das Geld, das jetzt flott ausgegeben wurde, mühsam bei Pfennigen gespart hatten. Sie wußten, eines Tages werde man sich wieder an sie wenden müssen. So haben wir die Dinge zu nehmen, sowohl um das Widerstreben des Herrn von Fritsch zu verstehen, als auch um die Meisterschaft Goethe's zu würdigen, welcher den

19*

durch die Verhältnisse tief gekränkten Mann dem Herzoge, dem Lande und sich selbst zu erhalten verstand. Herr von Beaulieu führt uns Schritt vor Schritt durch diese Verhandlungen, wir lernen Goethe als einen vorsichtigen Diplomaten kennen, wir sehen den Herzog sich ebenso würdig als in ächt fürstlicher Weise nachgiebig zeigen und gewahren mit einer Art Genugthuung, wie es zuletzt, als Niemand mehr aus und ein weiß, Anna Amalia's bedurfte um das rechte Wort zu finden das Fritsch zum Bleiben bewog. Die Briefe in denen diese Dinge zum Austrag kommen, haben etwas Ergreifendes. Alle vier Charaktere zeigen sich rückhaltslos und machen die höchsten geistigen Anstrengungen deren sie fähig sind. Der Kampf, in den man sich eingelassen hatte, mußte Jedem klar machen, mit wem er es zu thun habe. Und indem Fritsch sich endlich mit Vertrauen erfüllen und zu bleiben bewegen läßt, stellt er dadurch nicht nur Goethe, neben dem er von nun an weiter dienen will, zu dessen eigner Genugthuung das glänzendste Zeugniß aus, sondern giebt zugleich dem Herzoge und seiner Mutter zu erkennen, daß sie in der Wahl dieses neuen Freundes nicht fehlgegriffen hätten.

Dieses Nachgeben eines Mannes, den keine äußern Rücksichten bewegten und der auf das Gewissenhafteste mit sich zu Rathe ging, soll uns für Goethe und den Herzog aber noch weitere Dienste leisten.

In demselben Mai 1776 in welchem diese Dinge zum Austrage kamen, langte der berühmt gewordene Brief Klopstocks an, der in Hamburg von Hörensagen Ungeheuerlichkeiten über die Weimaraner Wirthschaft vernommen hatte. Goethe war in Klopstocks Augen jetzt ein Mensch, durch den ein junger, zu Tugend und Völkerglück bestimmter

Fürst auf den Weg des Lasters geführt wurde. Wir müssen bedenken, um wie ernste Dinge es sich für Goethe damals in Weimar handelte, um völlig zu begreifen, daß er dem ehrwürdigen Hamburger Onkel in einer Weise antwortete, welche rücksichtslos klingt, denn bei Allem was Klopstocks Brief Scharfes enthält, leuchtet die innere Besorgtheit um das Seelenheil des Herzogs und Goethe's durch, zweier jungen Leute von großen Hoffnungen, auf die moralisch einzureden er sich wohl gestatten durfte. Goethe weist Klopstock trocken, oder sagen wir, grob ab. Zugleich aber giebt er doch die nöthigen Aufklärungen, wenn auch nicht nach dieser Seite.

Die Gebrüder Stolberg waren an der Sache Schuld gewesen. Man wollte sie in Weimar zu Kammerherren machen, Alles war fest verabredet, als Klopstock, auf Gerüchte der Schwelgerei in Weimar hin, wo man Cognac aus Biergläsern tränke und der Herzog und Goethe gemeinschaftlich dieselbe Maitresse hätten ꝛc., sein Veto einlegte und jenen Brief schrieb.

Goethe wendet sich jetzt einmal wieder an seine vertraute Freundin »Gustchen«. Der Inhalt seines langen Briefes ist ein Bericht, was einige Tage lang in Weimar damals so etwa vorzufallen pflegte, mit welchen Gedanken er morgens aufgestanden sei, wohin er gegangen sei, was er gethan, gedacht, empfunden habe. Ganz wie aus den Zeiten als er ihr von Lilli schrieb. Dieser Brief giebt einen Einblick in die damalige Weimaraner Existenz der wie ein Sonnenblick über die ganze Zeit fällt, und neben dem Verwirrten, Gehetzten, Unruhvollen das stille, einfache, ländliche Leben hervortreten läßt. Uebrigens erklärte der eine Stolberg, auch wenn er Weimar aufgab,

Klopstock sogleich auf das entschiedenste, das er die über Goethe und den Herzog verbreiteten Gerüchte für Geschwätz halte.

Indessen nicht aus diesem Briefe allein lernen wir, wie es am Hofe zu Weimar zuging: mit Goethe's Eintritt in die neue Heimath bildete sich dort ein neues Herzensverhältniß, das ihn Jahr auf Jahr und beinahe Tag auf Tag zu Mittheilungen über sein Thun und Denken brachte, die als einzig in ihrer Art gelten dürfen und von denen ich in der nächsten Vorlesung sprechen werde.





Dreizehnte Vorlesung.

Frau von Stein.

Dichtung und Wahrheit schließen ab mit Goethe's Eintritt in Weimar. Die Fortsetzung seiner Selbstbiographie hat er in jährlichen summarischen Berichten gegeben, deren Abfassung von der in Dichtung und Wahrheit festgehaltenen sehr abweicht. Es sind gleichsam nur Inhaltsangaben dessen was an Ereignissen und Menschen und Thätigkeit absolvirt wurde. An Material fehlt es nun nicht für die weitere Darstellung dieser Jahre, im Gegentheil, die Documente jeder Art mehren sich so, daß die Fülle immer nur größer wird; unersetzlich aber bleibt Goethe's eigne Erzählung im alten Tone, weil nichts für den nun anhebenden Mangel desjenigen Elementes eintreten kann, das Goethe selbst neben der »Wahrheit« mit »Dichtung« bezeichnet.

In jedes Menschen Erinnerung bildet sich der Mythus des eignen Lebens. Nur vor den nach innen gewandten Blicken runden sich unsere Erlebnisse zu den großen Massen, die ihre besonderen Umrisse und Färbung haben. Die Proportion dieser Massen zu einander kann fremde Beobachtung nicht feststellen. Und so, da Goethe die Geheimnisse seines Lebens von nun an nicht mehr im Zusammen-

hange verrathen hat, gehen wir nicht mehr mit der Sicherheit weiter wie wir bisher konnten.

Es beginnt mit seiner Uebernahme der neuen Stellung in Weimar die Epoche der »Zehn Jahre«, welche mit der Reise nach Italien ihren Abschluß findet und als deren vornehmstes Kennzeichen wir den unerwarteten Umschwung hinstellen, der mit Goethe als literarischer Persönlichkeit eintrat.

Wir haben gesehen wie Goethe von Jahr zu Jahr seinem Ideale mehr entgegenkam: frei von bürgerlichen Pflichten nur der Dichtung zu leben, und wir gewahren nun mit dem Beginn der Weimaraner Zeit eine Aenderung seiner Grundsätze in dieser Beziehung und eine Umwandlung seiner Gewohnheiten, die in Erstaunen setzt. Goethe bricht in der bisherigen literarischen Thätigkeit kurz ab. Er giebt den alten Kreis seiner Frankfurter, Darmstädter und rheinischen Freunde als natürlichen Publikums, für das er arbeitete, auf; weder als Dichter noch als Kritiker bleibt er mit ihnen im Zusammenhang, er verzichtet überhaupt auf alle dichterische und schriftstellerische Thätigkeit in erster Linie. Der Ruhm, zu den jungen Dichtern zu gehören auf die man in Deutschland Hoffnungen setzte, reizt ihn nicht mehr. Wenn Sie in Hirzel's Katalog ansehen, was Goethe von 1776—1786 an Dichtungen und andern Arbeiten veröffentlicht hat, so werden Sie bemerken wie die Jahrescolumnen immer enger werden und weniger enthalten. Goethe zieht sich während dieser ersten zehn Jahre in seine amtliche Thätigkeit völlig zurück, opfert ihr seine beste Kraft und erfüllt die übernommenen Pflichten mit einer Ausdauer, die wir um so mehr bewundern, als wir zu ermessen im Stande sind, wie sehr

er die ungeheure Last dieser Bemühungen und ihre Fruchtlosigkeit bald zu empfinden begann. Das ist der Inhalt der Epoche die jetzt beginnt, über die wir in Einzelnheiten so genau unterrichtet sind, daß wir, nachdem Schöll und Düntzer begonnen und Burkhardt und Keil die letzten Nachrichten geliefert haben, fast von Tag zu Tag den materiellen Inhalt von Goethe's Thun und Lassen bestimmen können. Auf das Intimste wissen wir in Dingen Bescheid, von denen gewiß seiner Zeit Niemand glaubte, daß ihr Zusammenhang nach so viel Jahren mit so haarspaltender Genauigkeit festgestellt werden würde, und dennoch: alle diese Notizen ersetzen den Einblick in den eigentlichen Zusammenhang der Ereignisse nicht, den Goethe in vielen Fällen verschweigen wollte und den keine Kritik wieder zum Vorschein bringen kann. Dadurch eben ist es gekommen, daß wir mitten im Übermaaße unserer Kenntniß bei jedem neuen Zuwachse nur um so schmerzlicher die formende Hand des Mannes selber vermissen, der von jetzt ab die Bausteine seines Lebens nicht mehr zu einer klaren Architektur zusammenfügt, wie er bis dahin gethan hat.

Indessen je weiter der Mensch in den Jahren fortschreitet, je zerzauster sind seine Tage. Goethe selber musten seine Erlebnisse immer weniger zusammenhängend erscheinen und das Ziel immer räthselhafter, dem er zusteuerte. Er fühlte wohl — abgesehen von äußeren Rücksichten, die ihn zu schweigen zwangen — daß nur die Jugend sich in unserer Erinnerung in ein Märchen umwandle und daß die späteren Jahre weniger dazu gemacht seien. Suchen wir so gut wir können das Besondere nun zum Allgemeinen zusammen zu fassen. Die »Zehn Jahre« von denen ich jetzt als geschlossener Epoche rede, sind keine

Erfindung der beobachtenden Kritik. Goethe selber spricht von ihnen als einem Ganzen, indem er sie auch seine »zweite Schriftstellerepoche« nennt. Auch haben sie soviel Gemeinsames in sich und stechen so sehr von der vorhergehenden wie der folgenden Zeit ab, daß von diesen Jahren als einer besondern Zeit zu reden, geboten ist.

Am offenbarsten aber tritt Goethe uns während ihrer Dauer in seinem Verhältnisse zu Frau von Stein entgegen, die ihn so ganz an sich kettete, daß es fast den Anschein gewinnt als habe diese Frau ihn festgehalten wie Ulysses von Calypso gehalten wurde. Goethe's Liebe zu Frau von Stein ist ein um so wichtigeres Capitel, als seit dem Bekanntwerden ihres Briefwechsels, d. h. der Briefe, welche Goethe an sie gerichtet hat, denn die ihrigen sollen verbrannt sein, die Frage darüber, wie er und diese Frau zueinander gestanden hätten, immer aufs Neue aufgebracht und in den neusten Tagen besonders mit persönlicher Heftigkeit, ja fast Gehässigkeit erörtert worden ist.

Goethe's leidenschaftliche Verhältnisse vor seiner Weimaraner Zeit haben etwas Gemeinsames: Goethe selbst und allein ist es da immer der seinen Geliebten die Macht schenkt, ihn zu entzücken. Wir haben ein indisches Märchen, daß die Berührung durch die Hand eines jungen Mädchens Bäume zum Blühen bringt. Goethe begegnet einer einfachen und lieblichen Erscheinung; sein Herz bedarf gerade einer Göttin; das ganze Feuer seiner eignen Natur strahlt ihm jetzt aus den Blicken dieses Mädchens wieder entgegen, dessen Augen, und wären sie noch so schön, ohne Goethe selber niemals so viel leuchtende Kraft besessen hätten. Jedesmal wiederholt sich dann derselbe natürliche Proceß: nach einer kurzen Zeit der Blüthe

tritt Stillstand ein, dann leises Mattwerden, dann Verwelken und endlich ist Alles vorüber; nur die peinigende Frage bleibt: wie war das ganze Erlebniß möglich gewesen? Auch mit Lilli erging es ihm nicht anders und daß diese ein Bischen klüger gewesen war als Lotte und Friederike und die übrigen, die ich gar nicht genannt habe, ändert nicht viel. In Frau von Stein aber begegnete Goethe zum ersten Male einer Kraft, die ihr eignes Feuer besaß.

»Goethe's Briefe an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826« hat A. Schöll, dem wir das Beste über diese Zeit verdanken, in drei Bänden herausgegeben. Aus den Stein'schen Familienpapieren hat Düntzer ein Lebensbild »Charlotte von Stein, Goethe's Freundin« in zwei Bänden zusammengestellt. An dem Streite über die Natur ihres Verhältnisses zu Goethe haben sich Düntzer, Stahr und Keil betheiligt. Diese Kämpfe dauern noch fort. Es ist nicht meine Absicht, in sie einzutreten und die Ausführungen dieser drei Widerparte hier zu discutiren, sondern meine eigne Meinung einfach auszusprechen.

Die Briefe Goethe's an Charlotte von Stein bilden eines der schönsten und rührendsten Denkmale, welches die gesammte Literatur besitzt. Man wird diese Briefe lesen und commentiren so lange unsere heutige Deutsche Sprache verstanden werden wird. Aus diesen Briefen nicht nur, sondern aus einer ungemeinen Fülle von Material jeder Art, sind wir über Frau von Steins Charakter, sowie über ihren und ihrer weitverzweigten Familie Verkehr mit Goethe unterrichtet. Auf alle diese Acten hin aber, ist es meiner Ansicht nach nicht möglich, Goethe's und Frau von Stein's Verhältniß anders zu charakterisiren,

als daß wir es eine hingebende Freundschaft edelster Art nennen. Ohne diese Annahme würde ein Quantum Lüge, Selbsttäuschung, Vergeßlichkeit, ja Frechheit bei dieser Frau, und ein Quantum Kälte, Rohheit und abermals Frechheit bei Goethe angenommen werden müssen, zu dem ihre beiderseitige Naturanlage in gar keinem Verhältnisse stände. Man müßte Frau von Stein wie Goethe, nur um die unnöthige Hypothese aufrecht zu erhalten: Frau von Stein sei seine Maitresse gewesen, diese Eigenschaften, für die ihr übriges Leben gar keine Belege liefert, willkürlich anhängen.

Indessen wir wissen, wie sehr wir uns im Leben täuschen lassen können. Man lese die Zeugenverhöre so manches neuesten Processes, um zu sehen, wie sich Menschen enthüllen wenn alle Schleier schonungslos fortgerissen werden, wie unklar die Menschen in ihren Urtheilen oft über diejenigen sind die ihnen am nächsten stehen, auch wie unmöglich es oft ist, durch die massenhaftesten Vorführungen von Zeugen festzustellen, was Wahrheit und was Lüge in einem Charakter sei. Ich will deshalb in keiner Weise behaupten, daß meine Auffassung von der Natur der Verbindung zwischen Frau von Stein und Goethe sich im juristischen Sinne beweisen lasse. Ich will nur sagen, wie sie sich bei mir gebildet hat.

Wir gehen bei unserer Beurtheilung menschlicher Verhältnisse von der eignen Erfahrung aus. Jahr aus Jahr ein vermehrt sich unser Vorrath an Kenntniß und Erkenntniß dessen was das menschliche Leben mit sich bringt. Wenn wir hören, ein Mann habe erst seine Frau, dann seine Kinder ermordet, sei dann ruhig ins Wirthshaus gegangen rc. rc., so rufen wir nicht indignirt aus: das

ist eine Verläumdung des Menschengeschlechts, dergleichen glaube ich dann erst wenn ich dazu absolut gezwungen werde; sondern wir gestehen uns, daß dergleichen leider oft genug geschehen sei. Erfahrung im eigentlichen Sinne liegt hier für die welche keine Criminalbeamte sind, nicht vor, aber eine gewisse Weltkenntniß, welche zumeist durch die Zeitungen vermittelt wird, lehrt uns, daß dergleichen immer wieder vorkomme.

Es giebt diesen offenen Schandthaten gegenüber, bei denen wir selten als Zuschauer in Person betheiligt sind, nun jedoch Fälle, die sich mehr als Verwirrungen bezeichnen lassen und über die sich unser Urtheil nicht aus den öffentlichen Nachrichten, sondern aus der privaten persönlichen Erfahrung bildet. Wenn von einer verheiratheten Frau und deren Liebhaber gesprochen wird, fällt Jedem dies oder jenes ein und er hält mit dem Urtheil zurück; man glaubt nicht Alles sofort, stellt auch nichts in Abrede, sondern läßt die Dinge auf sich beruhen bis man Leuten begegnet, die genau unterrichtet sind. Man qualificirt auch dergleichen nicht sofort als »Ehebruch«, als Verbrechen. Mag rein juristisch auch erlaubt sein, so zu sprechen: factisch wissen wir, wie sehr man unterscheiden müsse, und daß hier stets ganz eigenthümliche Fälle vorliegen. Niemandem, wenn er Frau von Steins Verhältniß zu Goethe beurtheilt, fällt ein zu sagen: es handelt sich hier um den furchtbaren Unterschied, ob wir dieses Verhältniß für ein verbrecherisches zu halten haben oder nicht. Man nimmt die Sache leichter. Und deshalb, auf der einen Seite, warum sollen wir uns in Positur werfen, um diese Frau »von einer vernichtenden Anklage zu reinigen«, da niemand sie damit »vernichten« will? Und auf

der andern Seite aber, warum sollen wir ohne Weiteres, auf Möglichkeiten hin, Frau von Stein einer Handlungsweise für fähig erklären, von der denn doch Niemand wünschte, seiner Mutter oder auch Großmutter könne dergleichen vorgeworfen werden? Ist der juristische Grundsatz: quisque praesumitur bonus bloß aus einer zufälligen Gutmüthigkeit der (gewiß nicht gutmüthigen) römischen Juristen zu verdanken, oder entsprang er tief menschlicher Erfahrung? Liegt bei Frau von Stein und Goethe etwas vor, das uns zwingt, sie in einem Verkehre zu denken, der, wenn wir Goethe's intimes Leben mit dem Manne seiner Freundin und deren Kindern sehen, ein sehr häßlicher war? Kommt dergleichen, französische erfundene Sensationsromane abgerechnet, alle Tage als das Gewöhnliche vor? Ist irgend Jemandem aus eigner Erfahrung oder von Hörensagen ein Verhältniß bekannt wie folgendes:

Ein junger Mann tritt in eine Familie ein, in der er neben der Frau bald die Stelle und die Rechte des Ehemanns einnimmt. Der Mann, übrigens als Ehrenmann bekannt, will nichts davon wissen oder weiß nichts davon. Die Kinder attachiren sich auf das innigste an den Freund der Mutter. Es entsteht eine jahrelange, aller Welt offenkundige Freundschaft unter den Augen einer scharfsichtigen kleinen Stadt und trotz alledem bleibt, was die Hauptsache anlangt, ein solcher Schleier über den Dingen, daß Niemand im Stande ist, selbst wo der gute Wille vorhanden war der Frau Böses nachzusagen, dies zu können. Und als nach Jahren Entfremdung an Stelle der alten Intimität tritt und abermals alle Welt darüber spricht, kann abermals der Frau nicht das Geringste nachgesagt werden.

Und das soll möglich gewesen sein! Nach fast hundert Jahren, auf Grund unvollständig gedruckter Briefschaften wird behauptet, ein so widersinniges Verhältniß, dessen wir zur Erklärung keiner Thatsache etwa bedürfen, habe bestanden. Mir scheint das nicht erlaubt. Nicht um Goethe's und Frau von Steins willen, sondern im Interesse der historischen Methode. Ich will hier keine »Rettung« vollführen. Die Leute sind lange todt und gehen mich was dergleichen betrifft nichts an. Uns ist weder an Goethe noch an Frau von Stein soviel als an der Ehrlichkeit wissenschaftlicher Untersuchung gelegen. Wir müssen bei hervorragenden Menschen manchmal durch einen Pfuhl von Liederlichkeit waten, halten uns an ihre Leistungen und suchen den Rest zu vergessen. Warum aber künstliche Sümpfe schaffen, wo trockne reinliche Wege vorhanden sind?

Welcher Thatbestand liegt bei Goethe und Charlotte von Stein vor, nachdem wir von dem betreffenden Material für ihre Beurtheilung diejenige Kenntniß genommen haben die es uns zu nehmen gestattet?

Wir sehen eine etwas kühl angelegte Frau, die von Jugend auf daran gewöhnt ist, sich genaue Rechenschaft über ihr Leben abzulegen.

Diese Frau ist verheirathet und Mutter von vielen Kindern. Sie lebt in keiner Weise von ihrem Manne getrennt, den sie zwar niemals leidenschaftlich geliebt hat, allein der sie gut behandelt und mit dem sie in jeder Richtung stets im besten Einvernehmen gestanden hat und ferner verbleibt.

Mit dieser Frau wird Goethe bekannt. Eine begeisterte Verehrung für sie ergreift ihn und dehnt sich, wie wir das nicht zum ersten Male bei ihm erleben, auf die

gesammte Familie aus, den Mann nicht ausgeschlossen. In jeder Weise macht Goethe von nun an die Interessen dieser Familie zu den eigenen. Er erzieht den einen Sohn, den er zeitweise zu sich ins Haus nimmt, und bleibt durch sein ganzes Leben der hochverehrte Freund dieses Kindes, das sich zu einem scharfsichtigen, energischen, nicht unbedeutenden Manne entwickelte, der selbst dann mit Goethe in ungetrübtem Verhältnisse blieb, als dieser mit seiner Mutter sich zu sehen aufgehört hatte. Es kann nichts Respektvolleres geben als die Briefe in denen Fritz von Stein mit Goethe bis in die letzte Zeit im Verkehr blieb. Es hat niemals zwischen dem Manne der Frau von Stein und Goethe eine Mißhelligkeit stattgefunden. Stein selbst ist es, dem Goethe oft die Briefe an Frau von Stein als Einschluß sendete. Nie ist an der Ehrenhaftigkeit des Mannes gezweifelt worden. Und, um das Allerletzte zu erwähnen, es ist, nachdem in ganz späten Zeiten Goethe's Verhältniß zu Frau von Stein aufs Neue den Charakter einer Freundschaft angenommen hatte, eine natürliche gegenseitige Hochachtung abermals an Stelle der alten Vertraulichkeit getreten.

Sehen wir nun wie man in Weimar dieses Verhältniß beurtheilte, welches auf Frau von Stein den einzigen Schatten wirft: einen jüngeren Mann unter so hoffnungslosen Aussichten lange Jahre mit seinen Gedanken und Gefühlen in Beschlag genommen zu haben.

Es ist bekannt, daß Schiller vor seiner Freundschaft mit Goethe dessen heftiger Gegner war. Schiller gesteht es ein, er war neidisch, es würde ihm Freude gemacht haben, Schwächen an Goethe zu entdecken. Nicht um damit hervorzutreten, sondern um seine Abneigung gegen

seinen mächtigen Nebenbuhler damit vor sich selbst zu entschuldigen gleichsam.

Schiller kam nach Weimar als Goethe in Italien war. Er erwähnt, indem er das Weimaraner Dasein beschreibt, Frau von Stein als diejenige, welche am meisten Briefe von Goethe aus Italien empfange. Er sagt zugleich aber, ganz gelegentlich wie man dergleichen Klatsch mittheilt, Niemand sei im Stande, dieser Frau in Bezug auf Goethe das Mindeste vorzuwerfen. Und man erzählte damals in Weimar Alles von einander.

Indessen dies soll der letzte Grund nicht sein, über die Natur dieser Verbindung so zu denken wie ich denke. Es giebt noch höhere Proben.

Wir verfolgen durch Goethe's ganzes Leben den Drang, zu beichten. Es giebt kein Verhältniß Goethe's dessen symbolische Darstellung nicht irgendwo sich bei ihm nachweisen ließe. Wenn zwischen ihm und Frau von Stein ein noch so versteckt gehaltener Verkehr stattfand, in Goethe's Werken würde sich eine Confession darüber finden. Goethe's intimes Verhältniß zum Sohne und zum Manne: welche ganz in der Stille sich abspielenden, ungeheuren inneren Conflikte hätten daraus hervorgehen müssen, wenn Frau von Stein Goethe's heimliche Geliebte und hinterher seine öffentlich verlassene Maitresse gewesen wäre?

Nirgends in seinen Werken aber der Versuch, dergleichen zu schildern oder auch nur symbolisch anzudeuten.

Und nun schließlich dasselbe Verhör auf Frau von Stein angewandt.

Diese Frau war schriftstellerisch begabt. Als ihre Freundschaft mit Goethe gewaltsam zerriß, erfüllte sie ein unbeschreiblich bitteres Gefühl. Sie weiß nicht, was

sie ergreifen soll um Halt zu gewinnen und eine Form für ihre Gefühle zu finden. Sie hat von Goethe selbst gelernt, Erlebnisse in symbolische Dichtungen zu verwandeln. Sie verfaßt ein Drama, in welchem mit häßlichen Farben die Veränderung geschildert wird, welche ihrer Meinung nach in Goethe's Natur vorgegangen war und die sie als den Grund seiner Entfremdung ansah. Sie hat dieses Stück nie zurückgehalten, sondern vielfach mitgetheilt. Wir haben einen Brief Schillers darüber, der es in hohem Grade anerkennt. Und welchen Stoff hat sie gewählt? Dido! Sie stellt sich als Dido hin; wenn auch nicht als die von Aeneas verlassene Dido, so doch immer als diese Frau, deren Namen Niemand hören kann ohne sogleich an Aeneas, und wie und warum sie von ihm verlassen wurde, zu denken. Hält Jemand eine solche Schamlosigkeit für möglich? Eine verlassene Maitresse, die, statt zu schweigen wenigstens, sich vor ihrer Familie, ihren Freunden und Freundinnen als Dido giebt, und diese Freundinnen zumal — die Herzogin Luise, Schillers Frau und andere Frauen dieser Art — lesen das Stück, nehmen es an und bewahren in ihrem Umgange und ihrem Herzen der Verfasserin die alte Liebe, Verehrung und Hochachtung. Das Leben bringt viel mit sich: wollten wir dergleichen aber ohne zwingende Beweise annehmen, so weiß ich nicht warum wir Alle nicht unsern Frauen, Müttern und Töchtern dasselbe zutrauen sollten.

Dies ist was ich über die große Controverse zu sagen hätte. Ich gebe nun eine Darstellung des Verhältnißes als sei von dergleichen überhaupt nie die Rede gewesen.

Goethe's Briefe an Frau von Stein bestehen aus einer Reihe von fast unzählbaren Billets. Ich kenne keine

andere Correspondenz, die so unmittelbar die leisesten Stimmungen eines Herzens abspiegelte. Gedichte sind eingestreut. Sobald er oder sie Weimar verläßt, dehnen sich die Billets zu Briefen, zu Tagebüchern aus. Wie eine breite ununterbrochene Melodie empfangen wir zehn Jahre lang Goethe's Leben nach dieser einen Richtung. So völlig sehen wir Tag und Nacht den Gedanken an diese Frau ihn umschweben, daß es scheint als thue und denke er überhaupt nichts Anderes als was diese Briefe enthalten. Wir übersehen, daß doch oft Wochen dazwischen liegen; das Ganze gewinnt den Anschein einer dichterischen Continuität. Was er irgend erlebt, nimmt die Gestalt einer Mittheilung an Frau von Stein an. Zu Anfang beherrscht ihn, vielleicht auch sie das unklare Gefühl, als sei es möglich, daß sich irgendwie eine Form finden lassen für eine Vereinigung. Dies sind die ersten Jahre, in denen er sich unendlich glücklich fühlte. Eine ungewisse Erwartung hob ihn über das hinweg was er entbehren mußte für den Augenblick. Allmählig aber stellt sich die Unmöglichkeit heraus. Einige Jahre braucht es dann wieder, um dies Gefühl: für immer resigniren zu müssen, bei Goethe zur Gewißheit zu erheben. Und nun erst, da diese Kämpfe vorüber sind und die Dinge ganz fest stehen, gewinnt Beider Vertraulichkeit die natürliche Gestalt, daß sie denen, die dergleichen nicht zu deuten wissen, in dieser Einfachheit gar nicht mehr verständlich war. Hier kann ich mich auf meine Erfahrung berufen. Ich habe solche Verhältnisse mit angesehen, die unter harten Kämpfen Jahre lang sich hinzogen und die sich endlich ohne einen Rest böser Erinnerung auflösen mußten.

Ich hatte versucht, die jungen Mädchen zu schildern, welche Goethe geliebt hat. Es war keine schwierige Aufgabe, sie stehen wie fertige Bilder uns vor Augen. Goethe hat uns mit so künstlerischer Feder den rechten Eindruck zu geben geruht, daß man an seinen Porträts fast die Art der Ausführung unterscheiden möchte. Wir sehen Friederike und ihr Pfarrhaus wie eine flüchtige Skizze in Wasserfarben, wir erblicken Lotte wie ein sanftes Pastellbild, und Lilli wie eine Arbeit Watteau's, keck und geistreich hingemalt. Diese Gestalten blicken uns wie aus goldnen Roccocorahmen fest an, Frau von Stein dagegen ist anders geartet. Wir gewinnen kein Bild von ihr für unsere Phantasie, das Geistige tritt zu sehr hervor bei ihr. Goethe wurde, kurz ehe er an Weimar denken konnte, in Straßburg einmal ihr Schattenriß für Lavaters Werk mitgetheilt. Dieser bloße Umriß machte tiefen Eindruck auf ihn. Ohne Weiteres zu wissen, als was derjenige ihm erzählte der die Silhouette mitgebracht, sucht er ihre Linien zu deuten und bringt eine ganze Liste feiner Eigenschaften heraus, welche alle auf ungemeine Ausbildung des Geistes hinauslaufen. Als er sie nun endlich traf, was fand er? Eine Mutter unter ihren Kindern. Eine schöne Frau, aber keine wie ein junges Mädchen, dessen Schönheit sich eben aufschließt. Kein schüchternes erwartungsvolles Geschöpf, dem alle Erfahrungen noch bevorstehen, sondern eine Frau, welche das Leben kennt. Goethe entzückte die Lebhaftigkeit mit der sie die Dinge begriff und festhielt, die unbefangene Sicherheit mit der sie auftrat, die Vornehmheit ihrer Erscheinung. Von den ersten Tagen in Weimar an war Frau von Stein seine Vertraute.

Goethe kam beladen mit einer ihm unerträglich dünkenden Last von Erinnerungen. Er begegnet einer milden, resignirten, verständnißvollen Frau, bei der ihm zu Muthe ist, als kenne sie sein ganzes Leben. Er wird still und ruhig in ihrer Nähe. Ihre Stimme glättet alle Wogen seines Herzens. Er schließt sich an sie an, und sie duldet es als verstehe es sich von selbst. Auch sagt er ihr sofort was sie ihm sei, und findet als die Formel dafür das Gedicht, welches die Wendung enthält »O du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.« Diese Verse gehören zu seinen frühesten, die er für sie dichtete. Er nimmt an, vor undenklichen Zeiten schon mit ihr ein Leben gewesen zu sein. Damals waren sie nicht getrennt wie jetzt. Ihr heutiges Leben ist gleichsam nur eine Erinnerung an jene Tage.

> Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
> Spähtest wie die reinste Nerve klingt,
> Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
> Den so schwer ein menschlich Aug' durchdringt.
>
> Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
> Richtetest den wilden irren Lauf,
> Und in deinen Engelsarmen ruhte
> Die zerstörte Brust sich wieder auf,
>
> Hieltest zauberleicht ihn angebunden
> Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
> Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
> Da er dankbar Dir zu Füßen lag,
>
> Fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
> Fühlte sich in Deinem Auge gut,
> Alle seine Sinne sich erhellen
> Und beruhigen sein brausend Blut!
>
> Und von Allem dem schwebt ein Erinnern
> Nur noch um das ungewisse Herz —

so beginnt die abschließende Strophe des Gedichts.

Anfangs scheint die Trauer um den Verlust dessen, was in längst verlebten Zeiten ihm ganz gehört hätte, nur von ihm allein empfunden worden zu sein: nun aber entdeckt er, daß auch Frau von Stein niemals glücklich war! Ihre Existenz bis dahin war ziellos, nüchtern, zufällig. Sie war jung in fast geschäftsmäßiger Weise verheirathet worden. Sie ist leidenschaftlich, ohne je der Leidenschaft begegnet zu sei. Sie bedarf des Trostes ebensosehr als Goethe: auch sie fühlte, was hätte sein können. Nicht ihm allein ward ihre Gegenwart unentbehrlich, auch ihr die seinige. Zu fest aber war ihre Stellung zwischen ihren Kindern und neben ihrem Manne, als daß sie oder Goethe daran hätten denken können, den Verhältnissen Trotz zu bieten.

Dennoch mußten Gedanken dieser Art in Beiden emporkommen. Ein Schwanken tritt ein, das bis zur Unerträglichkeit sich steigert. Endlich erlöst sie dann ein ein befreiendes gegenseitiges Sichaussprechen. Es ist fast erkennbar, zu welcher Zeit etwa Goethe sich dazu zwingen mußte, für immer nur eine Schwester in Frau von Stein zu sehen. Er wird jetzt ruhiger und es tritt das Zusammenleben ein, das freilich in dieser Form, wie vorauszusehen war, nur eine abgegränzte Zeit dauern konnte; allein diese Jahre sind entzückende für sie Beide gewesen. Wir durchleben sie mit ihnen. Die Zufälligkeiten ihrer fortschreitenden kleinen Erlebnisse verketten sich zu einer Reihe in unsere Phantasie sich einnistender Bilder. Nicht bloß um das innere Leben handelt es sich: wir kennen Goethe's Drang zu beschreiben was er sah und erlebte: wir werden mitten hineingeführt in die Zustände um sie Beide, wir sehen die Dinge und Menschen als hätten wir Alles mitgesehn. Goethe's kleines

Gartenhäuschen am Park: wir lernen es kennen wie unsere eigne Heimath, als hätten wir selbst einen Theil unserer Jugend da zugebracht, hätten bei Tage und bei nächtlicher Zeit Mond und Sonne es bescheinen sehen. Wissen, wie aus eigner Erfahrung, wie Regen und Wind Wärme und Kälte darum walteten; wie die Trauben, für die Goethe Einsenker aus der Heimath hatte kommen lassen, am Fenster sich aufranken, die jung im Garten gepflanzten Bäume ihre ersten Zweige allmälig zu Aesten entwickeln. Wir sehen Goethe da aus- und eingehn, Nachts im Mantel da im Freien schlafen und zu Zeiten erwachend nach den Sternen über sich sehen. Heute noch steht das kleine Haus im Garten unverändert da, als die unmittelbarste Erinnerung an jene ersten weimaraner Zeiten.

Auch das Haus ist noch unverändert, in dem, wenn ich von denen recht berichtet bin, die es mir zeigten, Frau von Stein wohnte. Ja, Sommers stehen noch, wie damals, große Orangenbäume in Kübeln unter den Fenstern, Alles freilich grau und verwittert. Nur die Ilm, die im Park nebenan fließt, ist jugendfrisch wie vor Zeiten. Diesen Bach hat Goethe unsterblich gemacht, der zwischen den nun hohen Bäumen sich hinschlängelt, die er vor hundert Jahren mit dem Herzoge pflanzte. All diese mächtigen Baumalleen waren damals junge Stämme, für die er und der Herzog die Plätze wählten, all diese Wege sind von ihren Händen gezogen worden.

Aber nicht nur der Stadt und dem Park hat Goethe durch seine Briefe an Frau von Stein ein Denkmal gesetzt, sondern ganz Thüringen ist darin für immer verherrlicht. Wie Friederike das Elsaß umgiebt und Lotte die Wetterau, so Frau von Stein ihre Heimath Thüringen.

All die schönen Punkte dieses Landes sind zu etwas Höherem erhoben, weil Goethe von ihnen an Frau von Stein schrieb. Woher nicht alles sind seine Briefe und Zettel an sie datirt? Und immer genau gesagt, von welcher Stelle. Der Thüringer Wald liegt vor unsern Blicken, das ganze Land, das in seiner bescheidenen Schönheit, neben Hessen, am ächtesten die Deutsche Landschaft zeigt. Im üppigen Sommer, im Herbste, im Winter, im wiedererwachenden Frühling sehen wir Goethe sein neues Vaterland beschreiben. Immer wieder dürfen wir in seinen Briefen mit Sicherheit erwarten, daß das Erwachen der Natur in jedem Frühlinge neu verfolgt werde als sei nie vorher Frühling gewesen. Einsam die Wälder durchstreisend, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, oder mit dem Herzoge, auf der Jagd, auf Inspectionsreisen, zu Besuch an den kleinen Höfen oder auf Gütern, von überall her wendet Goethe aus der Fülle der ihn umgebenden Natur heraus seine Blicke zu der geliebten Freundin. Sie zieht ihn stets nach Weimar zurück. Die Tage scheinen ihm verloren in denen er entfernt ist. Sie und ihre Familie sind seine erste Sorge. Wie Lotte im Deutschen Hause im Kreise der Ihrigen, kann er Frau von Stein nicht sehen ohne sie als Hausfrau und Mutter ihrer Kinder zu erblicken. Zuweilen redet er sie in seinen Briefen mit dem Ehrennamen »Hausfrau« an: man lebt sich ein in diese Verhältnisse, man nimmt Theil an den Schicksalen der Menschen, all die kleinen Vorkommnisse werden zu Ereignissen. Unmöglich, diese Dinge hier sämmtlich anzudeuten, von Belvedere, von Wilhelmsthal, von der Wartburg, von Kochberg dem Gute der Frau von Stein, und von andern Thälern, Burgen und Bergen zu reden.

Und nicht das allein. Der Verkehr mit Frau von Stein zeigt uns was Goethe arbeitete, las, schrieb, zeichnete, vorlas. Er dictirt Frau von Stein. Er theilt ihr alle seine Dichtungen mit, bruchstückweise wie sie entstehen. Er lernt alle neuen Erscheinungen der Literatur mit ihr zusammen kennen. Er hamstert unendliches geistiges Material tagtäglich für sie zusammen. Das Leben bot damals nichts anderes. Es gab keine täglichen Zeitungen, selbst das ganz in der Nähe sich Ereignende kam nur langsam und tropfenweise zu weiterer Kenntniß. Wir können Goethe's Briefe an Frau von Stein als den Beweis nehmen, wie sanft die Wolken damals am politischen Himmel trieben. Eine unbeschreiblich wohlthuende Stille athmet dieses Buch aus. Wir sehen, wie das sturmlose Dasein jener Jahre geeignet war, eine geistige Cultur reifen zu lassen, die im kühlen Winde der heutigen Zeit längst unmöglich geworden ist. Sparsam und langsam erscheint das Neue und wird harmonisch dem bereits Erworbenen zugefügt. Ruhig löst ein Tag den andern ab. Rückblickend immer auf den Inhalt der verlebten Zeit und weithin sorgend für die kommende, wird mit einer Gewissenhaftigkeit das Leben Schritt vor Schritt durchmessen, zu der uns heute ebensowenig Ruhe gegönnt wird. Am 9. April 1781 schreibt Goethe an Lavater: »Die nächsten Wochen des Frühlings sind mir sehr gesegnet; jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe. Die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen und physischen Übel.« Man glaubt einen philosophischen Gärtner zu hören, der sein Lebelang nur mit seinen Blumen umging. Wie Wenigen gewährt heute die Existenz diesen


Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Goethe

Vorlesungen

gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin

von

Herman Grimm

Zweiter Band.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Bessersche Buchhandlung)
1877.



Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

Goethe

Vorlesungen

gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin

von

Herman Grimm

Zweiter Band.

Berlin
Verlag von Wilhelm Hertz
(Besser'sche Buchhandlung)
1877.

Inhalt.



Vierzehnte Vorlesung.

Carl August und Goethe in den Zehn Jahren.

Goethe's und Carl Augusts Freundschaft fand darin ihren unzerstörbaren Halt, daß Goethe dem Herzoge unentbehrlich war.

Zwischen Beiden fand Ungleichheit statt in den Jahren, in der gesellschaftlichen Stellung und in den Gaben des Geistes.

Das wußten Beide: daß Goethe der stärkere, die leitende Kraft sei. Niemals hat der Herzog diese Position zu verrücken versucht. Alle Briefe Goethe's an den Herzog, auch wo er sich noch so sehr in den Formen hält welche der Rang vorschreibt, sind von oben nach unten, und alle Briefe des Herzogs, auch wenn er manchmal den Anschein völlig umzudrehen suchte, sind von unten nach oben geschrieben.

Dagegen, vom ersten Begegnen ab stand fest, daß der Herzog als Fürst gewisse Rücksichten zu fordern habe, und niemals hat Goethe hier gefehlt. Dieser esprit de suite, den Richelieu beim großen Corneille vermißte, ist oft bei Goethe mißverstanden worden. Man hat die Geschicklichkeit, mit der er sich neben »seinem allergnädigsten Herrn« in zweiter Linie zu halten wußte, nicht anders deuten

können, als daß man ihn als unter dem Banne der Hoheit unterduckend genommen hat: Goethe und der Herzog wußten jedoch, daß es sich hier nur um eine Form handle, und warum diese Form innegehalten werden müsse. Beide fühlten, wie sehr sie einander gewährten was Niemand sonst dem einen wie dem andern von ihnen hätte gewähren können. Der Herzog, daß er einen treueren, klareren Rathgeber niemals finden würde; Goethe, daß er in keinem andern Verhältnisse eine so befriedigende Verwendung seiner edelsten Kräfte fände. Wir Deutsche sind Alle geborene Marquis Posa's. Der Deutsche ruht nicht eher als bis er die Stelle gefunden hat, auf der er bei Wahrung seiner geistigen Unabhängigkeit dem dienen kann, dem er legitime Ansprüche auf diese Dienste zuerkennt. Es fehlt uns etwas wenn wir dies nicht gefunden haben. Selbst Friedrich der Große wollte es nicht entbehren indem er sich als den ersten Diener seines Volkes hinstellte, und indem er sich von Voltaire die härtesten Vorwürfe gefallen ließ, nur weil Voltaire der einzige Mensch war, dessen geistige Kraft er für größer als die eigene anerkannte und mit dem im Zusammenhange zu stehen ihm unentbehrlich war. Bei Goethe und dem Herzoge gewahren wir diese Unterordnung als eine gegenseitige nach verschiedener Richtung und darin lag das Unverwüstliche ihrer Freundschaft.

In diesem Sinne ist Goethe's Verhältniß zum Herzoge eines der reinsten und fruchtbringendsten gewesen. Nie hat sich zwischen Beide ein unedler Verdacht hineingedrängt. Niemals ist ein ernstlicher Versuch gemacht worden, ihre Gemeinschaft aufzuheben. Selbst bei jenem berühmten vorübergehenden Zerwürfniß wegen des Hundes

auf der Bühne (als Beide schon alte Leute waren) — wo es sich nicht bloß um diesen Hund handelte — als Goethe sein Amt niederlegte, Weimar verließ und nach Jena ging, ist zwischen ihm und dem Herzoge die Correspondenz nicht aufgehoben und der Schein stets gewahrt worden als sei nicht das Mindeste vorgefallen, worauf der Riß sich langsam wieder zuzog. Bis zum letzten Athemzuge hat die Freundschaft dieser Männer gedauert und ich wüßte nicht wohin anders man den Sarg Goethe's hätte stellen können als dahin wo der des Herzogs steht.

Gedruckt liegt vor »Der Briefwechsel des Großherzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach mit Goethe, aus den Jahren 1775—1828«, in zwei Bänden. Man darf keine Correspondenz darin suchen, es sind gelegentliche Briefe und Billets aus vielen Jahren, durch ihre Masse den Anschein von etwas Zusammenhängendem empfangend. Auch sollen bedeutende Auslassungen stattgefunden haben. Da Goethe und der Herzog meist zusammenlebten, kam das Maaßgebende natürlich nicht in Briefen zur Sprache. Über Goethe als Beamten hat Schöll vortrefflich geschrieben. Es liegen unendliche Actenstücke vor. Um den vollen Umfang seines Eingreifens zu ermessen, bedürfte es einer Durcharbeitung der Dinge, zu der heute noch Niemand weder berufen noch befähigt sein möchte. Im Allgemeinen läßt sich wohl annehmen: von 1776—1828 geschah nichts von Wichtigkeit in Weimar ohne Goethe's Mitwissenschaft oder Mitarbeit. Im Speciellen aber, soweit wir irgend diese Mitarbeiterschaft verfolgen, müssen wir eingestehen, Goethe hat nie eine Angelegenheit als Nebensache behandelt, er hat die minutiöseste Sorgfalt in auch unbedeutende Geschäfte hineingetragen und hat mit

unermüdlichen Augen nach allen Richtungen das Beste des Landes verfolgt. Es ist kein Fall bekannt geworden, wo, nachdem Goethe's Rathe gefolgt worden ist, die Dinge einen üblen Ausgang genommen hätten.

Das Gefährliche des Verhältnisses lag darin, daß erstens diese Art Arbeit nicht das war was Goethe's Natur und Fähigkeiten zumeist entsprach: kurz oder lang mußte sie ihm deshalb unerträglich werden; und zweitens, daß der Herzog Goethe's besseren Einsichten, wo es sich um das Wohl des Landes handelte, in praktischen Verwaltungs- und Finanzfragen, oft nicht folgen wollte. Hierüber giebt Schöll genügende Auskunft. Sobald Goethe einsah, daß seine Mühe in der That eine fruchtlose sei, mußte das Gefühl jener Unerträglichkeit die Oberhand gewinnen. Und dies ist der Verlauf der Dinge gewesen; in einer Art jedoch, die weder die Arbeit der »Zehn Jahre« als eine vergebliche, noch das später auf neuer Basis fortgeführte Verhältniß als ein gegen das frühere irgend zurückstehendes erscheinen läßt.

Goethe hat in diesen Zehn Jahren seinen Freund so geleitet, daß sich ihr beiderseitiges Dasein auf das natürlichste gestaltete. Er giebt der Jugend und den Neigungen Carl Augusts weiten Spielraum und läßt ihn dennoch niemals aus den Augen, ist als sein guter Genius ihm stets zur Seite. Während er mit jugendlichem Herzen am Übermuthe des Herzogs selbst Theil nimmt, vergißt er nicht einen Augenblick, was er ihm und sich schuldig sei. Von Jahr zu Jahr haben wir hierüber Äußerungen in Briefen und Tagebüchern, welche die fast pedantische Gesinnung beurkunden, mit welcher Goethe seinen Pflichten nachzukommen bestrebt war. Die schwierigsten Punkte freilich durfte er

sogar seinen Tagebüchern nicht anvertrauen. Wir sehen wie die Härte, oder besser: die Härtigkeit des Herzogs, seine Art sich nirgends festhalten zu lassen, Goethe zuweilen zur Verzweiflung brachten, auch daß es ihm zuviel ward, immer wieder zwischen ihm und der Herzogin vermitteln zu müssen, mit der Carl August sich, um ein umfassendes Wort zu brauchen, nicht verstand, worauf Goethe von zwei Seiten dann zum Vertrauten gemacht wurde. Über diese Dinge konnte und durfte Goethe Niemandem reden, nur zuweilen bricht er Frau von Stein und wenigen Vertrauten gegenüber los. Wenn wir die bezüglichen Stellen seiner Briefe sämmtlich vergleichen: von Jahr zu Jahr dieselben Stoßseufzer, dieselben Momente dann wieder der innersten Befriedigung, die wiederkehrenden Andeutungen, daß er mit dem Herzoge gesprochen und sich mit ihm über dies und das auseinandergesetzt habe, immer aber, schon aus der Fassung dieser Sätze, die gleiche Anhänglichkeit an ihn herausleuchtend, welche von Anfang an das Charakteristische ihrer Freundschaft war. Goethe war sich stets bewußt, wie er mit dem Herzoge daran sei. Er recapitulirt und controlirt auf das Sorgfältigste den Stand der Dinge wie ein Kaufmann der immer den Status seines Vermögens in klaren Zahlen in seinen Büchern hat. Einmal, als er fühlte daß das Verhältniß durchaus einer Auffrischung bedürfe, entführte er den Herzog in die Schweiz, auf eine Reise, im Winter 1779 auf 80, die dann auch von wohlthätigen Folgen war. Goethe wollte einmal eine Zeitlang mit Carl August ganz allein sein, abgetrennt vom Hofe, den Sinn nur auf erhabene Naturerscheinungen gerichtet, in deren Genusse Hoch und Niedrig sich gleich fühlen mußten. Hier, einfachen Erleb=

nissen gegenüber, tritt das was der eigentliche Grundzug des Herzogs war recht hervor. Ein Gefühl von Übermaaß an Kraft läßt ihn stets zuviel thun, so daß er, wenn der Gipfel eines Berges mit Müh' und Gefahr erreicht ist, ohne Zweck und Noth und mit noch größerer Müh' und Gefahr ein letztes Abenteuer verlangt. Goethe nennt das des Herzogs Art »den Speck zu spicken«. »Ich bin einigemal so unmuthig in mir drüber geworden, schreibt er, daß ich heut Nacht geträumt habe, ich hätte mich drüber mit ihm überworfen, wäre von ihm gegangen und hätte die Leute die er mir nachschickte, mit allerlei Listen hintergangen. Wenn ich aber wieder sehe, wie Jedem der Pfahl in's Fleisch geben ist, den er zu schleppen hat, ist Alles wieder weg. Er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier, beschämt mich oft wenn er da anhaltend und dringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wo ich oft am selben Flecke vergessen oder gleichgültig bin.«

Nehmen wir zu diesem an Ort und Stelle gefällten Urtheile was Goethe in hohem Alter, nachdem er, als der ältere und doch überlebende, den Herzog verloren hatte, an Eckermann über ihn sagte: »Er hatte Interesse für Alles wenn es einigermaaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen in welches es wollte. Er war immer vorschreitend und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft, wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf etwas Neues los.

Es war das eine eigene Größe seines Wesens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, sondern angeboren.«

Goethe besaß selber dies Absehen von allem Mißlungenen. Er ging darüber hinweg, als ächter Schüler Spinoza's, indem er es als bloße Negation und gar nicht vorhanden ansah. So auch nahm er die Fehler des Herzogs und hielt sich an das Reale. Die guten Folgen der Schweizerreise: größere Ordnung, mehr Consequenz, und was er sonst noch daran rühmte, waren sichtbar; bald genug aber gingen die Dinge doch wieder im alten Gleise. Goethe empfand es schmerzlich genug, hielt aber unerschütterlich an seiner Stelle aus. Von Goethe's kürzeren Gedichten enthält eines eine so inhaltreiche und zugleich so schöne Charakteristik des Herzogs, daß ich es hier folgen lasse.

Es schildert eine auf der Jagd im Gebirge zugebrachte Nacht. Sie campiren im Freien. Goethe, am Feuer sitzend hält neben dem schlafenden Herzoge Wacht, eine Art Vision seines ganzen Zustandes steigt vor ihm auf. Er schildert sich, die Genossen, Carl August, jede Gestalt läßt sich wiedererkennen und doch ist das Ganze so gehalten, so märchenhaft unsicher beleuchtet wie ihm damals Nachts, in halb träumender Ermüdung die Menschen und die Welt erscheinen mußten.

Da heißt es:

Doch scheinet Allen etwas zu gebrechen,
Ich höre sie auf einmal leise sprechen,
Des Jünglings Ruhe nicht zu unterbrechen,
Der dort am Ende, wo das Thal sich schließt,
In einer Hütte, leicht gezimmert,
Vor der ein letzter Blick des kleinen Feuers schimmert,
Vom Wasserfall umrauscht, des milden Schlafs genießt.

Mich treibt das Herz, nach jener Kluft zu wandern;
Ich schleiche still und scheide von den Andern.

Jetzt erblickt Goethe im Traume sich selbst zuerst:

Sei mir gegrüßt, der hier in später Nacht
Gedankenvoll an dieser Schwelle wacht!
Was sitzest du entfernt von jenen Freuden?
Du scheinst mir auf was Wichtiges bedacht.
Was ist's, daß du in Sinnen dich verlierest,
Und nicht einmal dein kleines Feuer schürest?

O frage nicht! Denn ich bin nicht bereit,
Des Fremden Neugier leicht zu stillen;
Sogar verbitt' ich deinen guten Willen;
Hier ist zu schweigen und zu leiden Zeit.
Ich bin dir nicht im Stande selbst zu sagen,
Woher ich sei, wer mich hierher gesandt;
Von fremden Zonen bin ich her verschlagen
Und durch die Freundschaft festgebannt.

Im Rückblicke auf sich fährt er fort:

Wer kennt sich selbst? Wer weiß, was er vermag?
Hat nie der Muthige Verwegnes unternommen?
Und was du thust, sagt erst der andre Tag:
War es zum Schaden oder Frommen.
Ließ nicht Prometheus selbst die reine Himmelsgluth
Auf frischen Thon vergötternd niederfließen?
Und konnt er mehr als irdisch Blut
Durch die belebten Adern gießen?
Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme,
Der Sturm vermehrt die Gluth und die Gefahr
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Und wenn ich unklug Muth und Freiheit sang
Und Redlichkeit und Freiheit sonder Zwang,
Stolz auf sich selbst und herzliches Behagen,
Erwarb ich mir der Menschen schöne Gunst;

Doch ach, ein Gott versagte mir die Kunst,
Die arme Kunst, mich künstlich zu betragen.
Nun sitz ich hier, zugleich gehoben und gedrückt,
Unschuldig und gestraft, unschuldig und beglückt.

Nun ruft er sich selbst zu, als könne sein zu lauter Monolog vernommen werden:

Doch rede sacht! denn unter diesem Dach
Ruht all mein Wohl und all mein Ungemach:
Ein edles Herz, vom Wege der Natur
Durch enges Schicksal abgeleitet,
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur,
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet;
Und was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt.
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Die starre trotzige Natur des Herzogs:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal,
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.

Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Leib und Seel verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein:
Indessen ich hier still und athmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre.
Verschwinde Traum!

Wunderbarer Effect: Alles wird in der That zum Traume plötzlich. Er redet jetzt den Herzog unbefangen an, welcher erwachend nicht ahnt was Goethe für nächtliche Gesichte gehabt hat. Alles liegt nun im Sonnenschein. Er giebt ihm heitere Lehren. Hofft für die Zukunft. Schließt mit einem Glückwunsche:

— Nein! streue klug wie reich, mit männlich stäter Hand,
Den Segen aus auf ein geackert Land;
Dann laß es ruh'n: die Ernte wird erscheinen
Und Dich beglücken und die Deinen.

Das ist gedichtet nachdem Goethe sieben Jahre bereits in Weimar ausgehalten, oft genug schon am Herzoge verzweifelt hatte, um immer wieder von seiner großartigen Natur sich hinreißen zu lassen. Es athmen diese Verse eine Liebe und Hingebung aus, die Carl August selber am reinsten erkannte und die, wie ich sagte, das eigentliche Band gewesen sind, das Goethe in Weimar und am Herzoge festhielt.

Die Zeiten, wo Goethe so in die Weimaraner Verhältnisse hineingewachsen war, wie wir sie unwillkührlich denken wenn von Goethe und Weimar die Rede ist, sind die seines Alters. In den ersten Zehn Jahren lagen die Dinge anders. Der Widerstand, den Fritsch leistete, beschränkte sich nicht auf diesen einen Fall. Es wurde

nothwendig, Goethe in den Adelstand zu erheben. Was dies anlangt müssen wir bedenken, wie es in Deutschland vor 1780 in dieser Beziehung aussah. Goethe sagt über den Unterschied der Adligen und der Bürgerlichen: »In Deutschland ist nur dem Edelmanne eine gewisse allgemeine, wenn ich sagen darf, personelle Ausbildung möglich. Ein Bürger kann sich Verdienste erwerben und zur höchsten Noth seinen Geist ausbilden: seine Persönlichkeit geht aber verloren, er mag sich stellen wie er will.« Das wurde 1782 niedergeschrieben. Es war kein Grund vorhanden, Goethe die Vortheile des Adelstitels vorzuenthalten, der ihm seine Stelllung in Weimar sehr erleichterte und der ohne Mühe für ihn zu beschaffen war. Goethe dachte sehr hochmüthig darüber. Es habe ihm nicht den mindesten Eindruck gemacht, er, als Frankfurter Patriciersohn, habe sich immer als zum Adel gehörig angesehen. 1782 empfing er aus Wien das Diplom. Schon 1779 war er zum Geheimerath ernannt worden, jetzt, 1782, wird ihm auch der Vorsitz in der Kammer zu Theil. Wir haben uns Goethe hier nicht als bescheiden zurücktretenden Dichter zu denken, der nicht recht weiß wo seine Stelle ist, sondern als strammen, seiner hohen amtlichen Position sich bewußten Beamten, der wenn es nöthig war ebenso gut wie der Herzog das Rauhe herauszukehren wußte.

Goethe war ein kräftiger, breitschultriger Mann, dem Hitze und Kälte wenig Unterschied machten, der den langen Tag über im Sattel bleiben und die Nacht im Walde liegen oder auch durchkneipen konnte, ohne daß ihm sonderlich daran gelegen war. Bei Schlittenpartien, Bällen, Jagden, Feuersbrünsten, überall war er einer von denen die am längsten aushielten. Er faßte vorn an Posto,

wo er meinte daß es ihm zukäme. Bei Maskenzügen sah man ihn zu Pferde im prachtvollem altdeutschen Anzuge glänzen, ebenso wie er als Sechziger noch auf der Redoute als Tempelherr erschien und alle Welt durch seine imponirende Schönheit in Erstaunen setzte. Nicht anders aber ist er bei der Affaire von Valmy hinausgeritten, wo die Kugeln der berühmten Kanonade dicht um ihn einschlugen, und hat die Symptome des Kanonenfiebers an sich beobachtet und hinterher genau beschrieben. Ein solcher Körper gehörte dazu, um bei der eisernen Natur des Herzogs immer die Stelle dicht neben ihm innezuhalten. Goethe war die ganze Unverwüstlichkeit verliehen, deren er für sein Amt bedurfte.

Nachdem wir so nun aber Goethe und Weimar, Goethe und Frau von Stein, Goethe und den Herzog betrachtet haben, wie stand es mit dem Goethe der mit sich selber ganz allein war?

»Wilhelm Meister« ist bereits erwähnt worden. In diesem Romane hat Goethe die Erfahrungen seines ersten Weimaraner Lebens niedergelegt. Dem Anscheine nach empfangen wir die Geschichte eines reichen Kaufmannssohnes, welcher mit dem Triebe zu jener allgemeinen persönlichen Ausbildung geboren, welche Goethe nur als ein Vorrecht des Adels jener Zeit ansah, in vornehme Kreise geräth, sich in ihnen gefällt, von ihnen, soweit er sich als literarisches und schauspielendes Genie giebt, anerkannt und verzogen, als ihres Gleichen aber nimmermehr acceptirt wird. Goethe war eines der eifrigsten Mitglieder des fürstlichen Liebhabertheaters. Als Alcest in seinen Mitschuldigen, als Belcour im Westindier und in vielen anderen Rollen trat er auf. Es ist bekannt daß

es sich bei solchen Gelegenheiten meist mehr um die Proben als um die Aufführungen selber handelt. Jeder der einmal dabei war, weiß, daß nichts die Menschen gesellig so durcheinander und in so intime Berührung bringt als Theaterproben von Dilettanten. Alles ist erlaubt und das Tollste natürlich, weil die Sache es zu verlangen scheint. Diese Verwirrungen lieferten Goethe den Stoff. Von Episode zu Episode fortschreitend, wird das Ziel, wirklich in die vornehme Welt einzutreten, von Wilhelm Meister zuletzt erreicht. Das ist Goethe's Geschichte. Seine Erlebnisse wurden in durchsichtiger Verhüllung so verwerthet. Daher auch die tagebuchartige Form und die allmälige Entstehung. Aus einer noch in Frankfurter Zeiten entstandenen kleinen Novelle, welche den Anfang bildet, wuchs die Dichtung in fast zwanzig Jahren zu dem inhaltreichen Werke an, als das der Roman heute dasteht.

In späteren Selbstbekenntnissen über diese Arbeit läßt Goethe verlauten, wie er sich anfangs in Weimar befunden habe. »Der Meister besagt, äußert er gegen den Kanzler Müller, in welch' entsetzlicher Einsamkeit er verfaßt worden, bei meinem stets aufs Allgemeine gerichteten Streben.« Hier haben wir den Punkt, wo Goethe selbst neben Frau von Stein und dem Herzoge sich arm fühlte.

Freilich wimmelte es auch in Weimar von Menschen, denen geistige Regsamkeit nicht abzusprechen war. Jeder saß damals ja am Strome der neuen Ideen, hatte seine Angel ausliegen und hoffte auf die großen Fische, die anbeißen würden. Da war ja Knebel, der bis in seine späten Jahre als eine Natur erscheint die ihren eignen Weg verfolgen will. Aber man lese was von ihm gedruckt

vorliegt: er schwindet zu einem von jenen zusammen, die ohne Goethe nur zu den Schatten gehörten. Und so schwindet, ganz genau gewogen, Alles um ihn her und verliert die eigne Schwerkraft. Wenn wir so herumsuchen, empfinden wir die bittere Wahrheit in Goethe's Aeußerung. Und doch führte sein gutes Glück bald nach seiner eignen Ankunft den einzigen Menschen damals nach Weimar, von dem er lernen konnte, den einzigen, mit dem ihn für diese Jahre jetzt eine fördernde Freundschaft von Gleich zu Gleich verbunden hat. Dies war endlich wieder Herder. Goethe's erste Bemühungen in Weimar gingen dahin, Herder, der mit seiner Frau in Bückeburg hockte, in Weimar eine Stellung zu verschaffen. Goethe ließ nicht nach bis alle Hindernisse aus dem Wege geräumt waren.

Herder, nachdem er sich zu einem der berühmtesten Schriftsteller in Deutschland erhoben hatte, war allmälig aus dem großen Zuge herausgekommen. Seine Arbeiten wurden zu Früchten der Gelehrsamkeit eines theologischen Forschers und wandten sich an ein engeres Publikum. In Weimar blieb es anfangs auch so. Goethe war in den ersten Jahren zu sehr von den neuen Verhältnissen eingenommen, um Herder suchen zu müssen: erst allmälig wurde er zu ihm gedrängt. Nun aber, in dem Maaße als das Gefühl gemeinsamer Entbehrungen in ihnen aufkam, deren Inhalt außer ihnen Beiden Niemand zu ermessen im Stande war, schlossen sie sich inniger aneinander. Der ehemalige Unterschied an Alter und Erfahrung und Kenntnissen war verwischt, Goethe war ruhiger, Herder ein wenig mürbe geworden (die Unterhandlungen über die Göttinger Professur, von der die Berufung nach Weimar ihn errettete, hatten seinen Stolz stark erschüttert), es ent-

wickelte sich eine Freundschaft, die von Goethe's Seite sogar die Beimischung vermittelnder Protection empfing, zu welcher er oft genug bei Herders stürmischem, ungleichem Charakter der Welt gegenüber sich genöthigt sah; während Herder, wie Schiller aus einem Gespräche mit ihm später berichtet, für Goethe abgöttische Verehrung gewann. Herder empfand, wie er in Goethe's Nähe auflebte. Den Gedanken dieser Jahre entwuchsen seine »Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit«, das Umfassendste was er geschrieben hat, die Grundlage vielleicht unserer heutigen Geschichtsauffassung. Allerdings hatte Montesquieu und seine Nachfolger den Ton angegeben, niemals aber war eine Weltgeschichte aus der allgemeinen Natur der an ihr betheiligten Völker heraus von dieser Höhe herab und in diesem Umfange unternommen worden. Und Goethe war der Vertraute bei Entstehung des Buches. Alles was wir über seinen Verkehr mit Herder aus jenen Jahren wissen, läßt erkennen, daß Goethe bei ihm am freiesten zu Muthe war, und daß er seinen schweifenden Gedanken hier am unbefangensten den Lauf in alle Weiten gestattete. Herders Frau, damals noch nicht gereizt durch die Eifersucht auf vermeintliche Nebenbuhler Herders bei Goethe, deren näheres Verhältniß zu diesem sie besorgt und neidisch machte, gewährte Goethe neben dem Umgange mit Frau von Stein noch eine zweite Häuslichkeit. Ihr soll er sogar noch lieber als dieser seine Sachen vorgelesen haben: jedenfalls, Herders Frau und Frau von Stein empfingen in erster Linie die damals entstehenden Dichtungen. Capitelweise wurde ihnen der Roman, scenenweise die Dramen mitgetheilt.

Damit aber auch ist die Reihe erschöpft. Wieland

hatte bald genug aufgehört, Goethe besonders fragwürdig zu erscheinen. In literarischen Dingen war er eine behagliche Autorität, der man nachgeben konnte oder auch nicht; im Ganzen hatte er zu sehr nur die eigne Person im Auge um Andern viel zu sein. Die Stein, der Herzog, Herder und seine Frau auch allenfalls Knebel, darauf beschränkt sich Goethe's Umgang. Diese nennt er bei der ersten Aufführung der Iphigenie »sein Publikum.« Ich würde gern hier noch von Corona Schröter, der Schauspielerin und Sängerin reden, von der behauptet worden ist, daß sie Goethe näher gestanden habe als Frau von Stein selber, und bei der seine kürzlich publicirten Tagebücher allerdings erkennen lassen, in wie bedeutendem Maaße er seine Zeit zwischen ihr und Frau von Stein getheilt hat; doch es sind die Nachrichten über Corona Schröter so fragmentarisch, widerspruchsvoll und resultatlos, daß ihre Gestalt mit Sicherheit für Goethe's Leben noch nicht verwerthet werden kann. Ich bemerke hier überhaupt Folgendes: Wir dürfen nicht denken, weil wir aus Briefen und andern Quellen so Vieles wissen, daß wir Alles wissen. Goethe erscheint oft in Verhältnissen, deren Natur uns unbekannt ist. Es sind manche Mädchennamen aufbewahrt, deren Trägerinnen er eine besondere Zuneigung gewidmet hat, es giebt manche Figuren in seinen Dichtungen die offenbar nach der Natur gezeichnet sind und für welche die Originale fehlen. Wir wissen nicht, wer, aus der Frankfurter Zeit noch, Clärchen im Egmont war, wer Marianne war im Wilhelm Meister, wer Mignon, wer Philine war. Goethe sagt, die erste Weimaraner Zeit sei »durch Liebschaften vielfach verdunkelt« worden: wir wissen über all' dies so wenig, daß wir nicht einmal Vermuthungen auf-

stellen dürfen. Es ist möglich, daß Corona Schröter, aus der man das Urbild der Iphigenie hat machen wollen, eher das der Philine war; wer aber will darüber entscheiden und was nützt es darüber viel nachzudenken? —

Zu besprechen bleibt jetzt nur noch: aus welchen Gründen nach Ablauf der »Zehn Jahre« Goethe plötzlich aus Deutschland verschwand, in Rom erst wieder auftauchte, fast zwei volle Jahr in Italien blieb und nach seiner Rückkehr sich unter veränderten Bedingungen eine neue Existenz in Weimar gründete.

Goethe war als Minister und zugleich Erzieher bei einem unerfahrenen, jungen Fürsten eingetreten, der sich von Tage zu Tage nun jedoch mehr zu entwickeln begann. In dem Maaße als Goethe das vorgesteckte Ziel erreichte, wandelte sich seine Stellung in eine immer nachtheiligere um. Als erstem Beamten kamen nach und nach alle wichtigen Dinge in seine Hände, zugleich aber wurde er immer unselbständiger durch die erhöhte Einsicht und Theilnahme des Herzogs. Ein Punkt mußte kommen, wo Goethe Alles in Händen, zugleich über nichts mehr zu entscheiden hatte. Hier nun sehen wir den Grund, warum innerhalb der Zehn Jahre bereits Goethe um »Erleichterung im Conseil« bittet. Ueberall wo der Herzog eintritt, tritt er zurück. Stück für Stück giebt er das Terrain auf, das unmerklich so den Herrn wechselt.

Es war das nichts was ihn beleidigen konnte, im Gegentheil, gerade das ja hatte er erstrebt. Der Herzog *sollte* mehr und mehr wirklicher Regent werden, und daß es gelang ihm allmälig die Zügel völlig in die Hand zu geben, war ein Triumph für Goethe. Allein

dieser Wechsel durfte sich nicht in der Art vollziehen, daß Goethe mit der Zeit vielleicht den weimarischen Boden unter den Füßen verloren hätte. Er fühlte sich da als in seiner neuen Heimath. Auch dafür mußte eine Form gefunden werden: daß er bleiben könnte ohne kostspieliges fünftes Rad am Wagen zu sein. Und endlich nun, als die Dinge reif waren und der große Umzug beginnen durfte, sind sie in der That durch ihn so glücklich gewandt worden, daß ohne sein freundschaftliches Verhältniß zum Herzoge zu verletzen zwischen beiden Alles neu festgestellt wurde. Kein Zweifel ist für mich, daß, als Goethe im Herbste 1786 nach Italien reiste ohne selbst Frau von Stein davon wissen zu lassen, Grund und Folgen dieser Abwesenheit, sowie die Modalitäten der Rückkehr mit dem Herzoge reiflich überlegt worden waren. Schon für das Jahr 1785 enthält die schematische Uebersicht seiner Lebensereignisse, welche Goedeke gedruckt hat, nichts als die Titel: »Prüfung meiner Zustände — Was abging — Reise nach Italien vorgesetzt — Aberglaube.« Aberglaube bedeutet, daß Goethe die Ueberzeugung hatte, es werde aus der Reise nichts werden wenn irgend Jemand vorher darum wisse. Der Herzog aber war mit Allem einverstanden. Ehe Goethe nach Carlsbad ging, von wo aus er nach vollendeter Cur an seinem Geburtstage heimlich abreiste, während man ihn in Weimar sicher zurückerwartete, hatte der Herzog ihm noch 200 Thaler Zulage und einen bedeutenden Reisezuschuß verliehen; mir scheint, Goethe habe das zum Abschied angenommen in der Voraussetzung, daß er damit gleichsam nach glücklich vollendeter Aufgabe in Pension trete.

Die Briefe, welche er aus Italien dann an den Her-

zog schrieb, wären danach zum Theil nur als Schaustücke anzusehen, damit einmal auch in den Acten Alles seine amtlich und bürgerlich zu verantwortende Form fände. Ich glaube, Goethe nahm eine Art heimlicher Mündigkeitserklärung mit dem Herzoge vor. Sie standen früher auf Du und Du, dies wurde feierlich begraben. Der Herzog wird von nun an auch für den Privatverkehr der allergnädigste Herr, und Goethe sein alleruntertänigster Diener; das was früher ein befreiendes Aufgeben von leeren Förmlichkeiten gewesen war, wurde mit den Jahren eine unnöthige, lästige Spielerei, während die festgehaltene Form nun bei weitem größere Unabhängigkeit gestattete. Goethe hatte die Absicht, auf kurze Zeit nach Italien zu gehen, dann in Frankfurt seine Mutter zu besuchen und von dort aus als freier Mann und Freund des Herzogs in denjenigen selbstgewählten Kreis von Geschäften wiedereinzutreten, der ihm die nöthige Muße gestatten würde, ihm zugleich aber mit Rath und That einzugreifen Gelegenheit gäbe.

Wenn wir die Zehn Jahre darauf hin, daß diese letzte Wendung keine unerwartete, plötzliche war, genauer ansehen, so zeigt sich, wie organisch sich dieser Wechsel vollzog und wie, genau in dem Maaße in welchem die Theilnahme an den Staatsgeschäften geringer ward, die literarische Arbeit bei Goethe wieder in ihre alten Rechte eintrat.

Bis in die ersten achtziger Jahre hält er mit spartanischer Selbstüberwindung seinen Pegasus im Stalle festangebunden. Noch 1780 schreibt er an Kestner, seine Schriftstellerei »subordinire sich dem Leben.« »Doch erlaub' ich mir, nach dem Beispiele des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte wandte, auch manchmal eine Uebung in

dem Talente, das mir eigen ist. Geschrieben liegt noch viel, fast noch einmal soviel als gedruckt, Pläne hab' ich auch genug, zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und lange Weile. Verschiedenes hab' ich fürs hiesige Liebhabertheater, freilich meist conventionsmäßig ausgemünzt«.

Im September desselben Jahres schreibt er an Frau von Stein: »O thou sweet poetry! rufe ich manchmal und preise den Marc Antonin glücklich, wie er auch selbst den Göttern dafür dankt, daß er sich in Dichtkunst und Beredtsamkeit nicht eingelassen. Ich entziehe diesen Springwerken und Cascaden soviel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen, aber ehe ich's mich versehe, zieht ein böser Genius den Zapfen und Alles springt und sprudelt. Und wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, und auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel und geht mit mir davon.«

Und am letzten Tage desselben Jahres 1780 an Frau von Stein: »Mein Tasso dauert mich selbst, er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen? Ich muß alle meinen Weizen unter das Commisbrod backen.«

So als er vier Jahre in Weimar gesessen hatte. Mit dem Eintritte der achtziger Jahre aber beginnt leise der Umschwung. Anfangs sucht er durch historische Schriftstellerei Pflicht und Neigung zu vereinigen. Er arbeitete 1780 an einem Leben Bernhards von Weimar, für das er in den Archiven studirte, welches aber liegen blieb weil es sich nicht zu einer künstlerischen Einheit zusammenschließen wollte. Im October 1780 beginnt er am Tasso

ernstlich zu schreiben. Im März 1781 sind die beiden ersten Acte fertig, und im Jahre 1782 nehmen Wissenschaft und Dichtung ohne Entschuldigung breiten Rang ein. »Heute früh habe ich das Capitel im Wilhelm geendigt, schreibt er im August 1782 an Frau von Stein, wovon ich dir den Anfang dictirte. Es machte mir eine gute Stunde. Eigentlich bin ich zum Schriftsteller geboren. Es gewährt mir reinere Freude als jemals, wenn ich etwas nach meinen Gedanken gut geschrieben habe.«

Das klingt schon ganz anders und weniger als Selbstvorwurf. Von da brauchte es immer noch vier Jahre bis er wirklich nach Italien aufbrach, von der ehemaligen freiwilligen Abstinenz in dichterischer Thätigkeit aber merken wir nun nichts mehr. In seiner Correspondenz sehen wir die alten literarischen Dinge und daneben seine gelehrten Bestrebungen in den Vordergrund dringen. Mag auch dem Anscheine nach seine amtliche Thätigkeit sich jetzt immer mehr ausdehnen: die naturhistorischen Arbeiten nehmen ihn mindestens eben so sehr in Beschlag, astrologische, mikroskopische und andere Untersuchungen, an Wilhelm Meister wird in umfangreicherer Weise vorgeschritten, und die erste große Gesammtausgabe seiner Schriften vorbereitet. Im Jahre 1785 zumal treten diese Dinge so sehr hervor, daß nun fast nur von ihnen die Rede ist. Damals waren, wie wir sahen, die stillen Vorbereitungen für die große Aenderung in vollem Gange. Und wenn Goethe aus Rom dann endlich dem Herzoge als neueste Entdeckung meldet: er habe sich als »Künstler« in Italien wiedergefunden, so war dies Wiederfinden schon vollbracht ehe er Weimar verlassen hatte. Als Künstler — und als Gelehrter, können wir

dazusetzen — hatte Goethe sich bereits aufgemacht, der Staatsbeamte war längst nur noch in zweiter Linie thätig gewesen.

Eine glückliche, Goethe's Charakter höchst angemessene Stellung war zugleich für den Fall der Rückkehr nach Weimar, im Voraus dort für ihn vorbereitet, wie sie in dieser Art niemals vielleicht einem zweiten Sterblichen zu Theil ward, und wenn auch während seiner Abwesenheit Neid und Mißgunst daran zu mäkeln fanden, so wirkte seine persönliche Gegenwart, als er endlich wieder erschien, so imponirend, daß Alles den glücklichen Verlauf nahm, welcher vom Herzoge und von ihm gewollt und vorgesehen war.





Fünfzehnte Vorlesung.

Die Deutsche und die Römische Iphigenie.

Wir haben gesehen, wie maaßgebend Shakspeare für Götz von Berlichingen geworden war. Goethe hatte mit dem Stücke, wie er selbst sagt, Shakspeare seinen Tribut dargebracht. Wir haben ihn dann im Clavigo die Form des bürgerlich prosaischen Rührstückes annehmen sehen: es wäre natürlich gewesen, wenn Goethe, nachdem er sich in verschiedenen Richtungen als Nachahmer gezeigt, endlich mit dem Eintritt in die Jahre eigner Selbständigkeit als Schöpfer einer eignen Form sich aufgethan hätte, in der er weitere dramatische Werke vorführte. So hatte sich ja Lessing nach mancherlei Nachahmung zur reinen Form des Nathan erhoben. Goethe kam zudem in Weimar jetzt mit dem Schauspielerwesen praktisch in Berührung. Zwar waren Schloß und Theater abgebrannt und eine Schauspielertruppe in den ersten Jahren nicht in der Stadt zu halten, allein die Hofgesellschaft selber, wie schon bemerkt worden ist, ersetzte den Verlust durch eigne Thätigkeit und Goethe griff von den ersten Tagen an hier tüchtig ein. Auf dieser Bühne spielte er selber, für sie dichtete er: zum ersten Male also mit der unmittelbaren Absicht für die

Bretter zu schreiben. Keine schönere Gelegenheit, die durch Studium gewonnenen Überzeugungen endlich praktisch zu erproben.

Diese Erwartungen aber, wenn sie gehegt worden wären, wurden getäuscht. Goethe hatte als Dichter und Schriftsteller abdicirt. Er giebt den bereits gewonnenen großartigen Standpunkt, von dem aus er sich dem Deutschen, ja dem europäischen Publikum als einen Mann gezeigt hatte von dem das Höchste zu erwarten sei, ohne Weiteres auf, liefert nichts als eine Anzahl kleiner Schauspielerstücke und beginnt nun auch seine Iphigenie nicht etwa in dem Sinne, mit den Alten concurriren zu wollen und eine neue Richtung zum höchsten Ziele einzuschlagen, sondern nur um dem engen Weimaraner Hofkreise ein, für den Druck in keiner Weise bestimmtes Theaterstück zu dichten, bei dessen Form der zufällige Umstand mitwirkte, daß dem in der Ehrfurcht vor den französischen Classikern erzogenen Herzoge gezeigt werden sollte, es lasse sich dergleichen auch in Deutscher Sprache hervorbringen. Iphigenie war ein Schritt nach rückwärts.

Sehen wir nun, aus welchen Elementen diese Dichtung sich entwickelte.

Ich hatte, als bei der Besprechung des Götz die Genesis des modernen Theaters dargelegt wurde, nur das gesprochene und nicht das gesungene Drama im Auge gehabt. Das gesprochene Drama, haben wir gesehen, bildete sich nur in Spanien, Frankreich und England aus: Italien blieb zurück. Hier nahm dafür die Oper den ersten Rang ein und ihre Form wurde im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß die italiänische Oper bald in Frankreich und

England (sowie in Deutschland) dem gesprochenen einheimischen Drama den Rang streitig machte.

Die Oper unterscheidet sich in ihren Anfängen vom Drama durchaus. Das Drama entstand als ein Product des gesammten Volkslebens, die Oper blühte nur an den Höfen als ein Zeitvertreib der vornehmen exclusiven Gesellschaft. Das Drama suchte in seinen Figuren mehr und mehr nationale Charaktere und Ereignisse darzustellen, die Oper hält bei den hergebrachten antiken Schattengestalten fest, welche in Italien, Frankreich, England, kurz, überall wo Opern aufgeführt werden, stets die gleichen Gefühle womöglich in italiänischer Sprache zum Besten geben.

Das Drama hängt mit der gesammten fortschreitenden Literatur und Cultur des Jahrhunderts zusammen, die Oper bleibt was sie von Anfang an gewesen ist: eine Treibhauspflanze, der am wirklichen Klima wenig gelegen ist, eine importirte, künstlich erhaltene Erscheinung.

Als sich im 15. und 16. Jahrhundert in Italien das moderne Theater erhob, unterschied man von vornherein Comödie und Tragödie, wie die antiken Vorbilder sich in Comödien und Tragödien theilten. Die auf Plautus und Terenz basirten Comödien suchte man conversationsmäßig zu halten, die auf Nachahmung der griechischen Tragödie beruhenden Tragödien in feierlicher Declamation, mit Ballet und Chören. Es brauchten hier nur die Monologe zu Arien, die Dialoge zu Duetten erhöht zu werden und die Oper war fertig. In dieser Form hielt sich die Oper constant. Die Musik änderte sich, immer bedeutendere Componisten lösten einander ab: der äußere Zuschnitt, die literarische Form der Opern aber blieb stehen, da die Musik an die Texte stets dieselben Ansprüche stellte:

der Componist verlangte eine sofort verständliche Handlung bei Ausschließung alles Politisch-historischen, einfache ideale Personen, sowie plausible, nur auf Logik des Herzens und der Leidenschaft beruhende Motive. Die Handlung mußte wie ein großer, tragender Strom in immer mehr sich ausbreitender, immer gewaltsamer dahinfließender Fülle den Hörer mit sich fortreißen.

Die Operntexte, welche herzustellen nicht schwer war, wurden zu einer festen literarischen Form. Die Acte durften nur wenige Scenen haben, die Handlung mußte unverworren sein, die Personen an der richtigen Stelle Gelegenheit finden in volle Leidenschaft zu gerathen. Die Verse dagegen brauchten weder gleich lang, noch gereimt, noch überhaupt gut zu sein. Trotzdem hat es Dichter gegeben, welche in dieser einfachen losen, so ganz zur Nebensache gewordenen Form Eigenthümliches geleistet haben: Metastasio's Operntexte waren im vorigen Jahrhundert so berühmt wegen der Schönheit und Süßigkeit ihrer Sprache, daß man sie auf italiänischen Bühnen ohne Musik als gesprochene Dramen gespielt hat. Diese Form des gesprochenen Operntextes wählte Goethe für seine Iphigenie. Er nennt sie die »französische Form«, denn auch die Franzosen hatten bedeutende Librettodichter, unter denen Quinault den ersten Rang einnahm.

Ein Zufall scheint Goethe diese Form gleichsam zugespielt zu haben.

Nachdem Händel schon 1759 gestorben war, stand Gluck damals unter den Operncomponisten als die vornehmste Kraft da. Glucks durchschlagende Erfolge wurden in Wien und Italien erlangt, in der Folge hatte er sich nach Paris gewandt, wo seine Iphigenie in Aulis das größte Auf-

sehen erregte. Der Text war von Rollet nach Racine's Tragödie gearbeitet worden. Diese Oper erschien ein Jahr ehe Goethe nach Weimar ging.

Gluck, geboren 1714, war damals schon ein älterer Mann. Er hatte keine Kinder und lebte mit seiner jungen Nichte, die er zärtlich liebte und die er im April 1776 verlor. Es war jenerzeit in weit höherem Grade als heute Sitte, Verstorbene durch Gedichte zu ehren. Gluck wollte zum Andenken des jungen Mädchens eine Cantate componiren und wandte sich an Wieland um einen Text. Die Antwort Wielands auf diesen Brief haben wir, sie ist vom 14. Juli 1776. Er selber, sagt er darin, sei nicht im Stande etwas Würdiges zu liefern, »außer Klopstock könne das nur Goethe«. »Und zu dem, fährt er fort, nahm ich meine Zuflucht, zeigte ihm Ihren Brief; und schon den folgenden Tag fand ich ihn von einer großen Idee erfüllt, die in seiner Seele arbeitete. Ich sah sie entstehen und freute mich unendlich auf die völlige Ausführung, so schwer ich sie auch fand, denn was ist Goethe unmöglich? Ich sah, daß er mit Liebe über ihr brütete, nur etliche ruhige, einsame Tage, so würde was er mich in seiner Seele sehen ließ auf dem Papiere gestanden sein: aber das Schicksal gönnte ihm und Ihnen den Trost nicht. Seine hiesige Lage wurde um selbige Zeit immer unruhvoller, seine Wirksamkeit auf andere Dinge gezogen, und nun, da er seit einigen Wochen dem unbeschränkten Vertrauen und der besonderen Affection des Herzogs zugleich eine Stelle im geheimen Conseil einzunehmen sich nicht entziehen konnte, nun ist beinahe alle Hoffnung dahin, daß er das angefangene Werk sobald werde vollenden können. Er selbst hat zwar weder den

Willen noch die Hoffnung aufgegeben; ich weiß daß er von Zeit zu Zeit ernstlich damit umgeht: aber in einem Verhältnisse, wo er nicht von einem einzigen Tage Meister ist, was läßt sich da versprechen? Immer hoffte ich — Ihnen das ganze Stück, welches Goethe dem Andenken Ihrer liebenswürdigen Nichte heiligen will, oder doch wenigstens einen Theil desselben zu schicken. Goethe selbst hoffte immer, und vertröstete mich: ich bin auch gewiß, sowie ich den herrlichen Sterblichen kenne, daß es noch zu Stande kommen wird —.«

Aus Goethe's gleichzeitiger Correspondenz ersehen wir, wiesehr ihm diese Cantate im Sinne lag. Über ihren Inhalt verlautet nichts, auch ist später niemals wieder davon die Rede. Aber ich glaube, wir dürfen annehmen, daß aus dieser Cantate zu Ehren der Nichte Glucks Goethe's Iphigenie entstanden sei. Durch eine seltsame Rechnung wird das wahrscheinlich gemacht. Lange Jahre nämlich nach dieser Zeit dictirte Goethe einmal seinem Secretär Riemer als Inschrift auf ein Blatt, auf dem sich eines seiner Gedichte fand, Folgendes: »Schwalbenstein bei Ilmenau sereno die quieto schrieb ich nach einer Wahl von drei Jahren den vierten Act der Iphigenie in einem Tage.« Auf dem Schwalbenstein aber hat Goethe den vierten Act der Iphigenie den 18. März 1779 verfaßt, wie aus einem Briefe an Frau von Stein hervorgeht. Rechnen wir vom März 1779 aber drei Jahre rückwärts, so kommen wir auf den März 1776, während die Bitte um jene Cantate in den April 1776 fällt: auf ein oder zwei Monate mehr oder weniger kann es hier nicht ankommen. Daß Goethe, der unter dem Eindrucke von Glucks Iphigenie in Aulis stand, zur Todtenfeier

eines jungen Mädchens Iphigenie in Tauris wählte, war ein ebenso natürlicher als schöner Gedanke. Möglich sogar, daß Gluck, der davon Kenntniß erhielt, in der Folge deshalb, da mit Goethe nichts zu machen war, Guimard de la Touche's 1772 zuerst gegebene Iphigenie componirte, die ein Mr. Guillard (nicht Guichard) zu einem Libretto zurecht schnitt.

Warum ließ Goethe die mit soviel Feuer begonnene Cantate plötzlich liegen nachdem er bis auf einen gewissen Punkt mit ihr gediehen war? Ich vermuthe, nicht bloß aus den von Wieland angeführten Gründen, sondern weil ihm unter den Händen der Stoff sich in ein Gedicht verwandelte, dessen Trägerin Frau von Stein war!

Goethe suchte von Anfang an nach einem dichterischen Symbole für sein Verhältniß zu Frau von Stein, und glaubte es, wie wir sahen, in der schönen Wendung gefunden zu haben: »Du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.« So formulirt lag ihm das Thema in der Seele. Zu lösen versuchte er es zuerst in diesem Sinne in dem kurzen Lustspiele »Die Geschwister.« Bruder und Schwester leben zusammen und lieben sich ohne es zu wissen: da entdeckt ein Zufall dem Mädchen daß sie nicht die Schwester sei, und alle Tragik löst sich auf die reinste Weise in Glück auf. Man muß, um dieses rührende kleine Stück, das in Prosa geschrieben ist, ganz zu würdigen, es gut darstellen sehen.

Aber es lagen höhere dichterische Möglichkeiten in Goethe's Verhältnisse zu Frau von Stein. Da sprang der Stoff: »Iphigenie« in Goethe's Phantasie. Anfangs bemerkte er vielleicht nicht, wie sehr diese Gestalt seinem eignen Herzen gelegen sei, dann aber, sobald er es be-

merkt stockte die Arbeit, denn nun bedurfte es einer ganz anderen Führung. In Iphigenie konnte dargestellt werden, welchen Frieden die schwesterliche Freundschaft der geliebten Frau seinem Herzen geschenkt hatte. Auf eine Höhe konnte ihr beiderseitiger Verkehr erhoben werden, daß Alles zu sagen erlaubt war. Orest, von inneren Qualen gepeinigt — ich erinnere an den »Fluch Kains« der Goethe so ruhelos machte — wird durch Iphigeniens bloße Gegenwart befreit. Den Moment, wo Orest in der Nähe der Schwester und des Freundes sich wiederfindet, bildet, wie Goethe ausdrücklich sagt, die Axe des Stückes. In diesem neuen Sinne begann er innerlich zu arbeiten und drei Jahre dauert es nun wieder bis die Dichtung sich soweit schließt daß sie zum erstenmale niedergeschrieben werden konnte und der vierte und fünfte Act an die begonnenen drei ersten sich anfügten.

Denn in dem bloßen Verhältnisse Orests zu Iphigenie's lag noch kein Abschluß der Handlung: es hatte neben dem vereinigenden das trennende, widerstandleistende Element der Composition gefehlt. Allmälig erst mußte die Erfahrung wieder auch dies liefern. Denn allmälig erst begann die Last sich anzusammeln, mit der die neuen Verhältnisse auf Goethe drückten. In der Gestalt des Thoas personificirte er sie. Ich will nicht sagen daß Thoas Carl August sei, aber Elemente der Natur des Herzogs haben Thoas gebildet. Man nehme Alles zusammen, was uns über den Charakter des Herzogs überliefert ist, und frage sich, ob Thoas nicht jeden Zug enthält und ob er einen Zug enthalte der dem entgegen wäre. An diesen Charakter war Goethe durch heilige Bande des Dienstes und der Dankbarkeit gebunden. Die

Ahnung einer Trennung steigt auf, während zugleich Ehrfurcht und Dankbarkeit ihn zurückhalten. Nur dichterisch sollte diese Trennung sich wirklich vollziehen: Goethe deutet einmal an als das Stück bei Hofe vorgelesen worden war, der Herzog werde wohl verstanden haben, was mit dem »Lebwohl«, mit dem die Tragödie schließt, gemeint gewesen sei und was Thoas bedeute. Mir ist es unmöglich, die letzte Scene des letzten Actes zu lesen, diese erschütternde Bitte um Freiheit, ohne in Iphigenie Goethe's um Erlösung aus unerträglichen Zuständen bittende Seele zu erblicken.

Öfter sehen wir Goethe so arbeiten. Zuerst entsteht ein erster Gedanke der Dichtung. Dann lange Pause. Dann erst beginnt die wirkliche Formulirung. Und deshalb setzt Goethe später »die Arbeit« an der Iphigenie erst in den Anfang 1779, wo er das Stück zum erstenmale ernsthaft vornahm, damit es zu einer bestimmten Gelegenheit aufgeführt werden könnte.

Vom Februar 1779 an begegnen wir den Erwähnungen der fortschreitenden Dichtung. Vom 14. Februar haben wir die Tagebuchnotiz: »Früh angefangen Iphigenie zu dictiren.« Hätten wir nichts als sie, so würde anzunehmen erlaubt sein, Goethe habe an diesem Tage mit dem Stücke überhaupt begonnen. Ein Brief an Frau von Stein, vom selben Tage, aber belehrt uns, wie dieses »Dictiren« gemeint war. »Den ganzen Tag, schreibt Goethe an sie, brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein, etwas zu

bringen das nicht in Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Gute Nacht Liebste. Musik hab ich mir kommen lassen die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.« Wir sehen daraus, daß es sich an diesem Tage nicht um eine erste Offenbarung des Dramas, sondern nur um eine redigirende Thätigkeit handelte. Goethe wollte die in ihm kämpfenden Versionen seines Werkes gleichsam zur Ruhe zwingen indem er, die Worte zur Niederschrift laut vorsagend, die lebendige Sprache zum Richter machte. Er hoffte auf diesem Wege die Elemente seiner Dichtung zu festerer Gestalt zusammenzuziehen.

Wir dürfen hier noch weiter gehen und eine Schwierigkeit nennen, durch welche Goethe zumeist vielleicht angetrieben wurde, gerade durch Dictiren sein Werk einer endlichen Form entgegenzuführen, in der er damals schon einen Abschluß des Gedichtes zu gewinnen hoffte.

Goethe hatte sich während seiner Frankfurter Zeit eine eigne Sprache gebildet: eine Mischung aus den verschiedenen süddeutschen Dialekten die er allmälig sprechen gehört und selbst gesprochen hatte, versetzt mit Reminiscenzen aus Volksliedern und aus dem Deutsch des 16. und 17. Jahrhunderts, sowie aus griechischer und shakspearischer Sprache, dem Allen zuletzt Lavaters Methode den entscheidenden Stempel aufgedrückt. Die Prosa in welcher Goethe den Werther verfaßte, zeigt die Anwendung dieses so entstandenen Idioms in bewußter, sorgfältiger Durcharbeitung.

Während des ersten und zweiten Jahres in Weimar, bleibt dieser Ton bei ihm noch der herrschende. Er setzt von dort aus seine Correspondenz in der gewohnten Art und Weise fort. Er läßt Stella jetzt erst drucken, er

schreibt seine kleineren Gedichte noch in der Art wie er vorher gethan hatte. Diese Gedichte, von unsterblicher Schönheit und von einer Melodie der Worte und Gedanken beseelt, die nur von einigen Stücken der alten griechischen Lyriker erreicht wird, trugen nicht am wenigsten dazu bei, Goethe's damaligen Freunden ein Gefühl zu geben, daß er ein großer Dichter sei. Sie streifen ans Volkslied und scheinen für den Gesang bestimmt. Er sagte sie gern her wenn er darum gebeten wurde. Oft hören wir, daß er den König von Thule declamirt habe. Er war nicht zurückhaltend und las vor oder recitirte aus dem Kopfe was gerade am nächsten lag.

Bald aber schläft diese Schriftstellerei mit seinen westlichen Freunden ein. Bald auch hören diese Romanzen und Balladen auf. Der Einfluß des neuen Vaterlandes macht sich geltend, wo mehr gelesen als gesprochen wurde. Die bisherigen Mittel leisten Goethe keine Dienste mehr. Sein neues Publikum versteht ihn nicht, die neuen Gedanken brauchen eine andere Einkleidung. Der herausfordernde Ton seiner Prosa aus der Frankfurter Zeit hatte Goethe's jungen Jahren entsprochen, in denen man, je talentvoller man ist, um so radicaler zu denken pflegt: jetzt verlangte die veränderte Stellung Würde und Gemessenheit. Die Dinge die ihm nun in der Seele lagen, konnten nicht mehr so flott hingeworfen werden, einerlei was darüber gesagt würde, sondern bedurften Verhüllung und Geheimniß. Schon 1776 war Goethe der »herrliche Junge« nicht mehr als den ein Jahr früher die Stolberge ihn gepriesen hatten. Es ging nicht mehr an. Goethe's Sprache beginnt sich in die Wendungen der norddeutschen, mehr geschriebenen als gesprochenen Syntax zu fügen und das

Bestreben wird ersichtlich, nicht mehr zu schreiben wie das Volk spricht, sondern das Volk die Sprache sprechen zu lehren, die für den Ausdruck der Gefühle und den Bericht der Thatsachen nach höheren Rücksichten die geeignetste sei.

Nur die Anfänge dieses Bestrebens zwar zeigen sich, allein vorhanden sind sie. Dieses Schwanken und Suchen führt zu der Unsicherheit jedoch, mit der Goethe jetzt seine Sachen, auch wenn er sie noch so oft durchgearbeitet hat, nicht als vollendet anerkennen und drucken lassen mag. Daher die Lässigkeit im Fortschreiten seiner Arbeiten. Er fühlt sich vaterlandslos in der Literatur. Er will sich eine eigne Sprache formen, aber findet nichts Lebendiges mehr in seiner Umgebung, das sich dazu benutzen läßt, und es bleibt ihm endlich doch nichts übrig als aus sich selbst zu schöpfen. Am Klange seiner eignen Worte will er prüfen, ob die Worte das Gefühl und die Gedanken wiedergeben, und er beginnt zu »dictiren«: eine Art Verzweiflungsmaaßregel, sich aus dem Chaos zu erretten, das ihn endlich in Italien dann genöthigt hat, zu ganz neuen Mitteln zu greifen und an Stelle des zufälligen Naturklanges den Wohlklang einer nach Principien verfahrenden bewußten Kunst zu schaffen.

Auffallend auch ist, wie er jetzt, wo er die Arbeit an Iphigenie wiederaufnimmt, die Musik zu Hülfe nimmt. Es erscheint als kein bloßer Zufall, daß er unter ihrem Beistande arbeitete. Eine Woche nachdem er zuerst davon gesprochen, finden wir sie abermals bei Iphigenie erwähnt. Den 22. Februar heißt es in einem Briefe an Frau von Stein: »Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protocolle und Acten. Ein Quatro in der grünen Stube, sitz' ich und

rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heute absondern, drum komm' ich schwerlich. Gute Nacht.«

Dieses Eingreifen des musikalischen Elementes könnte sogar auf den ersten Ursprung des Werkes zurückdeuten, zeigt zugleich aber, wie selbst das Dictiren noch nicht genügte, Goethe den Rhythmus in die Seele zu schaffen, dessen er bedurfte um eine neue Sprache für ganz neue Gedanken und Anschauungen zu finden. Im Götz hatte er die Frauen ein herzliches, hausbackenes Deutsch reden lassen: es waren Deutsche die sich in ihrer eigenen Sprache an Landsleute wandten; Iphigenien dagegen, einer Königstochter, die vor Tausenden von Jahren mit Göttern und Göttinnen im Verkehre stand, ließen sich so kreuzbrave Redensarten nicht in den Mund legen. Die mythischen Verhältnisse verlangten den reinen dialektlosen Ausdruck der Gefühle. Die Erfahrungen des realen Lebens vermochten Goethe hier nichts zu bieten, er mußte sich an diejenigen Vorbilder halten, in denen dergleichen vor ihm zu Stande gebracht worden war. Der bloß syntaktische Wohlklang der französischen Dichtersprache, der Wortwohlklang der Italiäner stand ihm plötzlich näher als was irgend die Deutsche Sprache ihm zu leisten vermochte, und so, um sich gänzlich aus der Region der hausbacknen Erfahrung emporzuheben, sucht Goethe sich eine neue poetische Sprache zu bilden indem er unter dem Einflusse der Musik dichtet.

Gern möchte man hier die Vermuthung gelten lassen, als sei jenes Quatro (bei dem wohl ein Quartett gemeint war) Musik aus Glucks Iphigenie in Tauris gewesen und unter den »fernen Gestalten« die Figuren der

Tragödie zu verstehen, die schon einmal in seiner Seele gewohnt, dann aber gleichsam wieder davongeflogen waren. So gebrauchte Goethe ja auch in späterer Zeit, als er die Arbeit am Faust aufnahm, die Wendung: »Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten.« Es wird angenommen, Glucks Iphigenie auf Tauris sei auf Goethe's Werk von Einfluß gewesen. Es ist dabei jedoch wohl zu beachten, daß die Oper den 18. Mai 1779 zum ersten Male in Paris erschien, während, wie wir sahen, Goethe sein Stück im Januar 1779 bereits zu schreiben begann. 1780 kam die Partitur der Oper heraus. 1781 ist sie zum ersten Male in Wien, 1795 in Berlin gegeben worden.

Goethe war im Februar sosehr in diese Arbeit hineingekommen, daß er sie während einer Dienstreise, auf der ihm nur selten ruhige Augenblicke blieben, mit sich führte und daran weiterschrieb. Vom 1. März ist ein Brief datirt, den er aus einem thüringischen Neste an Frau von Stein sendet. Er hatte da Rekruten ausheben müssen. »Mit meiner Menschenklauberei bin ich fertig und haben zu Mittag gegessen und von vorigen Zeiten reden können. Mein Stück rückt.« Von Dornburg, am nächsten Tage: »Knebeln können Sie sagen daß das Stück sich formt und Glieder kriegt. Morgen hab' ich die Auslosung, dann will ich mich in das alte Schloß sperren und einige Tage an meinen Figuren posseln. — — Jetzt leb' ich mit den Menschen dieser Welt und esse und trinke, spaße auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum: denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen Gang.«

Diesen inneren Umgang mit den Gestalten seiner Phantasie nennt Goethe »mit Geistern reden«. Den

5. März schreibt er Knebel: »Ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender Poete sehr geschunden bin, und hätt' ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault.«

So nun geht es weiter: Rekruten und Iphigenie. Aus Apolda meldet er: »Hier will das Drama gar nicht fort, der König von Tauris soll reden als wenn kein Strumpfweber in Apolda hungerte.« So meldet er am 4. März, kehrt dann nach Weimar zurück ohne, wie er sicher gehofft, das Drama fertig zu haben, geht noch einmal fort ins Gebirge und schreibt den 18. März, wie ich bereits erwähnte, »allein auf dem Schwalbenstein« den vierten Act. Den 1. April finden »Proben zur Iphigenie und Besorgung des dazu Gehörigen« statt und den 6. April (1779) erfolgt endlich die erste Aufführung. Goethe spielte den Orest, Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Pylades, Corona Schröter die Iphigenie. Bei der zweiten Aufführung trat der Herzog selber als Pylades auf. Die Hofdame Fräulein von Göchhausen berichtet an Goethe's Mutter, ihres Sohnes Kleid, wie das des Pylades, sei griechisch gewesen, nie habe sie ihn so schön gesehen. Eine rechte Vorstellung, wie es dabei zugegangen sein könnte, fehlt uns. Wir sind im Theater heute an die historischen Kleider gewöhnt, damals waren sie etwas Neues. Man spielte im vorigen Jahrhundert auch die im Alterthume heimischen Stücke in einer idealen conventionellen Tracht, wobei Perrücken, Kniehosen nebst Hackenschuhen und Strümpfen nicht fehlen durften; in den siebziger Jahren war zum ersten Male versucht worden, nationales Costüm auf die Bühne zu bringen.

Goethe beruhigte sich bei dieser ersten Redaction der Iphigenie nicht. Er nannte sie von Anfang an »nur eine Skizze, bei der zu sehen sei, welche Farben man auflege«. Die Darstellung wurde von ihm als das betrachtet worauf es ankäme. Schon für die neue Aufführung im folgenden Jahre war eine zweite Bearbeitung fertig gestellt. Stahr hat die »älteste Bearbeitung« zuerst publicirt, Düntzer hat »die drei ältesten Bearbeitungen der Iphigenie« zusammen abdrucken lassen. Das Stück kommt nicht zur Ruhe, das Manuscript begleitet Goethe auf seinen Reisen, oder ist in Weimar selber zwischen ihm und Frau von Stein beständig unterwegs. Sie, Wieland, Herder, Knebel geben fortwährend bessernden Beirath; kein Wort darin, das nicht prüfend hin- und hergewandt wird. An den Druck dachte Goethe nicht, aber er verschenkt Abschriften. Knebel liest auf einer seiner Reisen die Iphigenie an vielen Stellen vor und erweckt Begeistrung. Kestners wird eine Copie mitgetheilt, 1783. Einzelne Scenen sogar gelangen per nefas in ein Journal. Auch der Herzog nahm fortwährenden Antheil. Im August 1785 las Goethe ihm das Stück wieder vor. »Es war dem Herzoge wunderlich dabei zu Muthe«, schreibt er an Frau von Stein, vielleicht weil damals, wovon die Freundin freilich nichts wußte, die Trennung zwischen Goethe und dem Herzoge neu besprochen worden war, die bevorstand. Iphigenie ist Goethe's »Schmerzenskind«. Sie war die Vertraute seiner geheimsten Gefühle. Unaufhörlich ist in seinen Briefen und Aufzeichnungen von ihr die Rede. Und all diese Arbeit von zehn Jahren war doch nur die später völlig aufgegebene Vorarbeit zu der neuen Iphigenie, welche in Italien entstand.

Ein Zweck dieser Reise war für Goethe auch der gewesen, für die Besorgung der schon erwähnten rechtmäßigen Gesammtausgabe seiner Werke freie Zeit zu gewinnen. Bisher hatte nur der Berliner Nachdrucker Himburg Goethe's Arbeiten, in vier Bänden zusammengefaßt, ausgebeutet: jetzt war mit Göschen die erste legitime Sammlung der sämmtlichen Werke verabredet. Anfangs sollte Iphigenie darin zum Abdrucke gebracht werden, wie sie 1786, vor Goethe's Abreise, vorlag. Goethe conferirte darüber mit Wieland und Herder. Er saß mit ihnen, wie er schreibt, »zu Gericht über Iphigenie«. Schließlich nahm er das Manuscript doch mit, nach Carlsbad nämlich, von wo er bekanntlich nach Italien verschwand, »um ihm noch einige Tage zu widmen«. Daraus sind in der Folge dann freilich viele Tage geworden. —

Gleich in einem der ersten Briefe aus Italien ist von dem Stücke die Rede. Er beschreibt den Übergang über den Brenner. Düntzer hat nachgewiesen, daß der Brief verändert worden sei: er ist es, aber zu seinem Vortheil! Goethe hat in diesen Brief alle die Sehnsucht nach Italien hineingearbeitet die ihn damals beherrschte, und ihm so erst das richtige Colorit gegeben. Das Iphigenien Betreffende aber ist unverändert geblieben. Goethe saß allein im Wagen, er sondert aus dem großen Paquete, das seine Schriften enthielt, das Manuscript des Stückes ab. »Der Tag ist so lang, schreibt er, das Nachdenken ungestört und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr.«

Wie wahr ist diese Bemerkung. Das Poetisch-Er-

weckende des Gebirges liegt darin, daß die aplanirende Menschenarbeit ganz zurücktritt und den einfachen großen, zerstörenden und bildenden Naturgewalten ihre sichtbare Macht verbleibt: man erwartet ihre gewaltige Wirkungen und weiß von Anfang an, daß gegen sie kein Aufkommens ist, während man in der Ebene immer wieder die Flüsse so kunstreich eingedämmt zu haben glaubt, daß nach der letzten Überschwemmung nun keine mehr eintreten dürfe. Goethe's Beschreibung der Alpen, der Mondnacht, in der er von Unruhe getrieben, allein im kleinen Wagen, über den Paß fährt; dann das Hinabsteigen in die ganz anders geartete italiänische Natur ist mit allem Aufwande seiner beschreibenden Kunst ausgeführt. Und dadurch daß die Arbeit an Iphigenie stets nebenherläuft, fällt auf den Weg, den er zurücklegt, ein Abglanz der Gedanken die seine Dichtung erfüllen. Er scheint nichts Anderes in der Seele getragen zu haben. Iphigenie muß ihm die abwesende Freundin ersetzen, an die aus Italien seine meisten Briefe gingen. Ich habe das Fortgehen aus Weimar früher so aufgefaßt, als könne, wie bei der Schweizerreise der Versuch einer Trennung von Lilli, so auch hier die Absicht gewaltet haben, sich Frau von Stein gegenüber in eine andere Lage zu bringen. Ich glaube darin jedoch geirrt zu haben. Das trennende Element bildete sich erst später. In seinem letzten Briefe an sie, ehe er Carlsbad verließ um auf einige Zeit völlig unterzutauchen, schrieb er ihr die andeutenden Worte (wie er einst Kestners das Erscheinen Werthers verhüllt mitgetheilt hatte): »Auf alle Fälle muß ich noch eine Woche bleiben und dann wird aber auch Alles so sanfte enden und die Früchte reif abfallen. Und dann werde ich in der freien Welt mit

Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen aus der wir genommen sind.« Iphigenie war die Stellvertreterin der geliebten Frau, die Gestalt in der sie ihn begleitete.

»Am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigstens so allein war als meine Heldin am Gestade von Tauris, zog ich die ersten Linien der neuen Bearbeitung, die ich in Verona, Vicenz, Padua, am fleißigsten aber in Venedig fortsetzte.« So in dem Briefe der Italiänischen Reise worin der Generalbericht über diese Arbeit gegeben wird. Aus Verona schreibt er den 16. September: »Ich fühle mich müde und abgearbeitet, denn ich habe den ganzen Tag die Feder in der Hand. Ich muß nun die Iphigenie ganz abschreiben.« Eine Woche später aus Vicenza (gegen Ende September): »Ich schreibe an Iphigenie ab, das nimmt mir manche Stunde, und doch giebt's mir unter dem fremden Volke, unter den neuen Gegenständen ein gewisses Eigenthümliches und ein Rückgefühl ins Vaterland.« Nun nach Venedig. Ununterbrochen begleitet sein Fortschreiten die Arbeit an dem Stücke. Wir kennen die Verse in Goethe's Gedicht an Lida:

Seit ich von dir bin
Scheint mir des schnellsten Lebens
Lärmende Bewegung
Nur ein leichter Flor durch den ich deine Gestalt
Immerfort wie in Wolken erblicke.

So drang ihm überall durch die Erscheinungen des neuen ungewohnten Daseins Iphigeniens Bild vor die Seele. Einen ganzen Monat lang, in Venedig, dauert das, bis er Mitte October nach Rom weitergeht.

Goethe stand im Glauben, an dem Stücke jetzt wenigstens die abschließende Arbeit zu thun. Und dennoch, als er Venedig endlich verläßt, ist Iphigenie, obgleich zu so vielen Malen ab- und umgeschrieben, unfertig wie zuvor und muß ihn auch ferner begleiten. Warum wohl?

Schon in Venedig überkommt Goethe ein was gerade diese Dichtung anlangt ganz fremder Gedanke: im Theater von San Crisostomo sitzend, fängt er an zu überlegen, wie er seine Iphigenie mit dieser Truppe vor diesem Publikum spielen würde. Und am selben Tage meldet er: »Heute habe ich keinen Vers an Iphigenie hervorbringen können.« Und gerade heute hatte er mit der Arbeit abzuschließen gehofft.

So verläßt er Venedig ohne das Manuscript nach Hause zu senden. Die Stadt war für Goethe immer noch der Deutschen Gränze zu nahe gewesen: nun erst, wo er nach Bologna weiterfahrend in das mittlere Italien eintritt, ist ihm als schließe er mit Weimar völlig ab. Die Vergangenheit wird undeutlicher: aber Iphigenie bleibt ihm treu, als sei sie das Einzige was er aus einem großen Schiffbruch gerettet hat. In ganz neuer Gestalt tritt sie ihm plötzlich vor die Seele: auch Tauris versinkt im Nebel und eine andere Landschaft erschließt sich: Iphigenie auf Delphi. Im Wagen sitzend, der ihn nach Bologna führt, sieht Goethe überraschend neue Gedanken und Bilder seine Phantasie erfüllen. Elektra soll jetzt eintreten: »Es giebt im fünften Acte, schreibt er, eine Wiedererkennung, ich habe selbst darüber geweint wie ein Kind.«

Doch auch das zieht durch seine Seele hindurch wie ein Traum um später erst wieder aufzutauchen. Dagegen in Bologna abermals eine neue Erfahrung.

Von einem Gemälde, das die Heilige Agathe darstellt, schreibt er: »Der Künstler hat ihr eine gesunde, sichere Jungfräulichkeit gegeben, doch ohne Rohheit. Ich habe mir die Gestalt wohlgemerkt und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen was diese Heilige nicht aussprechen möchte.«

Darin lag das Schicksal des Stückes beschlossen. Abermals stellte sich heraus, daß die gesammte letzte Arbeit daran doch nur wieder als eine überwundene Vorstufe betrachtet werden müsse. Vor jenem Gemälde wurde sich Goethe bewußt, daß Frau von Stein nicht mehr allein in seiner Dichtung herrschte, daß andere Gestalten mit einflußreicher Gewalt neben ihrem Bilde mächtig zu werden begannen. Goethe's Gedanken waren immer noch zu sehr in Deutschland zu Hause gewesen: jemehr er sich Rom näherte, je deutlicher ward ihm, aus welchen Gründen seine Arbeit bis dahin keinen Abschluß gewinnen konnte. Im Theater von San Crisostomo hatte sich ihm in Bezug auf sein Stück die Idee eröffnet, daß neben dem Weimaraner Liebhabertheater und neben denen die darauf spielten, jene alte Bühne höherer Art für die Goethe vor der Weimarischen Zeit Ansprüche auf seine Arbeit haben könne; und vor jenem Bilde in Bologna: daß andere Linien die Figur seiner Heldin umschließen müßten als die waren, von denen umzogen das Bild seiner Freundin ihm in die Seele gegraben war. Die höchste Arbeit an dem Stücke wurde jetzt erst möglich. Losgelöst aus dem bisherigen Boden war es in neues, classisches Erdreich versetzt, um nun sich völlig zu entfalten. Nur in Rom konnte das geschehen.





Sechzehnte Vorlesung.

Rom.

Den 1. November 1786 schreibt Goethe zum ersten Male wieder an Frau von Stein. Auch sie hatte nichts von der Reise wissen dürfen. Der Brief beginnt: »Ja ich bin endlich in der Hauptstadt der Welt angelangt.«

Was nennt Goethe hier Welt? und was versteht er unter Hauptstadt?

An dieser Äußerung werden wir recht inne, daß Goethe, schon von uns aus betrachtet, einer vergangenen Welt angehört. Wie Homer das erste große Phänomen der europäischen Welt war, im Gegensatze zur asiatischen, in deren Kreisen vor Homer die Geschicke der Menschheit liefen, so kann Goethe als das letzte große Phänomen dieser europäischen Welt gelten, da durch das Eintreten des Dampfes und der Elektricität die Entfernungen aufgehoben und alle Erdtheile zu gemeinschaftlicher solidarischer Unterlage der weiteren Menschenentwicklung erhoben worden sind. Es genügt nicht mehr bei der Betrachtung der jetzt laufenden Politik die Karte von Europa zu betrachten: sie muß am Globus studirt werden.

Erst seitdem dies Bewußtsein uns erfüllt: daß das Vergangene abgethan sei und daß die Dinge auf neuen

Bahnen neuen Zielen entgegenstreben, sind wir im Stande, das was ich so die »Europäische Geschichte« nennen darf, als ein rundes Factum zu betrachten, von dessen Anfängen und von dessen Abschlusse gesprochen werden kann.

Wir wissen, wie Amerika entdeckt und colonisirt wurde. Im Norden gingen die Germanen, im Süden die Romanen hinüber. Man setzte sich an den Küstenstrichen fest und ganz allmälig erweiterten sich die schmalen Streifen zu Ländern. Die Kämpfe der Germanen und Romanen, welche Europa bewegten, wurden in Amerika mit ausgefochten. Immer breiter aber werden dort die Länder, immer tiefer dringen die Ansiedler ins Innere, immer beträchtlicher wird die Masse der drüben Geborenen: es entstehen eigne Länder und Bevölkerungen und es haben sich, in weniger als vierhundert Jahren, unabhängige Völker dort gebildet, deren Politik frei ist von den europäischen Verhältnissen und zu denen die Europäer nun selbst als Fremde hinüberkommen.

So hat es Zeiten gegeben — nehme ich an — wo Europa und Afrika als die großen unbekannten Continente im Westen neben Asien lagen; Zeiten, wo die ältesten Colonisten des Nilthales aus Asien herüberkamen und jene urälteste ägyptische Kunst der ersten Jahrtausende dieses Volkes mitbrachten, welche seit der Herrschaft der Hyksos verloren ging und niemals später wieder erreicht worden ist. In unbestimmten Zeiträumen drangen dann nördlicher die Voreltern der spätern Griechen von Kleinasien aus, über die Inseln, nach der griechischen Halbinsel, und noch nördlicher flossen Celten, Germanen und Slaven auf dem Landwege in die breiten Ebenen des inneren Europa's.

Wir wissen weder wann noch wie das geschah. Wir wissen nicht, ob demokratische Massen oder auf Abenteuer ausgehende Cavaliere oder verbundene adlige Geschlechter mit ihrem Gefolge vorgingen. Wir wissen nicht, ob Celten und Germanen den Stoff des ewigen Krieges, den das Rheinthal seit historischer Zeit ihnen geliefert hat, bereits aus ihren früheren Sitzen als uranfängliche Fehde mitbrachten. Wir wissen nicht, in welchem Tempo die Dinge sich entwickelten, ob die alten prähistorischen Bewohner, deren hochgeachtete Schädel heute so scharfen Verhören unterworfen werden, vernichtet oder zu Sclaven gemacht wurden oder ob man sich mit ihnen verständigte und ob und wie Mischracen entstanden. Wir wissen nicht, wie und in wie lange Zeit diese auf europäischem Boden heimisch gewordenen Asiaten brauchten, um sich als Bewohner eines Welttheils für sich zu empfinden, der seine eigne von der asiatischen losgetrennte Bewegung haben müsse. Dazu bedurfte es, daß Volk und Vaterland für Celten, Germanen, Slaven, Griechen zu untrennbaren Factoren wurden, daß die Germanen sich ohne ihre Wälder und Sümpfe nicht denken konnten, so daß sie nun, in einen andern Himmelsstrich, ja sogar in ihre alten asiatischen Sitze zurückversetzt, degenerirt wären.

Die älteste historisch begründete Epoche der europäischen Geschichte ist die griechische. Sie aber rollt nur scheinbar auf europäischem Boden ab. Die Blicke der Griechen waren zurück auf Asien gerichtet, sie haben das Gefühl gehabt, als äußerster Westen des alten Mutterlandes ein Theil desselben geblieben zu sein. Xerxes wollte nur eine abgefallene Provinz zurückerobern, für Aeschylos selber, indem er die Siege der Griechen über die

Perser feiert, ist Asien die alte Mutter. Alexander der Große wollte Persien erobern, was lag ihm an Europa? Diese Zusammengehörigkeit Griechenlands mit Asien charakterisirt die ersten europäischen Zeiten so stark, daß damit vorweg der entscheidende Unterschied zwischen der Herrschaft der Griechen und der der Römer ausgesprochen worden ist. Mit Rom erst beginnt die europäische Geschichte; und auch mit Rom endigte sie.

Erst von dem Eintreten der römischen Politik fangen Menschen und Dinge an uns verständlich zu werden. Wir sind jetzt erst in der Lage, mit der Elle zu messen, mit der wir es noch heute thun. Alles Griechische, bis in die festesten historischen Zeiten hinein, behält für unsere Blicke etwas Märchenhaftes. Auch da wo die in Stein oder Bronce gegrabenen Urkunden vorliegen, steht allen Ereignissen ein »Es war einmal« als Einleitung vorgeschrieben. Wir glauben die Dinge gerne, aber hören auf, sie zu begreifen, sobald die Erzählung stockt. Es sind lauter Irrfahrten und Abenteuer, die wir erfahren. Alcibiades ist der reine Märchenfürst, mit Cäsar verglichen, der bei so viel schwarzen doch nicht eine einzige dunkle Stelle hat. Die Griechen aber sind auch im praktischen Geschäftsleben phantastisch und scheinen von Einfällen regiert zu werden. Menschliches und Göttliches läßt sich nicht bis auf den letzten Rest scheiden. Ein Nachklang früherer Schöpfungsgedanken weht uns an, der uns mit dem fremden Gefühle erfüllt, mit dem wir die Ueberreste der Palmen und der Thiere die unter ihnen lebten, aus Deutschen Gebirgen und Höhlen hervorkommen sehen: wir halten sie fest in der Hand und bezweifeln ihre Ächtheit nicht, aber wir lassen

sie bei Seite als etwas, das mit unserem vaterländischen Boden für uns dennoch in keiner Verbindung steht.

Dieses Fremde im griechischen Wesen überwinden wir niemals. Es wird erzählt, daß als letztes Kennzeichen der übrigens völlig weiß gewordenen Negerabkömmlinge in Amerika, der Quarterons, der Mond am Fingernagel dunkel bleibe. Diese kleine Stelle am Körper giebt Kunde von der uralten afrikanischen Heimath, wo der Mensch um eine geringe Stufe tiefer stand. So: wenn uns Homer und Plato, selbst Aristoteles und Thucydides, oder Phidias und Pindar noch so verwandt erscheinen: ein kleiner Mond im Nagel erinnert an etwas wie Ichor, das Blut der Götter, von dem ein letzter Tropfen in die Adern der Griechen mit hineingeflossen war. Den Römern aber fehlt das Märchenhafte völlig. Sie haben keine Spur mythischer Abstammung und sind verständlich vom ersten Augenblicke an als Politiker, Rechtsgelehrte, Soldaten, Beamte, Kaufleute. Ihre Tugenden und ihre Laster liegen offen da und ohne poetischen Überglanz. Weder Dichter noch Künstler brauchten sie, noch fanden diese sich freiwillig unter ihnen. Von diesen Römern ist dreitausend Jahre lang das Drama der europäischen Geschichte gespielt worden, dessen letzter Act eben in den letzten Versen stand als Goethe in Rom eintraf, ohne eine Ahnung freilich, wie bald nach seinen Zeiten das große Schauspiel ein Ende haben und die Lichter gelöscht werden würden. Aber auch nur diese letzten Verse an Ort und Stelle mit gehört zu haben, war entscheidend für Goethe.

Die Geschichte Roms ist unsere Weltgeschichte.

Zwischen schon uralten, aus den europäisch-ägyptischen Zeiten stammenden Staaten, die den Boden Italiens inne

hatten, setzten sich energische Leute, von deren Herkommen Niemand recht wußte, an einer unzugänglichen Stelle fest. In Zeiten geschah das, von denen bis zu Alexander dem Großen noch drei- bis vierhundert Jahre fehlen. Über ein halbes Jahrtausend bedurfte dieses Rom, um zu vollen Kräften zu kommen. In den ungesunden Sümpfen des Tiberufers machte den ersten Ansiedlern Niemand ihre Stelle streitig. Von Anfang an aber gehen sie selber mit den eisenharten Principien vorwärts, die sie später niemals aufgegeben haben: blutiger Gewalt nach außen, blutiger Ordnung nach innen. Was wir als römische Geschichte, als europäische also, beobachten, ist: die Bewohner dieser Stadt um sich fressen zu sehen, bis im Verlauf von tausend Jahren nach ihrer Gründung alle Völker der Welt, die von diesem Centrum aus überhaupt sichtbar und zu packen sind, sich in Theilhaber oder in Untergebene ihrer Gewalt verwandelt haben.

Rom war von seiner Gründung an nicht der Hauptort einer Völkerschaft, sondern ein mit Mauern geschützter Punkt, die Stätte heimathloser Männer, deren Ursprung sich auf römischem Boden alsbald verwischte: niemals hat es diesen Charakter aufgegeben. So lange Rom bestand, hat es alle energischen Elemente aus der Fremde an sich gezogen welche brauchbar erschienen. Ein ungehemmtes Zuströmen findet statt aus immer weiterem Umkreise, und jeder Ankömmling wird in die Interessen dieser Politik hineingezogen. In dem Maaße als der Bedarf an Männern wächst, wird es dem Fremden leichter gemacht römischer Bürger zu werden, und so sehen wir zuletzt, als das Weltreich der Römer eine Thatsache war, nicht eine eigenartige Nation in seinem Besitze, sondern eine ungeheure Beamten-

masse und Soldatenmasse, die beide nur das einzige römische Interesse kennen, und über ihnen, beide Elemente umfassend, die auf gemeinsamem Gesetze beruhende Rechtsgemeinschaft der römischen Bürger. Nur was den öffentlichen Dienst angeht sind römische Sprache und Religion nothwendig, sonst darf jeder Römer denken und reden wie er will und beten zu wem er will. In Rom finden alle Culte: etruscische, griechische, ägyptische, jüdische, freiwillige Aufnahme. Das ist die Geschichte des ersten Jahrtausends der römischen und europäischen Geschichte.

Der Inhalt des zweiten Jahrtausends ist die Geschichte des Untergangs dieser Gewalt, aber zugleich des Emporkommens einer neuen, abermals europäisch-römischen Herrschaft an derselben Stätte aus den Trümmern der früheren, fast noch ehe diese zu Trümmern zerfallen war, erwachsen, die, aus denselben Principien handelnd zu noch erweiterterem Machtumfange sich ausbreiten durfte. In Rom, nachdem es als Heimath allmächtiger Kaisergewalt viele Jahrhunderte sich auf seiner Höhe erhalten, war endlich doch der letzte Tropfen des Lebenssaftes, aus dessen ewiger Erneuerung es seine Kraft sog, verbraucht worden. In den Völkern, welche unbezwungen oder als unbrauchbares Material ausgeschlossen, rings um die Gränzen des Reiches umhersaßen, erwachte ein leises Gefühl wie bei Geiern, die sich ansammeln ehe der Körper die letzten Züge ausgehaucht hat, der ihnen zur Beute werden soll. Diese Völker durchschauerte eine Ahnung, kurz oder lang würden die heiligen römischen Grenzen offen stehen. Immer unruhiger drängen sie heran und immer häufiger muß mit ihnen, statt siegreich gekämpft, unterhandelt werden. Aber so natürlich war die Herrschaft der

Römer immer noch und so angeboren ihr Geschick die Herren zu sein, daß sie, nachdem ihre selbsterzeugte Kraft längst versiegt war, aus jenen Angreifern die Heere rekrutiren, mit denen sie sie selber bekämpfen, und daß aus einer Schwäche eine neue Stärke hervorging. Die römische Politik organisirt die Feindschaften der Barbaren untereinander, zum Schutze Roms, mit immer größerer Gewandtheit. Allein während der Jahrhunderte, in denen die Schlauheit an die Stelle der Kraft tritt, erhebt sich die Armee, die fast ganz aus Germanen besteht, im Reiche zu politischer Macht und zu eigener Organisation, und so sehen wir in natürlichem Übergange die Germanen mächtiger und mächtiger werden und nach dem Umschwunge von Jahrhunderten in Rom ein germanisches Kaiserthum an die Stelle des alten Kaiserthumes setzen. Aber doch nur ein Factor war dabei geändert worden: der Deutsche Stoff hatte römische Form annehmen müssen. Rom bleibt die Hauptstadt der Welt. Die alte Härte und blutige Rücksichtslosigkeit bestehen fort. Das alte Princip, alle energischen Männer nach Rom zu ziehen und zu Römern zu machen, wirkt wie vorher. Nur an Stelle der juristischen Gemeinschaft, deren Quelle das in Rom sich entwickelnde Recht gewesen war, tritt allmälig die Gemeinschaft, deren Quelle die in Rom in Formeln gebrachte kirchliche Lehre ist. Bewunderungswürdig, mit welcher Consequenz in diesem neuen Principe das alte sich wiederholt, und wie in den trübsten Zeiten, wo Rom erniedrigt, fast zerstört und menschenleer daliegt, der Glaube an die Mission dieser Stadt lebendig fortwirkt, so daß die Ruinen der früheren Größe dieselben Dienste leisten wie diese selber einst gethan. Rom bleibt das Centrum der Welt,

das Haupt der Welt, das Wunder der Welt, das goldne kaiserliche Rom, aureae arces Romae. Wer es betritt, ist um Freiheit und Vaterland betrogen, und was dem alten Rom nie gelungen war, die völlige Unterjochung der germanischen Lande, England und Skandinavien einbegriffen, wird jetzt von den römischen Bischöfen vollbracht, welche diese Länder in Provinzen der römischen Kirche verwandeln. Die zerfallenen Paläste der Kaiser und Tempel der Götter steigen als Kirchen und Paläste von Päbsten neu empor und über dem Schutte der zerstörten Straßen werden neue Straßen gezogen. Und der von der alten Stätte gebietenden neuen Macht gelingt das Unerhörte schließlich: gegenüber den hinzugekommenen germanischen Provinzen, die das Vaterland der in Rom herrschenden neuen Kaiser sind, die Bewohner des alten römischen Kaiserreiches nun in eine wirkliche Nation, die der Romanen umzugestalten, die Herrschaft der neuen germanischen Kaiser zu stürzen, das Pabstthum ganz in romanische Hände zu bringen und damit im höchsten Sinne das zu vollenden, was von den alten Räubern in den Sümpfen des Tiber begonnen worden war.

Dieser letzte Umschwung giebt den Inhalt des dritten Jahrtausends der römischen Geschichte ab. Damit war aber auch erschöpft was von historischen Möglichkeiten von Rom ausgehen konnte. Dieses Jahrtausend war das glänzendste. Lassen wir uns nicht täuschen durch die Geschichte des republikanischen und kaiserlichen antiken Roms: das päbstliche moderne ist größer gewesen.

Das Rom des ersten und zweiten Jahrtausends hatte keine eigne Kunst und Dichtung hervorgebracht. Das wüste Agglomerat von Völkern hatte den Boden nicht verwandelt

auf dem sie lebten. Griechische Künstler und Literaten, wenn auch selbst nun zu bloßen Bewohnern einer römischen Provinz geworden, erfüllten Rom mit ihren Arbeiten; kein specifisch römisches Kunstwerk ist jemals aber zu Stande gekommen, selbst kein ächt römisches Buch, das Corpus Juris und die Werke der Kirchenväter ausgenommen. Alle die römischen Schriftsteller und Dichter von Plautus bis auf Plinius haben nur die griechische Sprache in lateinischen Wendungen wiederholt. In den Zeiten aber, wo das zweite Jahrtausend der Stadt ins dritte überging, Zeiten, die uns, von einseitig politischem Standpunkte aus betrachtet, als die des tiefsten Verfalles zu gelten pflegen, vollzog sich auf italiänischem, spanischem und französischem Boden jene Vermählung der Völker und des Vaterlandes und bildeten sich die romanischen Nationen, die mit eigner Sprache eigne geistige Productionskraft zu offenbaren begannen. Auch hier bedurfte es langsamer Jahrhunderte, aber der Fortschritt ist sichtbar zu verfolgen. Während der griechisch redende Theil Europa's, von Rom abermals losgetrennt, sich wieder an Asien anschloß und geistig productionslos als eine große vegetirende Masse zwischen Europa und Asien noch heute daliegt (obgleich ein gewisses Erwachen an immer mehr Stellen eingetreten ist), entfaltete sich Europa zu schöpferischem Leben und Dante ist als der erste Genius dieser romanischen Welt zu betrachten. Dante ist was Homer für die griechische Welt war. Von Dante ab gewinnt das geistige Leben immer größere Kräfte und es entfaltet sich in und um Rom, aber Rom stets als erste Stelle gedacht, eine Blüthe der Künste und Wissenschaften, die Alles übertrifft was im alten kaiserlichen Rom jemals

geleistet worden war. Italien, Spanien, endlich Frankreich wetteifern; weder der Abfall Deutschlands, Englands und der Niederlande ändert etwas an dieser Uebermacht, und abermals erst mußte die Lebenskraft auch dieses neuen romanischen Frühlings völlig in Herbst und Winter hineingerathen, ehe ein Umschwung und ein Umsturz eintrat. Wir heute erleben diesen endlich. Mit Umgehung der romaschen Welt, die für uns Germanen nicht mehr die Welt ist, sondern nur eine Provinz des allgemeinen heutigen Menschenreiches, haben wir in Amerika und Asien die ungeheure Schaubühne geschaffen auf der die weiteren Schicksale der Menschheit nun fortspielen. Die Romanen mit Rom bleiben sich selbst überlassen. Ihre Macht ist noch nicht zerstört, aber andre Mächte balanciren sie. Rom als Stadt existirt heute nur noch weil es zufällig vorhanden ist. Wie wir uns bei Venedig längst daran gewöhnt haben, das Gehäuse der mächtigen Regierungsmaschine dort, so heil und frisch lackirt es dasteht, nur noch als Erwerbsstätte für Custoden und Lohnbediente zu betrachten, so wandelt sich Rom unter unsern Augen in eine colossale Sehenswürdigkeit um, zu der die Völker der Erde wallfahrten. Volle Hôtels und leere Paläste beherrschen die alte Stätte. Was niemals im Laufe der menschlichen Geschichte erlebt worden ist, trifft heute ein: der sichtbare Schluß einer Epoche von 3000 Jahren und der Übergang ihrer prachtvollen lebendigen Ornamentik in bloßen historischen Zierrath.

Goethe hat auch das geahnt. Alles was der mitlebenden Generation seiner letzten Jahre unverständlich an ihm gewesen ist, war seine Erwartung dieses Umschwunges in, wie er es deutlich aussprach, der zweiten Hälfte unseres

Jahrhunderts: Revolutionen, denen gegenüber die politischen Versuche der eignen Zeit ihm werthlos und unbedeutend erschienen. In dem Rom aber, in das er 1786 eintrat, sah er die letzten Zeiten des dritten römischen Jahrtausends noch, damals ohne Vorgefühl, daß diese Herrlichkeit sobald ein Ende nehmen müsse. Nicht das leiseste Zittern der Völker kündigte das Nahen der französischen Revolution an. Der Kampf der amerikanischen Staaten gegen England wurde wie ein Abenteuer in weiter Ferne angesehen. Europa lag still, als hätte es noch Jahrhunderte der Ruhe vor sich. Vergoldet wie im Glanze einer ewigen Abendröthe lag die Stadt, die Raphaels und Michelangelo's und einer unendlichen Reihe von großen Männern zweite Vaterstadt geworden war, vor ihm da, um auch für Goethe eine zweite Vaterstadt zu werden.

Rom herrschte noch ohne einen scheinbaren Abbruch seiner Macht. Der französische, Deutsche und italiänische Clerus saß noch, jeder in seinem Vaterlande im vollen Besitze seiner aufgehäuften Reichthümer und Einkünfte, deren Procente nach Rom gingen. Rom war der Mittelpunkt des gebildeten Europa's. Den widerhaarigen protestantischen Norddeutschen, den Engländern und Skandinaviern war diese Gewalt ebenso fühlbar, als wären sie selber Romanen. Von früh auf lag Goethe die Sehnsucht nach Italien in der Seele. Dreimal hatte er angesetzt dahin und war endlich innerlich elend geworden vor Sehnsucht: von einer »ungeheuren Krankheit« fühlte er sich befreit nachdem er Rom kennen gelernt. Goethe's pedantischem, trocken geartetem Vater war in Italien das Herz aufgegangen, daß er im ganzen Leben da allein sich begeistert fühlte. Er hatte seiner Zeit darauf bestanden,

Goethe nach Rom zu schicken, um ihn von Weimar abwendig zu machen. Herders schönste historische Ausführungen sind die, wo er die civilisatorische Macht der römischen Kirche beschreibt, Lessing beruhte auf Alterthum und Renaissance und der tief im protestantischen Norden geborene und erzogene Winckelmann hatte sich sogar zu den Formeln der römischen Kirche selber bequemt, nur um nach Rom zu gelangen. Niemals würde er von da wieder fortgegangen sein. Rom und Italien war voll von Deutschen, die da suchten und fanden was keine andere Stätte zu gewähren vermochte. Mit Recht durfte Goethe an Frau von Stein schreiben: »Ja ich bin endlich in der Hauptstadt der Welt angelangt!«

Goethe umfing die Fülle der geschichtlichen Erinnerungen, die diese Stadt ausathmete wie ein Traum, den er mit wachenden Augen erlebte. In einem endlosen Gemälde rollten die Geschicke der Völker vor seinen Augen vorüber. Diese Träume werden dem der sie zu hegen fähig ist auch heute in Rom noch aufsteigen. Welch ein Gefühl, nun da der Schutt von tausend Jahren fortgeräumt wird, das alte ausgetretene Marmorpflaster des Forums unter den Sohlen zu fühlen, über das so viel Deutsche als Feldherren, Kaiser und Sclaven, als Sieger oder Besiegte einhergeschritten sind!

Nur Träume aber konnten Goethe damals bewegen. Die Vergangenheit allein stand vor seinen Blicken, die Gegenwart schien nicht mehr hart genug, um etwas zu schaffen, was als Fortsetzung dieser Thaten von ehemals gelten könnte. Er ahnte nichts von der Revolution, die dicht bevorstand, noch gar von den heutigen Kämpfen; es waren die Zeiten damals, wo die überall flüchtigen Jesuiten in

Friedrich dem Großen einen Beschützer fanden. Die Welt, als deren Hauptstadt Goethe Rom sah, war das zur höchsten Blüthe civilisatorischer Bestrebungen sich entfalten wollende Europa, dessen Völker in neidloser Verträglichkeit zusammen lebten. Es war keine schönere, freiere Stätte für künstlerische und wissenschaftliche Arbeit denkbar als Rom damals. Die Paläste der Cardinäle die Zufluchtsstätten geistreicher Gelehrten, gleichviel woher sie kamen, die Stadt erfüllt von der unablässig zu- und abströmenden Aristokratie aller Länder. Man muß nicht Goethe's Briefe allein lesen, um dies recht inne zu werden. Goethe redigirte seine Italiänische Reise in späterer Zeit, wo in Deutschland selber längst frische Luft wehte; man muß Winckelmanns Briefe an Berendis lesen, um den Unterschied zu kosten, welcher zwischen Rom und Deutschland damals waltete. Eine Fähigkeit, zu genießen und genießen zu lassen, die nur an dieser einen Stätte damals möglich war. Ein sanfter Ueberfluß des Daseins. Nicht ein leiser Anklang nur des künstlichen Sturmgeläutes, das heute von da zu uns herüberklingt. Man durfte denken, und laut sagen was man dachte. Erlaubt war Alles, das Einzige etwa ausgenommen, wie Cardinal Albani meinte, daß auf dem spanischen Platze eine Kanzel aufgestellt und der Antichrist gepredigt würde. Kein Hagelschlag hatte seit einem Jahrhundert die Fenster der ungeheuren Wölbung dieses geistigen Treibhauses zerschlagen. Das dritte Jahrtausend der Stadt schien in friedlicher, niemals endender Herrschaft verlaufen zu wollen. Rom eine Weltuniversität für reife Männer aller Nationen. Ein buntes Gewühl, in dem viele Sprachen gesprochen wurden, die alle doch der italiänischen sich beugten, nahm jeden Ankömm-

ling auf, in dem man rein von Namen und Titel und äußeren Ansprüchen seine eignen Wege suchte, um nur als das zu gelten was man durch seine Person werth war. Goethe war 37 Jahr alt. Er nennt seine römische Zeit sein »zweites akademisches Freiheitsleben.«

Und er hatte wirklich etwas hinter sich, das wie ein Schülerleben in engen Verhältnissen zum ersten Male nun mit freierm Aufathmen vertauscht werden konnte. Goethe war ja immer bis dahin nur aus einem kleinstädtischen Neste in das andere übergegangen. Er war weder in Paris, geschweige in London, noch in Wien gewesen. Dresden und Berlin, höher hatte er es nicht gebracht. Und auch dahin war er nur als flüchtiger Reisender gelangt. Leipzig, Frankfurt, Cöln, Straßburg waren enge, alte, von Mauern und Gräben umschlossene Bürgerstädte, während Berlin ihm nur die Bemerkung abgepreßt hatte »je größer die Welt, desto garstiger die Farce.« Goethe war wohl hier und da mit den Mächten in Berührung gerathen, die die Welt regieren, aber er hatte so gut wie nichts von der wirklichen großen Welt gesehen ehe er nach Rom gelangte. Von Allem hatte Goethe sich vorher eine Idee machen können, dieses römische Leben war ihm so neu und unbekannt, daß wenn er es in einem Romane aus der Phantasie hätte schildern sollen, er das schwerlich vermocht hätte. Ein unbegränztes Feld zu geistigen Entwicklungen that sich vor ihm auf und zugleich lag dicht um ihn her vor seinen Füßen das Wissenswürdigste schon in Massen aufgestapelt. Aus dem Anblicke einzelner elender Abgüsse von Antiken, um derentwillen er Reisen hatte machen müssen, war er in den Reichthum der damals noch unberaubten Villen und Paläste, des Capitols und des Va-

ticans versetzt. Raphael und Michelangelo in nächster Nähe, als edelste Erholung von seinen Studien, denn die eigne Arbeit blieb unbestrittene Hauptsache. Dazu eine angenehme freie Geselligkeit und keinen Herrn über sich, dem zu Hause doch alle Stunden zur Verfügung stehen mußten. Dies muß erwogen werden, um das Entzücken zu begreifen, in welches das römische Dasein Goethe versetzte. Wirklich zum ersten Male in seinem Leben war er ganz sein eigner Herr. Ihn erfüllte nicht die künstliche, durch ästhetische Ueberreizung erzeugte Begeisterung, wie sie heute Viele, auf Anleitung von Reisehandbüchern, als eine nüchterne erheuchelte Betrunkenheit, zu der der gebildete Mensch sich für verpflichtet hält, in sich zu verspüren meinen: sondern das natürliche Wonnegefühl eines Menschen, der nach langer Unterdrückung sich endlich zum ersten Male in seinem wahren Elemente fühlt. Endlich durfte Goethe seinem Triebe »ins Allgemeine zu gehen« bis in alle Consequenzen sich hingeben.

Wir brauchen uns, um die Natürlichkeit und Ächtheit dieser Empfindung in einem Spiegelbild zu verstehen, wieder nur an Winckelmann zu erinnern, dem es ähnlich gegangen war. Mit himmlischem Behagen war dieser 30 Jahre vor Goethe in Rom heimisch geworden. Winckelmanns Briefe drücken dieses Aufathmen im Lande der Freiheit noch drastischer aus als die Goethe's, der seinen Berichten, auch den intimsten, eine gewisse Form und Haltung geben mußte, da sie für Cirkulation bestimmt waren, und der bei der Überarbeitung für den Druck diese Rücksicht noch einmal stark eintreten ließ. Winckelmann dagegen schüttete als obscurer Schriftsteller an obscure Freunde

sein Herz aus und seine Briefe sind gedruckt worden wie sie ihm aus der Feder flossen.

Ich bemerke: Goethe's Italiänische Reise ist 1817 zuerst herausgekommen. Er hat eine Auswahl aus seinen Briefen getroffen, diese in einander gearbeitet und ihnen den einheitlichen Styl gegeben, in dem er, als er alt war, zu schreiben pflegte. In einem Briefe aus Rom, vor der Reise nach Neapel geschrieben wo ein Ausbruch des Vesuv erwartet wurde, lesen wir jetzt: »Gebe uns die gütige Natur einen Lavafluß. Nun kann ich kaum erwarten, bis auch diese großen Gegenstände mir eigen werden.« Im Originalbrief hatte gestanden: »Nur ein Lavastrom und ich habe nichts weiter zu wünschen.« Dies Letztere ist ohne Zweifel natürlicher und sagt das Gleiche. Man hat auch, indem man an das Buch die Ansprüche stellte, als ein Reisehandbuch dem Leser bestimmte Kenntnisse zu verleihen, seine Unzulänglichkeit und Auslassungen getadelt. Was dies anlangt, so kann nur der Unverstand so urtheilen, und was die egalisirende Überarbeitung anlangt, so hat sie dem Buche das wohlthuende Colorit und die Abrundung verliehen, die es als ein lebendiges Werk durch die Jahrhunderte fortleben lassen wird. Es verhält sich in seiner jetzigen Form zu dem realen Material wie Dichtung und Wahrheit dazu sich verhält. Alle die unverfälscht mitgetheilten Briefe, auch wenn sie anscheinend drastischer und lebendiger zu wirken schienen, würden uns nicht den höheren Inhalt dieser Reise enthüllen, der in der jetzigen Bearbeitung überall hervorbricht.

Goethe's spätere Herausgabe der Briefe Winckelmanns und die Zusammenstellung seiner biographischen Notizen über denselben, wobei er ein ganz neues Schema für

Biographien erfand, waren der Zoll der Dankbarkeit für das ihm von Winckelmann in Rom Gewährte. Winckelmann war der Erste gewesen, der in Deutschland von der nationalen Kunst der Griechen so sprach, daß das Publikum gepackt und, mitten in den Anschauungen der gleichzeitigen kleinlichen, manierirten Kunst, von einer Ahnung griechischer Schönheit ergriffen wurde. Das ist freilich seltsam: alle die kunsthistorische Begeisterung, welche Winckelmann, Lessing, Herder und Goethe selbst später erregten, trat ein ohne die reale Anschauung der Werke selber, auf die es doch zumeist angekommen wäre. Das Deutsche Publikum begeisterte sich an den Worten und supplirte den Anblick der Werke aus seiner Phantasie als ob dieser entbehrlich sei.

Beim Maler Oeser in Leipzig, der Winckelmanns naher Freund gewesen war, hatte Goethe zum ersten Male von ihm gehört. Seine Ermordung hatte er als einen ungeheuren Schlag mit empfunden. In Rom aber erst sollte er die Arbeit des Mannes ganz schätzen lernen. Gewiß ist, ohne Goethe's Buch über Winckelmann würde uns dessen Gestalt nicht in so ruhigem Lichte vor den Augen stehen; uns auch nicht so klar sein, mit welcher Mühe und mit welchem Erfolge Winckelmann, der zugleich völlig im Leben seiner Zeit drinsteckte, sich der antiken Kunst zu bemächtigen wußte.

Wir müssen uns jedoch hier auf das Nothwendigste beschränken. Winckelmanns Leben ist von Justi geschrieben worden. Nachdem Goethe aus persönlichem Mitgenusse dessen, was Winckelmann errungen hatte, nur das von ihm mitgetheilt, was seine Person allein anging, hat Justi, in Ergänzung dieses einsamen Portraits ein Gemälde

der ganzen Zeit entworfen, das als glänzender Hintergrund Goethe's Arbeit ergänzt.

Wir dürfen auch Goethe selber hier nicht auf den verschlungenen Pfaden seines italiänischen Lebens nachfolgen, sondern begnügen uns die großen Richtungen anzugeben, in denen er vorwärts kam. Sehr bald, nachdem der erste Sturm der Ueberraschung sich gelegt, empfand seine auf systematische Arbeit angelegte Natur die Nöthigung sich einen Feldzugsplan zu machen. Er wollte Alles umfassen, an nichts vorübergehen, aber es konnte nicht in einem Schlage gethan werden. Die Dinge selber und die zu Gebote stehende Zeit mußten in Einklang gebracht und die obliegende nebenherlaufende Herausgabe der gesammelten Werke damit verbunden werden. Dabei regte sich der alte Trieb, als Künstler in eignen Arbeiten Auge und Hand zu bilden, und schließlich er bedurfte eine gewisse Fülle strebender Menschen um sich her. Wie er allen diesen Ansprüchen nun auf die natürlichste Weise gerecht geworden ist, wie er Allem sich hingab und dennoch jedem Einzelnen sein Recht gewährte, das zu erkennen, lehrt uns seine Italiänische Reise. In diesem Sinne giebt es keine höhere Unterweisung für einen längeren Aufenthalt in Italien als dieses Buch. Es zeigt daß ohne ein gewisses Quantum fester Arbeit, an der man immer wieder inne wird, daß neben den ungeheuren Werken die uns umgeben, die eigne Thätigkeit denn doch die Hauptsache bleiben müsse, ohne eine gewisse Ruhe und Gelassenheit beim ersten Angriff der Erscheinungen und ohne den Mitgenuß von gleichgesinnten Freunden eine solche Reise zu Gewinn höherer Resultate nicht zu denken sei. Goethe liebt das Gleichniß von dem Taucher, der einige Zeit

unter dem Wasser unsichtbar bleibt bis er wieder hervorkommt, auf sich selber anzuwenden. Ich brauche es deshalb noch einmal: Goethe taucht unter in dem neuen Elemente, er lernt wirklich schwimmen darin, er schlägt sich mit den Wellen und Wogen herum und kommt langsam, aber von den eignen Armen getragen vorwärts, während der heutige Bildungsreisende, rasch und trocken von bezahlten Ruderern über die Gewässer fortbewegt, viel erlebt zu haben glaubt, wenn ihm hier und da der Zufall einmal eine Welle über Bord ins Gesicht spritzte.

Noch eins muß ich sagen.

Dieses Rom Goethe's existirt auch ganz äußerlich genommen nicht mehr. Ich selbst habe noch einen allerletzten Schimmer der Abendröthe erleben zu dürfen geglaubt, in welcher Goethe Rom erblickte. Ich bin vor 20 Jahren noch eingefahren durch die Porta del Popolo, nachdem ich in langer Fahrt Rom näher und näher gekommen war, und habe die letzten Priester und Mönche da leben und weben sehen, die heute wie arme abgedankte Statisten eines abgebrannten Theaters in den alten Costümen da herumgehen. Nun sind die letzten Schatten dieses Daseins aufgeflogen. Wir haben überhaupt keine Städte mehr, die als Städte etwas an sich sind, auch Rom hat diesen Charakter der »Stadt« per excellence, verloren. Heute dringt man, wie durch eine Bresche, durch einen Mauerdurchbruch an ganz anderer Stelle ein und findet sich am Bahnhofe in einem neuen Quartiere mit glattaufgeschossenen, eleganten Häusern, die ebensogut Berlin, Wien, oder einer andern modernen Stadt gehören könnten. Von da aus sucht man das alte Rom dann erst auf wie eine abseits liegende Merkwürdigkeit. Früher wurde man gleich ins Herz der

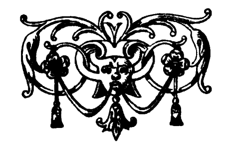
alten Stadt geführt und sah sich von ihr umschlossen und eingeschlossen. Keine Macht würde dies Gefühl zurückrufen können, denn die Bedingungen sind in der Wurzel verändert, nach denen die Menschheit heute die Erde bewohnt. Ueberall wird heute gewühlt in Rom und der antike Untergrund der Stadt bloßgelegt um neugierigen Schaaren gegen Entrée gezeigt zu werden, während die Paläste heimlich oder öffentlich ihre Kunstschätze und ihren Hausrath feilbieten. Man geht unter diesem colossalen Schacher umher und sieht zugleich die Dienstgebäude des neuen Königreiches kahl und weit und geschmacklos und von unbekannten Architekten erbaut emporsteigen, ohne daß ein kritisches Auge sie nur ansehen oder gar durch ihre Unform sich beleidigt fühlen wollte. Die alte Stadt verwandelt sich und Rom wird eine offne moderne Sammlung von Wohnhäusern wie andere Städte.

Die Werke Raphaels und Michelangelo's, die Gallerien des Vaticans, die historischen Erinnerungen werden niemals ihre Kraft verlieren. Wer auf den von einem Lorbeer- und Rosengarten übersponnenen Trümmern des Palatin umhergeht, die warme Sonne dort sich umspielen läßt, während Briefe von zu Hause von Kälte und Schnee erzählen, zu den Gebirgen von da hinübersieht, weit in der Runde, deren Linie seit unendlichen Zeiten sich nicht verändert hat, wer in Sonnenlicht und Mondschein die römischen Brunnen rauschen hörte, wer wollte das nicht genießen?

Aber die Seele dieses ungeheuren Organismus ist davongeflogen. Die Jesuiten, die in erträumter Allmacht heute da noch herumgehen, haben nichts gemein weder mit den Geistlichen der Gregore, noch mit den Cardinälen des 16. Jahrhunderts, noch auch mit den Abbaten des

achtzehnten. Wer griechische Kunst kennen lernen will, geht nach Griechenland selber, wo in Olympia jetzt Werke zu Tage gefördert werden, die mehr über die künstlerische Macht der Griechen verrathen als alle Museen Italiens im Stande sind, und wer das Leben kennen lernen will, jedes nach seiner Nation, wendet sich zu den großen Hauptstädten, in denen heute die regierenden Kräfte der Völker sich bethätigen.

Wenn wir diesen Gegensatz uns nicht klar machen, so verstehen wir weder Goethe's Begeisterung noch den Einfluß, den Rom auf ihn gehabt hat.





Siebzehnte Vorlesung.

Letzte Schicksale Iphigeniens. — Tasso. — Christiane. — Die römischen Elegien.

Als die letzte römische Arbeit an Iphigenie gethan worden war, verstand sich von selbst bei Goethe daß das Stück vorgelesen würde: alle seine Werke sind so geschrieben, als hätten sie überhaupt nur dem Zwecke zu dienen, vor Freunden gelesen zu werden. Goethe hatte sich in Rom bald einen Kreis gebildet. Anfangs zwar verläugnete er seinen Namen: er wollte ganz einsam sein, allmälig aber sammelte sich eine Anzahl Leute um ihn, auf die er Einfluß hatte. Aus andern Elementen bestand seine Umgebung überhaupt niemals. Er bedurfte eine Geselligkeit, in der er die dirigirende Macht war. Wer sich seinem bildenden Einflusse entzog, mußte auch auf den Verkehr mit ihm Verzicht leisten.

Auch das verstand sich von selbst, daß eine Frau die Seele dieses Kreises wäre. Goethe fand die Malerin Angelica Kauffmann in Rom, der diese Rolle zufiel. Angelica Kauffmann war nach traurigen Schicksalen in Rom zu einer angesehenen Stellung gelangt. Sie wurde als Historienmalerin geachtet, war als Portraitmalerin berühmt und gesucht, verdiente viel Geld und machte mit

ihrem alten italiänischen Eheherrn ein Haus, wozu in Rom, wie bekannt ist, nicht einmal bedeutende Mittel gehören. Es bedarf dazu dort nur eines angemessenen Raumes und persönlicher Liebenswürdigkeit, Essen und Trinken thut Jeder für sich ab. Bei ihr fand Goethe eine behagliche Häuslichkeit. Sie hat ihn damals mehrfach portraitirt, diese Gemälde sind bekannt, sie hat auch eine Scene aus der Iphigenie gemalt, von der Goethe mit Anerkennung spricht.

Angelica galt ihrer Zeit sicherlich weder soviel als Raphael Mengs, der der Deutsche Heros unter den Malern des vorigen Jahrhunderts war und von Winckelmann und Andern Raphael gleichgestellt wurde, noch soviel als Battoni, Mengsens italiänischer Concurrent um den höchsten Ruhm: sie nahm als Frau eine bescheidene Stellung ein und doch sind ihre Arbeiten heute, wenn auch schwächer in Zeichnung und Modellirung, dennoch interessanter und innerlich lebendiger als Mengs' und Battoni's Gemälde. Gerade als Frau kam ihr zu Gute daß die gesammte Malerei ihrer Zeit etwas weibliches, zartes, Pastellmäßiges hatte, denn die Epoche war noch nicht da wo Männer die erschöpfte Kunst wieder auf eine höhere Stufe brachten. Angelica's Sachen erkennt man sofort. Man fühlt wie sie die Natur rein zu sehen und rein darzustellen wußte. Wer heute eine Arbeit von ihr erwerben könnte, würde unbedenklich zugreifen, sie wahrscheinlich an guter Stelle aufhängen und sich seines Besitzes freuen so oft er davortritt.

Bei Angelica fand die Lectüre der endlich vollendeten Iphigenie statt. Es war auf das Stück gewartet worden nnd die Blüthe der Deutschen Colonie hatte sich

zusammengefunden, den berühmten Dichter selbst lesen zu hören.

Goethe sollte jetzt etwas Neues und Unerwartetes erleben: er ließ das Publikum kalt mit seinem Werke, über dessen begeisternde Wirkung langjährige Erfahrung ihn völlig sicher gemacht hatten. Er berichtet selbst darüber. Man hatte etwas Anderes erwartet. Goethe war Deutschlands erster Dichter auf seinen Götz, besonders aber auf den Werther hin, dessen Einfluß damals noch immer in Blüthe stand. Man hoffte etwas Leidenschaftliches, Weltstürmendes zu hören, vor allen Dingen etwas »Deutsches«. Statt dessen gab Goethe eine griechische Fabel zum Besten, glatte antikisirende Verse, gemäßigte Gefühle, Sehnsucht nach Ruhe und Stille, einen gleichmäßigen Glanz von Erhabenheit und einen Inhalt des Werkes, dessen eigentliche Pointen diesen römischen neuen Freunden ein Räthsel bleiben mußten. Was wußten sie, wer unter Thoas und Tauris gemeint sei?

Das womit Iphigenie in Deutschland überrascht hatte, gewährte Rom ja ohnedies auf Schritt und Tritt! Man brauchte keine griechischen Geist, sondern man verlangte was man in Rom nicht hatte: Deutsche frische Luft wollte man einathmen, sich in das ferne Vaterland versetzt fühlen. Eine Enttäuschung trat ein, die um so härter wirkte, als endlich aus Deutschland auch die Stimmen der Freunde eintrafen, welche, ohne Goethe's erläuternde Gegenwart, ihrerseits mit dem gedruckten Stücke in der neuen Form nichts anfangen konnten. Ihnen war es in der gewohnten alten Gestalt viel lieber.

Diese Erfahrung: den gehegten Erwartungen nicht zu entsprechen, wurde Goethe von jetzt an bald so oft

geboten, daß sie als Regel dastand. Niemals aber hat er sich dadurch irre machen lassen. Er gewöhnte sich daran, seine Arbeiten nun oft Jahre lang daliegen zu sehen, ehe das Verständniß eintrat: an der Richtigkeit der in Rom neugewonnenen Principien ist er niemals zweifelhaft geworden.

Es hat etwas Großartiges, die Bescheidenheit zu sehen, mit der er sich von nun an »glatt und kalt« schelten läßt. Er fühlte, daß er aufgehört habe, für den Moment zu schaffen, sah vom Publikum und vom Lobe des Tages ab und arbeitete für das Volk und für die Anerkennung des Jahrhunderts.

Über die Aufnahme Iphigeniens zu Hause haben wir merkwürdige Äußerungen. Ich will hier nur von einer einzigen sprechen, welche Goethe's Charakter zugleich wiederum in ganz neuem Lichte erscheinen läßt.

Er hatte einen jungen Menschen aus Frankfurt nach Weimar mitgenommen, der zugleich als Secretair und Bedienter bei ihm fungirte, mit Namen Philipp Seidel. Wir verdanken die ersten näheren Nachrichten über diese Persönlichkeit Burkhardt, welcher Seidels Correspondenz mit Goethe herausgegeben hat. Außerdem sind Briefe von ihm an dessen Frankfurter Freunde gedruckt worden, in denen über die ersten Zeiten in Weimar erzählt wird. Diese Briefschaften zeigen ein Verhältniß zwischen Herr und Diener, das als einzig in seiner Art dasteht.

Seidel wurde Goethe's »vidimirte Copie« genannt. Seine Briefe zeigen, wie weit die Nachahmung bei ihm ging. Er hatte sich zum vollkommenen Werther ausgebildet. Es ist köstlich, ihn von oben herab die weimarische vornehme Gesellschaft schildern zu sehen. Wehmüthig

wohlwollend glaubt er Alles besser zu wissen und giebt sein absprechendes Urtheil ohne den leisesten Zweifel ab, daß er das Richtige treffe. Da er Goethe's Dichtungen ab- oder nach seinem Dictat niederschrieb, that er als sei er der Mitarbeiter seines Herrn. Schließlich fing er selbständig zu schriftstellern an.

Seidel schlief mit Goethe in einer Stube. Nachts, nachdem dieser vom Hofe zurückgekommen, liegen beide im Bette und lassen Gott und die Welt die Revue passiren. Während Goethe die Dinge milder beurtheilen lernte, verfocht Seidel Werthers alte radicale Anschauung.

Den 23. November 1775 Nachts 11 Uhr schreibt er an seinen Freund Wolf in Frankfurt (keine drei Wochen also nach Goethe's erstem Eintritte in Weimar):

»Nein, in dieser seligen Lage muß ich Dir schreiben, guter Bruder, da copier ich einen Roman, von welchem mein Herr der Verfasser ist. Ich bin an einer Stelle, die mich wahrhaft himmlisch entzückte und in dieser Lage will ich Dir schreiben, ob ich gleich sehr getrieben werde, es fertig zu machen. Ich hab Alles, Arbeit genug, Essen, Trinken und Geld, nur — nur keine Liebe, keine Seele, der ich mich mittheilen könnte. Es ist ein müßiges, steifes, üppiges Volk, das Einem oft unleidlich wird. Ihr ganzes Verdienst ist, daß sie Bücher lesen und Einem dadurch noch unerträglicher werden. Ich soll Dir was über'n Hof sagen. Viel kann ich nicht, weil ich nicht viel dran zu thun habe und mich eigentlich nichts da interessirt. Aber das muß ich Dir sagen, daß meine Seelenlust ist, die fürstliche Familie zu sehen. Man kann die große fürstliche aise an der verwittweten Herzogin und den gütigen jugendlichen Blick des Herzogs nicht genug bewundern. Wenn aber auch das

Volk von ihnen redet, solltest Du auch das Rühmen hören und das: Gott sey Dank! mit thränenden Augen und Gott erhalte sie uns! Es ist rührend.

Am ♀ den 17. huj. waren wir auf der Redoute, da gefiel mirs. Es gab allerlei artig Zeug. Nun hör. Die Nacht schliefen wir also nicht. Die folgende, als Samstag den 18. November um 12¼ Uhr legten wir uns. Wir schlafen nun zu dreyen in einer Kammer. Da kamen wir ins Gespräch aus einem ins andere bis zu allen Teufeln. Stell Dir die erschreckliche Wendung vor: Von Liebesgeschichten auf die Insel Corsica, und auf ihr blieben wir in dem größten und hitzigsten Handgemenge bis Morgens gegen viere. Die Frage, über die mit so viel Heftigkeit als Gelehrsamkeit gestritten wurde, war diese: Ob ein Volk nicht glücklicher sey, wenns frei ist, als wenns unter dem Befehl eines souverainen Herrn steht. Denn ich sagte: Die Corsen sind wirklich unglücklich. Er sagte, nein, es ist ein Glück für sie und ihre Nachkommen, sie werden nun verfeinert, entwildert, lernen Künste und Wissenschaften, statt sie zuvor roh und wild waren. Herr, sagte ich, ich hätt den Teufel von seinen Verfeinerungen und Veredelungen auf Kosten meiner Freyheit, die eigentlich unser Glück macht. Die Corsen können nicht wild seyn, die Gebirgsbewohner ausgenommen, sonst hätten sie kein so groß Gefühl von Freyheit und nicht so viel Tapferkeit zeigen können. Sie waren glücklich. Sie stillten ihre Bedürfnisse gemächlich und konnten sie stillen, da sie sich keine unnöthigen machten. Jetzt bekommen sie deren täglich mehr und können sie nicht befriedigen, denn keiner von uns kann, wie er will, sich kleiden, essen, trinken, in Gesellschaft gehen und dergleichen, Sie hatten alles, was

sie verlangten, weil sie nicht viel verlangten und hattens in Freyheit.«

Seidel war der Einzige der in Weimar um Goethe's Reise nach Italien gewußt hatte. Er blieb als Agent zurück, durfte die Briefe öffnen, hatte Goethe's Geld zu besorgen, u. s. w. An den großen Seidel sendete nun auch Goethe die Iphigenie.

Dieser vermeldet darauf unverfroren wie unzufrieden er sei, und nun hören wir, wie Goethe ihm antwortet, der erste Dichter Deutschlands, ein Mann von bald vierzig Jahren, einem sechs Jahre jüngeren, subalternen Schreiber. Mitte Mai 1787 schreibt er ihm aus Neapel »Dein Brief vom 7. März hat mich gestern, da ich vom Schiffe stieg, empfangen und Deine treuen Worte waren mir herzlich willkommen. Die Reise durch Sicilien ist denn auch glücklich vollbracht und wird mir ein unzerstörlicher Schatz für mein ganzes Leben sein. — Was Du von meiner Iphigenie sagst, ist in gewissem Sinne leider wahr. Als ich mich um der Kunst und des Handwerkes willen entschließen mußte das Stück umzuschreiben, sah ich voraus, daß die besten Stellen verlieren mußten wenn die schlechten und mittleren gewannen. Du hast zwei Scenen genannt, die offenbar verloren haben. Aber wenn es gedruckt ist, dann lies es noch einmal ganz gelassen und Du wirst fühlen, was es als Ganzes gewonnen hat.«

Es athmet aus diesen Worten eine Humanität und reinmenschliche Demuth, die Goethe's Herz zeigen wie es war. Noch eins aber enthält dieser Brief, was nach allem über Iphigenie nun offenbar Gewordenem in Erstaunen setzen wird: »Doch liegt, fährt Goethe fort, das

Hauptübel in der wenigen Zeit, die ich darauf habe verwenden können. Den ersten Entwurf schrieb ich unter dem Recruten-Auslesen und führte ihn aus auf einer Italiänischen Reise. Wenn ich Zeit hätte, das Stück zu bearbeiten, so solltest Du keine Zeile der Ausgabe vermissen.« —!

Wir sehen also, daß Goethe jetzt noch Iphigenien für eine flüchtige Arbeit hielt, die ganz anders hätte werden können.

Es scheint daß Seidel auch nach diesen Belehrungen seiner Vorliebe für die frühere Form des Stückes treu blieb. Goethe schreibt wiederum an ihn Ende October 1787: »— Du sollst auch eine Iphigenie in Prosa haben, wenn sie Dir Freude macht. Der Künstler kann nur arbeiten. Beifall läßt sich, wie Gegenliebe, nur wünschen, nicht erzwingen.«

In ebenso demüthiger Weise vertheidigt Goethe Claudine von Villabella, deren Prosa in Italien in Jamben umgesetzt worden war, gegen ähnliche Ausstellungen Philipp Seidels. Er legte stets den größten Werth auf ehrliche Kritik, mochte sie ihm zufließen woher sie wollte.

An Iphigenie übrigens, nachdem sie in der vorliegenden Gestalt gedruckt worden war, hat Goethe nie wieder gerührt: kein Jahr und die Arbeit war ihm fremd geworden als sei sie gar nicht seine eigene. Mit seiner Liebe zu Frau von Stein erkaltete das Interesse daran. Schiller gegenüber, zehn Jahre etwa nach der römischen Umarbeitung, gesteht er offen ein, er habe kein Verhältniß mehr zu dem Stücke, welches er so gleichgültig wie die Arbeit eines Fremden behandelt, so daß Schiller sich seiner geradezu annehmen muß. Iphigenie soll aufge-

führt werden und einige Änderungen sind nöthig: Schiller übernimmt sie. Goethe wäre nicht dazu zu bewegen gewesen. Schon früher, bemerkte ich, 1792, als Goethe Jacobi am Rheine wiedersah und etwas vorlesen sollte, hatte er, als man ihm die Iphigenie hinlegte, sie zurückgewiesen. Er habe sich, sagt er, dem zarten darin herrschenden Tone entfremdet gefühlt. Gegen Schiller spricht er von ihr als von dem »gräcisirenden Schauspiel« und sagt spöttisch, daß sie »verteufelt human« sei. Seltsam ist auch: als Goethe in hohem Alter Eckermann von Iphigenien spricht, meinte er, eine wirklich gute Aufführung der Iphigenie niemals gesehen zu haben. Ich glaube, Wenige können von sich sagen daß ihnen eine solche jemals zu Theil geworden sei. Sie wird selten gespielt. Wir heute, wenn wir Iphigenie als Bühnengestalt nennen hören, denken gleich an Glucks Opern.

Bezeichnet die Arbeit an Iphigenie den Übergang Goethe's nach Italien, so ist die an einem anderen Stück nun symbolisch für sein Fortgehen. Tasso ist die Frucht seiner Sehnsucht nach Italien zurück. Am Tasso dichtete Goethe, um sich zu betäuben, auf dem Wege nach Hause, und vollendete ihn in Weimar, als ihm der Anschein der alten unveränderten Zustände dort unerträglich wurde. Im Garten Boboli in Florenz, wo er sich nur kurz aufhielt, dichtete er daran. Alle freien Stunden in Weimar widmete er diesem Werke: Tasso mußte als Vertrauter seiner Seele völlig an Iphigeniens Stelle treten. Es ist Goethe's vollendetste, reifste Tragödie geworden. Tasso kam zum Abschlusse als Goethe in voller Kraft zwischen Jugend und Alter in der Mitte stand.

Iphigenie war wie eine junge Tanne die sich in Italien in eine Pinie verwandelte: bei Tasso blieb nur der Kern Deutsch. Zwei Akte, in poetischer Prosa geschrieben, nahm Goethe nach Rom mit, die, »in Absicht und Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, etwas Weiches, Nebelhaftes hatten, welches sich bald verlor als er, nach neueren Ansichten, die Form vorwalten und den Rhythmus eintreten ließ.« Tasso wuchs aus der alten Wurzel neu auf, schlank und kräftig wie ein glatter Lorbeerbaum der nie andere als italiänische Sonne gekostet hat. Griechische Gesinnung, römische Bildung, Deutsches Gemüth vereinigen sich in ihm zu einem neuen modernen Elemente, das man das Goethe'sche im prägnantesten Sinne nennen könnte. Tasso giebt die Goethe'sche Sprache in der Vollendung. Diese Jamben haben Schiller Jamben machen gelehrt und Schlegel die Sprache geliefert in der er Shakspeare wie zu einem Deutschen Dichter umwandelte. Ohne Tasso wäre unsere heutige poetische Diction nicht zu dem geworden wozu sie sich entwickelt hat.

Die ersten Gedanken des Stückes könnten aus Goethe's frühsten Zeiten stammen. Schon bei Jacobi in Düsseldorf las er die novellistische Darstellung des Wahnsinns Tasso's. Da kann ihm, ohne daß er an Niederschrift dachte, eine Idee des Stückes aufgestiegen sein, wie bei jener Cantate zu Ehren der Nichte Glucks möglicherweise die der Iphigenie. Es bedurfte bei Goethe wiederholter, sich agglomerirender Erlebnisse, um eine solche erste Idee zu einem Plane zu gestalten. Für Tasso, wenn wir suchen wollen, böte sich hier Folgendes:

Unter den Straßburger Genossen Goethe's trat als einer der talentvollsten Lenz hervor. Einzelne Verse der

Gedichte die von ihm herrühren, sind von ergreifender Schönheit. Goethe scheint auf ihn mehr gehalten zu haben als auf Andere. Er ist nach einem verwirrten verwüsteten Leben wahnsinnig in Rußland gestorben.

Lenz stellte sich in Weimar ein als Goethe dort feste Position genommen, erschien als Genie und wurde als solches aufgenommen. Er war excentrisch in Kleidung, Ton und Ansprüchen. Goethe wußte ihn immer als möglich zu erhalten und Lenz, der dies eigenem Verdienste zuschrieb, mag dadurch zu einem entscheidenden Streiche angereizt worden sein.

Genug, eines Tages fließt der Becher über, Lenz hatte irgend einen »Unsinn« begangen, über dessen Inhalt wir nichts wissen: man vereinigte sich, was er gethan eine »Eselei« zu nennen. Es scheint ein Zuviel gegen eine Dame gewesen zu sein wozu er sich hinreißen ließ. Ich glaube daß wenn wir unter diesen Umständen in einem Shakspearliebenden Kreise das Wort Eselei finden, wir es am einfachsten mit dem verbinden was im Sommernachtstraume geschieht, wo der in einen Esel verwandelte Zettel gegen Titania zärtlich wird. Und ich glaube, es könnte diese »Eselei« der Grund der verhängnißvollen Scene geworden sein, welche den Umschwung des Tasso bildet.

Tasso, bethört von der herablassenden Neigung einer vornehmen Dame, welche keine Ahnung hat, wie weit ihre Herablassung ein Genie erregen könne, reißt sie an sein Herz und vernichtet sich damit.

Indessen dies ist bloße Conjectur. Es fehlt die voritaliänische Form des Tasso. Begonnen hatte Goethe ihn sechs Jahre ehe er nach Rom kam. Ihn gedichtet, »um

sich zu befreien« wie er Eckermann sagte, wobei er Tasso zugleich einen »gesteigerten Werther« nennt. An anderer Stelle nennt er Tasso eine der Phantasiegestalten, der man seine eignen »Albernheiten« anhänge und die man dann Tasso nenne.

Aber auch Antonio ist Goethe, wie dieser gleichfalls selbst sagt. Goethe hat im Widerstreite dieser beiden Gestalten, die sich unerbittlich abstoßen, die Unverträglichkeit der beiden Rollen dargestellt, zu denen er während der »Zehn Jahre« verurtheilt war. Tasso ist Goethe seiner innersten Neigung und Anlage nach. In Lenz erblickte er seine Caricatur und in der entscheidenden Scene des Stückes, zu der Lenz, wie ich vermuthete, den Anlaß gab, legte Goethe nieder was hätte werden können, wenn er sich wie Lenz fortreißen ließe ohne sich sein eignes Königreich, um so zu sagen, im Rücken frei zu halten. Antonio dagegen ist Goethe, wie dieser fühlte daß er werden müsse, wenn er sich als Staatsmann in eine einseitige Richtung verlocken ließe, um besten Falles zuletzt ein Mann zu werden wie Fritsch war. Hier lernen wir recht kennen, was das sagen will »symbolische Dichtung«. Was Goethe im Tasso darstellt sind die Gedanken die tagtäglich in seiner Seele auf- und niedergingen, und doch haben die Ereignisse des Stückes nicht einen Schimmer realer Erlebnisse. Unmöglich, aus den Gestalten des Tasso eine einzige wirkliche Figur herauszuschälen. Es waren ganz neue Wesen, alle miteinander geschaffen, nur um Begriffe und Verhältnisse zu personificiren. Und gerade deshalb, jemehr diese Figuren nur willkürliche Creaturen Goethe's waren, umso wahrhaftiger sind sie. Goethe hat mit ihnen eine neue Welt hervorgebracht in die

er die Gedanken niederlegte, die seine Seele bewegten. Und hätte er ein Stück schreiben wollen mit den Personen: Herzog, Herzogin, Goethe, von Fritsch, Frau von Stein, Lenz 2c. und Wort für Wort Sätze hineingebracht, die wirklich gesprochen worden waren, so würde dies, verglichen mit Tasso, doch nur eine vergängliche reale Puppencomödie geworden sein, geeignet einige Liebhaber sogenannten exacten Materiales in Entzücken zu setzen, sonst aber nicht mit einem Schimmer der ganzen Wahrheit in sich, die uns aus Tasso entgegenleuchtet.

Indem Goethe Ferrara verherrlichte, hat er Weimar ein indirectes Lob gespendet, das schöner nicht denkbar ist und auf directem Wege niemals möglich war. So hätte Weimar sein können: er hat es dargestellt als sei es so. Das ächte Ferrara selber ist dadurch zu unverdientem Ruhme gelangt. Aus einer öden Fürstenresidenz zweiten Ranges ist ein wiederauflebender Absenker alten perikleisch-athenischen Lebens entstanden. Die Fremden laufen heute in den langweiligen Straßen von Ferrara umher, die wohl auch im 16. Jahrhundert nicht anders waren, und suchen die große Vergangenheit den Mauern abzuschnüffeln. Goethe hat auch die Person Tasso's neugeschaffen. Aus einem für Deutschen Geschmack leeren Dichter, dessen Werke durchzulesen heute nur Wenigen gelingen dürfte, so glänzend ihr Tonfall ist, hat er eine heroische Gestalt gemacht, einen Genius, dem man die herrlichsten Werke anvermuthet. Und dies Ferrara aus Goethe's Phantasie, diese Fürstenfamilie darin, diesen Hof und Hofdichter hat Goethe so überzeugend wahr geschaffen, daß die Wirklichkeit dagegen nicht aufkommt: die ganze erdichtete Herrlichkeit ist nachträglich von Goethe in die Historie hineingebracht und dermaaßen

darin festgenagelt worden, daß auch die stärkste kritische Kneipzange nichts wieder davon losbekommt. Mögen wir studiren wie wir wollen, Goethe's Ferrara wird die Blüthe des italiänischen Daseins im 16. Jahrhundert repräsentiren, das von hier aus mit dem Glanze milder Gesinnung und Gesittung überstrahlt dasteht, die wir vergeblich suchen wenn wir die wahrhaftigen Documente der Zeit zu Rathe ziehen.

Und doch müssen wir auch dem gegenüber wieder uns sagen: Goethe hatte Recht. Es lebte im Italien des Cinquecento ein Geist, der sich personificiren ließ wie im Tasso geschehen ist. Man lese wie es in Deutschland damals zuging. Gegenüber den düsteren Wildnissen der übrigen Nationen, herrschte in Italien jenerzeit eine gepflegtere, sonnigere Gartenwirthschaft, wo goldne Früchte still an den Spalieren reiften. Nur daß die Seelen der Menschen nicht so glatt und offen dalagen wie sie im Tasso sich uns aufthun.

Im Bau der Acte, in der Führung der Scenen, im Ausdrucke der Gedanken ist dieses Werk vollendet und unübertrefflich. Jedes Wort ein Gedanke. Aber, wie ich schon sagte, auch dieses Drama für keine Bühne mehr geschrieben.

Wir haben gesehen, wie Goethe mit dem Eintritte in Weimar jene ideale Bühne aufgegeben hatte, auf der er Götz dargestellt dachte. Iphigenie wurde für die wirklichen Bretter geschrieben und konnte deshalb zumeist zu keiner höheren Gestalt gelangen. Die in Rom neu entstandene Iphigenie aber kehrte zu jener alten idealen Bühne zurück und in noch höherem Maaße gehört Tasso dieser an und keiner andern. Das Stück enthält nichts

was Regisseuren Gelegenheit geben könnte, ihre Geschicklichkeit zu beweisen. Es enthält kaum Rollen für Schauspieler. Die Charaktere sind zu fein ausgearbeitet. Der hätte am besten gespielt, der sie am wenigsten verdarb. Nur langsam konnte in Deutschland begriffen werden, was Goethe mit dem Stücke gewollt und geleistet hatte. Der Gedanke, daß es überhaupt aufführbar sei, bedurfte Jahre um zur Reife zu kommen. Denn wenn auch die Schauspieler sich fänden, wo fand sich das Publikum? Leopold Stolberg schrieb an Jacobi: »Was sagen Sie zu Goethe's Tasso? Mir mißfällt der Ton eminent. Warum giebt er dem kleinlich stolzen, großmüthelnden Antonio diese Superiorität über den Zögling der Musen und Grazien?« — »Einzelne Züge sind vortrefflich« setzt er hinzu. Derartige, vom höhern Inhalte der Dichtung absehende Urtheile mußte Goethe als das Gewöhnliche entgegennehmen. Goethe indessen beirrte das nicht. Er war in jedem Betracht ein Mann und wußte was er zu thun hatte. Es war ihm klar, daß inskünftige keine Kritik ihn mehr belehren konnte, sondern daß er allein nur wisse, welche Richtung er innezuhalten habe.

Tasso ist der Dank den Goethe Italien abgestattet hat. Doch er hat es dabei nicht bewenden lassen. Er hat Rom selber noch ein anderes Denkmal gesetzt: die Römischen Elegien, an denen er in Weimar jetzt gleichfalls zu arbeiten begann. Von diesen soll nun noch die Rede sein.

Wir haben gesehen, wie Goethe zum legitimen Mitgliede der höheren Gesellschaft geworden war. Wie er auch den Werth der Abzeichen, durch welche diese Gesellschaft sich von der niedriger stehenden unterschied, wohl zu schätzen wußte und nicht versäumte, sich in ihren Besitz

zu setzen. Goethe konnte so betrachtet im besten Sinne als ein Parvenü gelten. Er giebt sich selbst diesen Titel.

Wir haben aber auch gesehen, wie sehr er dies Alles entweder nur suchte weil es ihn als etwas Neues, Unbekanntes reizte, oder weil es ihm im gewöhnlichsten Sinne nützlich war. Wie bescheiden und rein menschlich demüthig Goethe blieb, zeigte seine Correspondenz mit Philipp Seidel oder sein Verkehr mit dem armen Krafft, einem elenden Prügeljungen des Schicksals, den er mit rührender Gutmüthigkeit tröstet und aufrecht hält, ja dessen Mißtrauen er sich gefallen läßt. Nie hat er den Äußerlichkeiten seiner hohen Stellung anderen Werth beigelegt als den sie verdienten. Er betrachtete sie als Vorspann auf dem Lebenswege. Er wußte, wo es ihm die Wege verkürzte, seinen Adel, Minister und Excellenz wohl hervorzukehren: als Dichter und in seinen intimen Verhältnissen aber ist er immer unbefangen bürgerlich geblieben.

Goethe verlangte Wahrheit um jeden Preis. Es sollte auf den Etiquetten rein ausgeschrieben zu lesen stehen, was in den Büchsen drin wäre. Seine Dichtungen enthalten das Höchste und Erhabenste was in Deutscher Sprache gesagt worden ist: aber Goethe fiel nicht ein, zu verläugnen, was unserer menschlichen Natur zugleich innewohnt, er hat mit antik cynischer Offenheit auch das Entgegengesetzte zu Worte kommen lassen. Goethe schrickt vor nichts zurück. Er sieht Alles und nennt Alles beim ächten Namen und es giebt nichts was er nicht einmal so beim ächten Namen zu nennen Gelegenheit gefunden hätte. Was in ihm sich regt, soll zu Worte kommen: es giebt Verse von ihm (die freilich nicht für Andre bestimmt waren, aber die schließlich nun doch einmal

herausgekommen sind: die Paralipomena zum Faust), in denen das Irdischste, Schmutzigste mit einer Sicherheit und Deutlichkeit ausgesprochen wird, als habe es denselben Anspruch auf dichterisch präcisen Ausdruck wie jenes das sich auf den reinsten Höhen des Gefühles hält.

Goethe kannte die doppelte Natur des Menschen und hat niemals geläugnet daß er aus eigner Erfahrung rede. Er war eher kalt als leidenschaftlich. Sein Wesen mag dem seiner Schwester ähnlich gewesen sein. Goethe ist niemals liederlich gewesen. Seine Werke enthalten nicht eine einzige Stelle die lüstern genannt werden könnte. Aber Goethe war ein Mensch und — um aus dem Allgemeinen auf ganz besondere Verhältnisse überzugehen — wo die Forderungen seiner Natur mit jenen vorhin genannten Äußerlichkeiten in Collision geriethen, hat er als ächter innerer Democrat niemals gezweifelt, auf welche Seite er sich zu stellen habe. Goethe bedurfte als er nach Weimar zurückkam, einer Frau neben sich. Er hatte sich in seinen Gedanken so sehr abgetrennt von dem äußeren Zwange der weimarischen Verhältnisse, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, sich aus einer der weimarischen vornehmen Familien zu versorgen. Das dortige Dasein erschien ihm was sein innerstes Leben anlangte, abgethan: Frau von Stein hatte die Blüthe einer solchen Verbindung für sich vorweggenommen. Goethe verlangte jetzt nur Gesundheit, Frische, Jugend, Hingabe, gepaart mit offenem Verstande, sei es übrigens aus welcher Sphäre der Gesellschaft. Und so scheut er sich nicht, als ihm aus niederen Kreisen ein schönes Mädchen begegnet die ihm alles das gewährte, sie an sich zu fesseln.

Das ist Goethe's Verhältniß zu Christiane, oder, wie

Goethe's alte Freundinnen betonten: Mamsell Vulpius. Von Anfang an, den einen Umstand abgerechnet daß keine kirchliche Trauung stattfand, eine Ehe und niemals auch von Goethe anders angesehen. Er nahm sehr bald Christiane sammt deren Mutter und Schwester in sein Haus und lebte mit ihnen wie mit seiner legitimen Familie. Christiane und ihre Kinder waren seine Frau und seine Kinder Jedem gegenüber der danach fragen mochte.

Auch hat Goethe Niemand in Weimar dies eigentlich übel genommen. Die Vorwürfe bezogen sich auf die Qualität der Frau: von der man behauptete daß ihr Auftreten gemein sei. D. h. daß ihre Erziehung und Denkungsart sie niemals soweit erhoben hätten, um den Ansprüchen zu genügen, welche die bessere Gesellschaft an diejenigen machen muß, die als ihre Mitglieder gelten wollen.

Es ist die Frage, wie wir uns zu dieser Persönlichkeit stellen sollen, die von nun an auf fast dreißig Jahre ein unzertrennliches Anhängsel Goethe's ist und bedeutenden Einfluß auf ihn gehabt hat?

Man ignorirt oft Menschen, die zwar einmal vorhanden sind von denen man aber wünschte sie wären es lieber nicht. Man begräbt sie in Gedanken und scheint sie nicht mehr zu sehen. Aber ein Wesen, das Goethe so nahe stand und auf seine Werke eingewirkt hat, zwingt uns, uns eine Ansicht über sie zu bilden. Es würde sich nun wahrhaftig nicht geziemen, ein paar Hände voll dicht vor uns wachsender Vorwürfe zusammenzuraffen, diese als vollgültig und genügend anzunehmen und danach abzuurtheilen. Eine Art von Köchin soll Christiane gewesen sein, die sich späterer Zeit aufs Trinken legte, und von der Goethe bis zuletzt reichlich Verlegenheiten bereitet

worden sind. Warum denn aber, statt das zu wiederholen was in der weimarer Gesellschaft die herrschende Ansicht war, sich nicht lieber an das halten, was Goethe in Christiane sah und an ihr hatte: ein Mädchen das er leidenschaftlich liebte, wie er Herder mit diesen Worten gestand; das bei seinen Untersuchungen über die Pflanzenmetamorphose seine Zuhörerin und Vertraute war; die Mutter seines Sohnes, an dem sein ganzes Herz hing; die Frau, die sein Hauswesen leitete, die er nicht entbehren konnte wenn sie ihm fehlte, und deren Tod ihn zur Verzweiflung brachte?

Niemals ist gegen das Leben das dieses Mädchen führte ehe es Goethe angehörte, etwas gesagt worden. Goethe selber nennt sie gegen Frau von Stein »ein armes Geschöpf«, hat sie das aber nie entgelten lassen. Er schrieb an sie, wenn sie sich trennen mußten, Briefe, welche von Christiane als ihr höchster Schatz aufbewahrt wurden. Sie sollen heute verbrannt sein. Goethe's Mutter nennt Christiane in ihren Briefen von Anfang an ihre »liebe Tochter« und wußte gut mit ihr auszukommen als Goethe sie nach Frankfurt brachte. Und als er sie nach der Mutter Tode wieder dahin sandte, um seine Ansprüche an die Erbschaft zu vertreten, benahm sie sich so generös, daß die Verwandten sich nicht beklagen konnten. Wir haben einen kürzlich gedruckten, aus diesen Verhältnissen stammenden Brief, welcher Goethe's Frau volle Gerechtigkeit zu Theil werden läßt und aus dem wir hören, wie Christiane über die Art dachte, in der die Welt sie behandelte. Der Ausdruck »gemein« ergiebt danach schließlich, daß Christiane überall mit unverfrorener Derbheit auftrat, niemals aber Eigennutz zeigte oder eine Erwi-

derung der mißgünstigen Kritik hervortreten ließ, die sie erfahren mußte, was im historischen Sinne als das eigentliche Zeichen der Gemeinheit gilt. Sobald der gesellschaftliche äußere Gegensatz aufhörte, existirte ihre Gemeinheit nicht mehr, auch ist es undenkbar, daß Goethe Jemand neben sich dulden konnte, dessen Charakter in seinen Grundzügen nicht Probe hielt. Als nach der Schlacht von Jena die Franzosen Weimar plünderten, hatte Christiane den Muth, durch die Marodeure hindurch zu den französischen Offizieren zu dringen und eine Sauvegarde für Goethe zu erwirken. Überall wo wir diese Frau handeln sehen, handelt sie muthig, energisch und mit Umsicht. Es ist bekannt, daß Goethe sich nach der Schlacht von Jena mit ihr trauen ließ.

Das schönste Denkmal hat Goethe seiner Frau und Rom zugleich in den Römischen Elegien gesetzt, deren Hauptträgerin in seiner Phantasie sicherlich ihrem Anblicke entsprach.

Goethe's Seele war voll von römischen Bildern als er in Weimar Christiane begegnete. Ihr Wesen mag etwas Römisches damals für ihn gehabt haben. Daß sie in Wuchs und Gestalt das Feste, Untersetzte hatte, was die römischen Frauen auszeichnet, sieht man aus dem erhaltenen Portrait. Die Römerinnen haben einen stolzen Wuchs, als stammten sie alle von den alten Imperatoren ab, und gehen kühn aufs Leben los: Goethe hat in seinen Elegien Christiane zu einer so ächten Römerin gemacht, wie je eine im Carneval auf Piazza Navona erschienen ist.

Goethe hatte als er aus Frankfurt nach Weimar ging den ungezwungenen Ton der dortigen besten Gesellschaft

als eine Befreiung kennen gelernt: Frau von Stein repräsentirte den Inbegriff dieses neuen Daseins. Er traf aber, nach Rom gelangt, dort etwas an was noch höher stand als Deutsche feine Gesellschaft: völlige Freiheit, nur im Schach gehalten durch das gewaltige historische Gewicht, mit dem Rom auf Jedem lastete, den seine Mauern einschlossen. Er ging in Rom absichtlich der vornehmen Gesellschaft aus dem Wege, die er ja, wie er sagte, »zu Hause gehabt habe«. Gegenüber der Vergangenheit die uns in Rom umgiebt, verschwinden alle Unterschiede des Ranges. Man begreift in Rom erst, wie dort geistlicher und weltlicher Adel sich so hoch aus den untersten Ständen erheben konnte. Überall sonst wo das geschieht, bleibt etwas zurück: in Rom bleibt gar kein Rest. Goethe hatte dort gelernt, daß es der höchste Begriff der Freiheit sei, einem Mädchen aus jedem beliebigen Stande eine Stellung neben sich zu geben, und er machte nach Weimar zurückgekehrt von dieser Freiheit Gebrauch. Wer einmal in Rom war, zählt sich, auch heute noch, heimlich weiter in den Listen der Stadtbewohner. Wer Rom verläßt, wie Wilhelm Müller in seinen römischen Briefen schreibt, sagt a reverderci und niemals Addio. In hohem Alter mit dem Kanzler von Müller vor dem großen Plane von Rom stehend, der bei ihm hing, tupfte Goethe mit dem Finger auf Ponte molle und sagte, er wolle nur gestehen, seit er jenes letzte Mal darüber gefahren sei, habe er keinen ganz glücklichen Tag mehr gehabt. Goethe hat niemals aufgehört die erfrischende Idee zu nähren, einmal wieder und dann für immer nach Rom zurückzukehren. Als er Christiane in sein Haus nahm war ihm zu Muthe als sei es noch immer Rom, in dem er lebte, er schloß sich in seinem

Hause mit ihr ein, wie er in Rom gethan hätte ohne daß irgend Jemand eingefallen wäre, ihm über den Gartenzaun zu spähen. Goethe, umschwebt in seinen Gedanken von der römischen Freiheit, glaubte in Weimar die Welt entbehren zu können wie in Italien; war jedenfalls entschlossen, sie sich vom Leibe zu halten wie er dort gethan. Er wagte in der Stille sich in Weimar eine Fortsetzung des gewohnten freien Daseins zu schaffen, und wenn es auch nicht ohne allen Schaden dabei für ihn abging, so muß man ihm doch zugestehen, daß er seinen Willen hatte.

Goethe sagt in seinen Elegien, wie die Triumvirn der Liebe: Catull, Tibull und Properz ihn begeisterten. Er vergißt an dieser Stelle des armen Johannes Secundus, dem er vielleicht nicht weniger verdankte. Nichts Modernes ist jemals gedichtet worden, das so antik ist als Goethe's Elegien. Er verräth einmal im halben Scherze von sich: es sei ihm als wäre seine Seele schon einmal in den Zeiten Hadrians in einem Römer lebend gewesen. Man meint, einer der drei römischen Dichter habe auf dem Wege der Seelenwanderung sich nun in Weimar wieder gefunden, habe seine Leier aufs Neue gestimmt, sich, wenn auch Alles sonst verändert war, an der Lust des neuesten Tages wieder berauscht und den altgewohnten Wein neu an die Lippen geführt, der 2000 Jahre lang seitdem doch alle Jahre neu gekeltert worden war. Und der uralte Geist des ächten Genusses am Dasein sei wieder mit ihm aus Gräbern heraufgekommen.

Goethe hat Christiane zu einem römischen Mädchen gemacht das auf einer Vigna Wein schenkt: sich selbst als Zugabe dem, der unter den Gästen ihr am liebsten ist. Mit Allem was das italiänische Leben in seiner Erinnerung

schmückte, hat Goethe dies Mädchen umgeben und ihr und sein anfängliches Geheimniß zu einer der schönsten Idyllen gemacht. Wie er ihr zuerst begegnete, unerkannt im Dunkeln, wie sie heimlich zu ihm kam, wie sie sich verstanden ohne daß die Welt es ahnte: all diese weimarischen Erlebnisse sind ins römische Leben übertragen worden. Mit dem Dufte Italiens umhüllt er die Gestalt. Die Römischen Elegien sind die erste Frucht, die die italiänische Sonne nachträglich noch in seiner Seele auf Deutschem Boden gereift hat.

An diese in der Tiefe und Dunkelheit wohnende Milchschwester der Prinzessinnen im Tasso müssen wir denken wenn wir Tasso ganz würdigen wollen. Goethe beherbergte nicht nur die Verwirrungen der Gesellschaft in seiner Phantasie; die auf der Höhe des Lebens sich bewegte, sondern er schilderte zur gleichen Zeit und mit gleicher Meisterschaft, was in einem Herzen vorging das aus andern Regionen sich an das seinige anschloß. Wir sehen Goethe hier ebenso feurig als er dort zart und andächtig ist. Die Römischen Elegien und Tasso sind zusammen entstanden und dürfen nicht getrennt von einander betrachtet werden. Sie ergänzen sich als unzertrennliche Theile derselben Ärnte. Im Tasso historische Begeisterung, in den Elegien Genuß der Gegenwart.

Christiane (»die kleine Frau«) starb 1816. Einige Verse auf ihren Verlust, denen man anfühlt wie der Drang, ein gepreßtes Herz zu erleichtern, sie hervorgerufen hat, zeigen wie sie ein Theil von ihm war und wie untröstlich er ihr nachsah. »Der ganze Gewinn meines Lebens ist ihren Verlust zu beweinen«; da dies nun so offenbar vorliegt, da nichts verräth, daß Goethe in seinem

geistigen Leben durch Christiane vom Rechten abgelenkt oder daß seinen Arbeiten durch sie Abbruch gethan sei, da er ihre Anwesenheit vielmehr, wie Luise Seidler bezeugt, als etwas zu seinem Wohlsein Unentbehrliches ansah, so weiß ich nicht, warum wir darüber nachdenken sollen, ob seine Ehe mit einer andern Frau glücklicher ausgefallen wäre. Von unserer heutigen Ferne aus betrachtet, gewinnt die Gestalt einen humoristischen Schimmer. Daß wir unseren vornehmsten Dichter, — vornehm hier in jeder Beziehung genommen — als den Ehegatten einer fidelen, strammen Hausfrau, ja sogar als den Schwager ihres Bruders, jenes Vulpius erblicken, dessen Phantasie der berühmte Räuberhauptmann Rinaldo Rinaldini entsprang, schadet seinem Andenken durchaus nicht. Robinson, Goethe's alter Verehrer, der, nachdem er anno 1802 in Jena studirt hatte, alle zehn Jahre circa wieder nach Deutschland kam, erwähnt Christiane bei seinem ersten Aufenthalte. »Während meiner gelegentlichen Besuche sah ich die Genossin an Goethe's Tische, die Mutter seiner Kinder. Wie allgemein bekannt, wurde sie nachmals seine Frau. Sie hatte ein angenehmes Gesicht und einen herzlichen Gesprächston; ihre Manieren waren ohne Förmlichkeit und ungezwungen. Wunderliches Gerede erging über ihr unterwürfiges Benehmen und die Freiheit ihres Umganges mit ihm als sie jung war; aber als ich sie sah, waren alle jene Excentricitäten längst vorüber.« Wie bei allen Engländern von guter Erziehung hat man auch bei Robinson das Gefühl der reinsten Aufrichtigkeit. »Excentricitäten« ist ein sehr unschuldiges Wort und war gewiß das richtige. Ohne Zweifel wurde Christiane öfter Gelegenheit gegeben, die weimarischen Damen merken zu

lassen, wie wenig sie Lust habe sich zu geniren. Goethe's Gestalt, rein menschlich betrachtet, verliert so wenig durch diesen Hintergrund, als Sokrates etwa durch seine Ehe mit Xantippe in unsern Augen einbüßt. Ich kann es nicht für nothwendig halten, daß wir in Goethe's Gemahlin eine jener Naturen zu verehren hätten, wie Tasso's Leonoren etwa sind.

Nachdem so schon zu dem übergegangen worden ist, was nach der italiänischen Reise sich ereignete, kehren wir in der nächsten Vorlesung noch einmal nach Rom zurück.





Achtzehnte Vorlesung.

Rom. Sicilien. Neapel. Philipp Hackert. Zweiter römischer Aufenthalt. Rückkehr nach Weimar. Schiller.

Ich recapitulire: Goethe ging im Herbst 1786 nach Italien und kehrte im Sommer 1788 zurück. Er war Anfang November 1786 in Rom eingetroffen, im März 1787 nach Neapel, im April von da nach Sicilien gegangen und im Mai nach Neapel zurückgekehrt. Im Juni ist er wieder in Rom und verläßt es jetzt erst nach beinahe einjährigem Aufenthalte, um im Fluge von da nach Weimar zurückzugehen.

Die Briefe aus Sicilien sind wohl das Vollkommenste in der Italiänischen Reise. Der Leser ist hier am neugierigsten und bringt zugleich am wenigsten eigne Kritik mit. Dieser Ausflug hebt sich vom Übrigen als Episode ab. Goethe selber tritt fast ganz zurück: man hat nur die herrlichen Wege vor sich die er zurücklegte und die Stätten die er besuchte. Hier auch bot sich Goethe seltener die Gelegenheit seine eignen Gedanken einzumischen: niemals hat er so unter der Herrschaft der äußeren Dinge gestanden. Er ist nur der Morgens ausreitende, Abends erschöpft einschlafende und in der Zwischenzeit scharf

beobachtende Reisende, dessen Gedanken nach Hause kaum zu Worte kommen.

Neapel wiederum regt Goethe zu den glänzendsten Beschreibungen an. Ich zweifle ob eine Darstellung der Fahrt auf den Vesuv, von irgend Jemand in irgend einer Sprache, an die in Goethe's Briefen gegebene heranreicht. Neapel selbst aber ist beinahe nur wieder als Hintergrund seiner bedeutenden Persönlichkeit sichtbar. Goethe lernt in Neapel den bei König und Königin wohlgelittenen, im königlichen Schlosse wohnenden Maler Hackert kennen, dessen Lebensgeschichte er in der Folge als Pendant zu der Winckelmanns gegeben hat. Die heute verlassenen oder zu Gehäusen von Sammlungen oder öffentlichen Anstalten gewordenen, alt erscheinenden Schlösser von Capo di Monte und Caserta waren damals eben im Entstehen; Hackert einer der guten Genien die da walteten, und Goethe ihm bald eng befreundet.

Goethe lobt Hackerts Landschaften, nicht überschwänglich, aber er lobt sie als etwas das in hohem Grade Beachtung verdiene. Man ist heute gewöhnt, mit Achselzucken darauf herabzusehen. Die Wenigsten freilich die so urtheilen, haben wohl Landschaften von Hackert vor sich gehabt, und wenn es der Fall war, höchstens verblasste Wasserfarbenmalereien. Eine solche Landschaft, eine Ansicht von Rom obendrein, sehen wir auf dem Berliner Kupferstichcabinet im Rahmen hängen. Die Guachefarben haben den milchig ins Grünspanige schleichenden Ton angenommen, in den hinein solche Producte zu verwittern pflegen. Ich selbst habe lange unter dem Eindruck dieser Leistung gestanden, bis ich an andern Stellen Arbeiten Hackerts in größerer Anzahl fand, die mir eine bei weitem vortheilhaftere Meinung

beibrachten. Eine Zartheit der Behandlung, einen wahrhaftigen Blick für die Natur, eine Abwesenheit aller falschen Effectsucherei begegnete mir da, gepaart mit einem Sinne für die landschaftliche Linie, die mir Goethe's Vorliebe für den Meister nun begreiflich werden ließen. Wir sind heute sosehr bei Landschaften an die der Natur roh abgerissenen Farbeneffecte gewöhnt, daß uns eine gezeichnete, nur auf die Linie basirte Nachbildung eines weiten Landes kaum mehr Eindruck macht. Hier liegt Hackerts Stärke und hier das was damals überhaupt verlangt wurde.

Goethe's Italiänische Reise enthält soviel landschaftliche Schilderungen: es muß mit einigen Worten über den Inhalt dieses Begriffes gesprochen werden.

Die Darstellung der kahlen, menschenleeren Natur, dessen was ein paar Augen von einem gelegenen Punkte aus umfangen, ist als Gegenstand eines abgeschlossenen Kunstwerkes ein ganz modernes Product. Die Alten kannten die Landschaft nur als Hintergrund menschlicher Handlungen: der Begriff der Einsamkeit an sich fehlte ihnen. Die Alten vermochten selbst das Unbelebte nur in menschlicher Personification zu denken, sie drückten die Dunkelheit aus indem sie die Figur der Nacht zu den übrigen Gestalten einer Composition hinzufügten, sie hätten Einsamkeit nur darstellen können indem sie die göttlichen Bewohnerinnen der Quellen und Bäume in den Vordergrund brachten.

Die moderne Landschaft im heutigen Sinne ist selbst der Renaissance unbekannt und eine Ausgeburt des siebzehnten Jahrhunderts. Die herrlichen Darstellungen von Land und Meer welche Tizian und Giorgione geliefert haben, ermangelten nie menschlicher Staffage, um zu zeigen,

wer über all dieser Schönheit als Herr walte und ohne wen all diese Landschaft unnöthig sei. Im 17. Jahrhundert erst erwachte bei den Menschen, die sich politisch und religiös in unauflösbar scheinende Fesseln geschlagen sahen, die Sehnsucht nach einem Terrain wo diese furchtbaren Mächte ohnmächtig wären, und es bot sich ihnen nur die Einöde wo überhaupt Menschen niemals gewohnt hatten. Es begann damals der Cultus der Natur als einer unpersönlichen, Alles heilenden Gottheit, die Sehnsucht nach der unergründlichen Ferne, das Suchen nach unbetretenen Inseln, wo der Mensch, vom reinen Triebe seines Herzens allein geleitet, sich mit wenigen seines Gleichen zu einem Dasein verbündete, dessen Gesetze von der Natur gegeben waren. Man begann die Landschaft als ein Portrait dieser Natur zu betrachten. Das Wachsthumsgesetz der Bäume, das Verwitterungsgesetz der Felsen, die Wellen des Meeres, wie des sich hinziehenden Bodens, sollten in Linien ausgedrückt den Geist der mütterlichen Erde uns näher bringen. In diesem Sinne sind die Landschaften des vorigen Jahrhunderts aufzufassen. Goethe hatte einen jungen Künstler mit nach Sicilien genommen, der mit feinem harten Blei die Umrisse der Gebirge und die Linien des Meeres an den Küsten für ihn aufriß. Das gleiche Ziel sehen wir Hackert in seinen Malereien und Zeichnungen verfolgen. Als sei er der Besitzer des Landes selber, der, mit geübtem Blicke für das was sein Eigenthum ist, nichts über- und nichts unterschätzt, läßt er die geringsten Wellenlinien der weiten Fernsichten, die er am liebsten darstellt, sich heben und sich senken. Mit liebevollem Eingehen zeichnet er Bäume und Büsche und geht dem Laufe der Flüsse nach. Je weniger einem

Werke an sich effectvolle Färbung innewohnt, desto stärker wirkt es auf die Phantasie des Betrachtenden und ich zweifle nicht, es wird die Zeit kommen, wo der Cours dieser heute langweilig und blaß erscheinenden Zeichnungen wieder steigen und den ihm gebührenden Stand einnehmen wird.

Goethe hat, wie das seine Art war, in Philipp Hackerts Biographie alles irgend die besondere Existenz dieses Künstlers Erklärende hineingezogen. Er hat nicht nur ihm, sondern auch Hackerts Gönner, dem Könige Ferdinand von Neapel, dessen dümmlich wohlwollende Liebenswürdigkeit er vortrefflich schildert, sowie der Königin Caroline, der Tochter Maria Theresia's, deren Geradheit und Gutmüthigkeit er ins schönste Licht stellt, ein historisches Denkmal gesetzt, das um so wichtiger ist, als es den Zustand des Königreichs beider Sicilien vor den auch dort ausbrechenden Nebenstürmen der französischen Revolution und vor der Herrschaft Murats schildert, auf die dann die lange Reihe jämmerlicher Jahre der Tyrannei folgten, die heute endlich zu dem reinen Nichts erstarrt sind. Denn auch Neapel ist heute eine Stadt wie alle andern: ein in eleganter Umwandlung begriffener Zielpunkt für Schaaren neugieriger Reisender, welche die Hotels bevölkern.

Das Hauptgewicht des italiänischen Lebens jedoch fällt bei Goethe auf den zweiten Aufenthalt in Rom. Jetzt, zum ersten Male in seinem Leben, setzt er sich an einer Stelle freiwillig fest, mit dem Gedanken, als sei es für immer, da sitzen zu bleiben. Weder, wie einst von Frankfurt, ging er in's Exil dahin, noch, wie einst nach Weimar, lockte ihn ein Fürst dahin: Goethe läßt sich in

Rom nieder weil ihm am wohlsten da ist. Er fühlt sich wie zu Hause. Er nimmt sich eine bequeme Wohnung, er verliert all die frühere Hast, als müsse er sich sammeln, das Gefühl, als müsse er vorwärts: er lebt ruhig, bequem und ohne Gedanken an den nächsten Tag. Hier auch wird Goethe in der Schilderung seines italiänischen Lebens wieder ganz die Hauptperson und Rom nimmt neben oder hinter ihm den gebührenden Platz der bloßen Landschaft ein. Goethe's römisches Dasein von 1787 bis 1788 ist in seinen Briefen mit einer Anschaulichkeit geschildert, die über das in Dichtung und Wahrheit Geleistete noch hinausgeht. Die briefliche Form gestattete einen größeren Realismus: er will keine historischen Gemälde liefern, sondern scheint seine Skizzenmappe zum Durchblättern vor uns zu legen. Goethe hat Augen für Alles und dazu die wunderbare Gabe, es sich an jeder Stelle wohl sein zu lassen. Er reist wie ein Fürst der neue Provinzen besucht und überall wohin er kommt sich als Herr fühlen darf.

Das Haus das er in Rom bewohnte, ist heute vom Municipio mit einer Marmortafel bezeichnet: Hier wohnte Goethe ꝛc. Gnoli hat das Verdienst, dies angeregt und überhaupt das Haus wiedergefunden zu haben, von dem nur im Allgemeinen bekannt war, daß es am Corso, dem Palazzo Rondanini gegenüber liege.

Goethe erzählt, er habe aus seinen Fenstern in ein Gärtchen gesehen, wo Citronenbäume in Kübeln standen, die ein alter Weltgeistlicher pflegte. Der Name dieses alten Herrn sowie der der Familie bei der er wohnte, ist festgestellt worden. Das Haus ist heute getheilt und nicht mehr wie früher eingerichtet. Ein Stückchen dieses Da-

seins sehen wir auf einer Aquarelle Tischbeins, der damals zu dem Goethe'schen Dunstkreise in Rom gehörte. Er hat Goethe von hinten gezeichnet wie er in Hemdsärmeln am Fenster steht und hinaussieht.

Als anderes Andenken an Goethe's römischen Aufenthalt steht in Villa Malta eine Palme, die dorthin versetzt wurde, während auch der botanische Garten zu Padua, wie mir Herr Paul Hertz erzählt, seine palma di Goethe noch besitzt, dieselbe, deren Betrachtung Goethe in so hohem Maße anzog und von der er sich eine Anzahl Blüthentheile abschneiden ließ, die er in späteren Zeiten noch »wie Fetische« verehrend betrachtete. Schließlich rühmt eine Schenke im Marcellustheater sich, laut Inschrift, von Goethe besucht worden zu sein. Ohne Zweifel eines besseren Weines wegen als mir dort das letzte Mal vorgesetzt wurde. Der Letzte der von Goethe persönlich in Rom erzählte, war der alte Landschaftsmaler Koch, den mancher heute Lebende noch gekannt hat.

Ist Rom auch nicht mehr das Rom das es vor hundert Jahren war, so hat das römische Leben genug Merkmale behalten, die auch uns noch ein Gefühl der ehemaligen Existenz geben. Immer noch beschränkt sich die Modernisirung auf gewisse Partien der Stadt und im eigentlichen Rom herrscht die alte italiänische Wirthschaft in höherem Maaße als sie es in Neapel oder Florenz thut. Die dem päbstlichen Regimente in der Stille bewahrte Anhänglichkeit vieler Familien, zumal des hohen Adels wirkt conservirend auf das äußere Ansehen der Stadt. Es wird im inneren Rom wenig neu gebaut oder umgebaut. Wenn man die spanische Treppe hinabsteigt, so sieht man auf den Platz unten wie er vor

hundert und zweihundert Jahren dalag, die Läden der Kaufleute abgerechnet, und in Villa Ludovisi oder Doria Pamfili hat sich nichts verändert. Die Paläste bilden noch immer die großen Buchstaben des alten stereotypen Häusergewirres und das Spelunkenhafte der Erdgeschosse tritt Einem überall noch so seltsam entgegen wie vor Zeiten. Immer noch geht man in die alten Kneipen wenn man guten Wein trinken will und jemehr man sich dem Vatican nähert, umsomehr verschwindet der moderne Anschein: in Trastevere gar fühlt man sich als im vorigen oder vorvorigen Jahrhundert. Diese dunkeln Paläste, mit ihren Schicksalen sind wie zu lebendigen Geschöpfen geworden, sehen uns mit ihren leeren Fenstern an, als sei das heutige Leben nur eine machtlose Maskerade, die fortgekehrt werden könne. Ich bin niemals am Palazzo Farnese, den San Gallo begann und Michelangelo beendete, vorbeigegangen ohne dies Gefühl zu haben. Der Bau steht mit aristokratischer Sicherheit da als spottete er der Jahrhunderte und wäre in unsichtbaren Lettern an ihm zu lesen: »In hundert und aberhundert Jahren werde ich dastehen wie heute und auf sterbliche Menschen herabsehen, deren Leben eine kurze Spanne Zeit währt, wie deines.« Jemehr man all diese Gassen und Höfe kennen lernt, diese Überreste so vieler Jahrhunderte die zu einer gemeinschaftlichen Masse verwittert nebeneinander stehen, umsomehr wächst das seltsam historische, gleichsam zeitlose Gefühl, mit dem man darin herumgeht, als gebe es überhaupt nichts wichtigeres auf der Welt, als diese ehemalige Pracht und Herrlichkeit zu betrachten und über vergangene Größe zu philosophiren.

Und da dieser Stoff so gewaltig und so unendlich

ist, so kann ein Menschenleben sich unversehens abspinnen nur im tagtäglichen Umhergehen unter diesen ewigen Trümmern und im Verkehr mit der immer neu zuströmenden Menge der Menschen, die mit mehr oder weniger festen Absichten nach Rom kommen und die früher oder später, einmal aber sicherlich, der Ernst der Schicksale faßt die hier ihren Umschwung gefunden haben.

Nicht nur für Goethe deshalb paßte der Ausdruck: zweites akademisches Freiheitsleben, mit dem er bezeichnete was er in Rom erlebte und genoß. Jeder der in Rom länger leben, die Überbleibsel der Vergangenheit dort studiren und die Gegenwart zugleich genießen konnte, wird für sich selbst den Goethe'schen Ausdruck auch heute noch in gewissem Sinne als den zutreffenden empfinden.

Niemals hatte Goethe so ganz sich selbst gehört. Er durfte sich daran gewöhnen, als sei es der natürliche Zustand, zu leben wie es ihm gerade einfiel. Gleich nach seiner Rückkunft von Neapel spricht er sich darüber aus. »Auch neue Gedanken, schreibt er, und Einfälle hab' ich genug, ich finde meine erste Jugend bis auf Kleinigkeiten wieder, indem ich mir selbst überlassen bin, und dann trägt mich die Würde und Höhe der Gegenstände wieder so hoch und weit als meine letzte Existenz nur reicht. Mein Auge bildet sich unglaublich und meine Hand soll nicht zurückbleiben. Es ist nur Ein Rom auf der Welt und ich befinde mich hier wie der Fisch im Wasser und schwimme oben wie eine Stückkugel im Quecksilber, die in jedem andern Fluidum untergeht.« Das war die Freiheit die Winckelmann nie wieder entbehren wollte und um derentwillen er alle Anerbietungen aus Deutschland zurückwies. Man liest von dem Entzücken der Franzosen, die

nach langer Abwesenheit sich endlich wieder auf dem geliebten Straßenpflaster von Paris bewegen, was aber ist das gegen das Gefühl mit dem man Rom genießt. Der ungeheure historische Druck macht den Einzelnen da bescheiden. Wie man im Zimmer wo ein Todter liegt, der ja nichts mehr hört, leise redet, so dämpfen sich die Gedanken in Rom weil das Vergange zu mächtig und nahe an uns herantritt. Und doch gewahrt man nirgends so wie in Rom wieder die Unvergänglichkeit menschlicher Größe, denn Raphael oder Michelangelo scheinen noch zu leben, es ist als säßen sie irgendwo in der Stille und die Welt sei ihnen nur nicht gut genug um hervorzukommen. Nirgends glaubt man die Fußtritte der großen Menschen selber noch zu sehen wie in Rom, und nirgends fühlt man sich so unausgesetzt aufgefordert sich mit ihnen zu beschäftigen. In Neapel oder Florenz übertäubt das Geräusch des Tages solche Gedanken. Man muß sich absondern wenn man ihnen nachhängen wollte. In Pisa oder Siena dagegen, wo Alles alt ist, fühlt man sich bedrängt und sagt sich gleich, daß man nur auf wenige Tage da sitzen werde. In Rom aber athmet man diesen Athem der Vergangenheit leicht ein, er weckt kein bedrängendes Gefühl der Trauer, es ist als wüchsen einem, wie den Aposteln aus dem Sarkophage der Maria, aus den Gräbern Rosen und frisches Grün entgegen und man gewöhnt sich daran, wie Goethe sagt, »mit Geistern zu reden«.

Und nun aber! — mitten in diesem schwebenden Dasein erwacht und regt sich stärker als Alles was ihn in Rom fesseln könnte, das Heimweh: nach Hause! Weimar, das er wie einen bedrückenden Traum abgeschüttelt zu haben glaubte, fängt an sich seinen Blicken anders zu

zeigen als früher. Alles was er kannte und liebte war dennoch dort. Dieses egoistische Leben, schrieb er dem Herzoge, mache den Menschen kalt und frech. Die Heimath trat Goethe in neuer Gestalt entgegen. Weimar war eine Zeitlang wie untergegangen: plötzlich taucht es empor. Was ihm dort alt und zuviel gewesen war, bekommt wieder frischen Glanz vor seinen Augen. Seine Freunde, die er, einzeln und einsam jeden dasitzend, verlassen hatte, vereinigen sich wie zu einem Kreise der ihn erwartet. Er empfindet daß was er in Weimar wiederfände, sein Häuschen und sein Garten, doch sein Nest war von dem er ausgeflogen war. Wie Dante sagt il disiato nido, zu dem die Tauben endlich doch zurückkehren. Zurückgelassen hatte er da den Herzog, Frau von Stein, Herder, Knebel und so viele Andre minorum gentium, die ihm theuer waren weil er sie kannte.

Dieses Weimar zeigt sich seinen Blicken wieder.

Es giebt nur eines, was die Menschen wirklich verbindet: zu wissen von einander, sich gekannt zu haben. Ein alter Spitzbube der von meiner seligen Mutter noch weiß, ist mir lieber als viele ehrliche Leute die sie nicht kannten. Goethe erinnert sich an so manches Schicksal das ihm zu Hause am Herzen lag. Der Gedanke packt ihn, daß er Alles was er erlebe, doch nicht für sich, sondern nur für seine Weimaraner Freunde erlebe. Für sie sammelt er ein, lernt er. Er kann überhaupt nichts für sich genießen, nichts in Italien ohne die unsichtbare Gemeinde in der Ferne zum Mitgenusse einzuladen. Eines Tages überwältigt ihn das Gefühl und der Beschluß wird gefaßt: wieder fort nach Weimar!

Goethe giebt eine wunderbare Beschreibung, wie in

seiner Brust die Trauer um den Verlust von Rom und die Sehnsucht nach Hause zugleich stark lebendig werden. Wie vom Momente des Entschlusses an, abzureisen, Rom plötzlich hinter ihm liegt, als wäre er schon nicht mehr dort. Er beschreibt die letzte Nacht, wie er im Mondschein zum Coliseum wandelte. Er citirt Ovids erschütternde Verse, in denen dieser seinen Abschied von Rom beschreibt als er in die Verbannung ging. In Deutschland später steigen ihm die Thränen auf wenn er sie sich vorsagt: in bald eintretenden Zeiten, wo er Weimar mit Tomi vergleicht. Er beschreibt, wie er Tasso als Arbeit für die Reise zurechtlegt. Und nun im Fluge rückwärts!

Den vollen April hatte Goethe noch in Rom genossen, vor Ende Juni ist er schon wieder in Weimar. Von Weimar war er beinahe zwei Jahre fort gewesen. Das also war wieder erreicht: was nun? So groß war seine Sehnsucht dahin gewesen: und Alles was er empfinden mußte als er die ersehnte Schwelle wieder betrat, war doch nur: »wieder untergekrochen im Norden«, wieder eingegangen in das alte Gefängniß, wieder fort nach Rom! Denn was fand er? Alle die ersehnten Personen, zusammen freilich, aber mit noch geringerem Zusammenhange untereinander als früher, und alle zwei Jahre älter geworden.

Da sah er vor allen Dingen Frau von Stein wieder. Als er ihr zuerst begegnete, zählte er 26 und sie 35, jetzt er beinahe 40 und sie beinahe 50. Zwischen ihnen lag nichts Trennendes, ihr Briefwechsel war lebhaft gewesen, aber das fühlten Beide doch, daß die »Zehn Jahre« als abgeschlossnes Factum der Erinnerung angehörten. Goethe hatte sich in der Ferne daran gewöhnt, mit seinen täglichen Gedanken für sich allein fertig zu werden. Das Verhältniß

zu seiner alten Freundin hatte seine erste historisch gewordene Periode hinter sich. Sollte er wieder anfangen, mit ihr all seine Ideen zu theilen, mit ihr zu arbeiten? Es wäre, selbst wenn er gewollt hätte, eine Lüge gewesen. Aber er wollte auch nicht.

Den Herzog fand Goethe als vollendet selbständigen Mann und Fürsten. Carl August hatte das Alter erreicht, wo es keine unentbehrlichen Menschen mehr giebt. Auch für sie Beide war die Vergangenheit abgethan. Es hatte so sein sollen und es war so. Es war vorausgesehen. Dagegen trat hier etwas ein, das nicht vorausgesehen war: Carl August beutete die Vergangenheit insofern aus, als er Goethe gegenüber eine gewisse cordiale Vertraulichkeit zu zeigen fortfuhr, die dieser nicht erwiedern konnte. Der Herzog hatte dadurch eine Nüance mehr auf seiner Palette, die Goethe nicht zu Gebote stand, und die Folge war, daß Goethe nur um so unverbrüchlicher an der respectvollen Form innehielt. Durch nichts läßt er sich diese wieder entwinden. Der Herzog weiß es oft verlockend genug einzurichten, aber Goethe widersteht. Neu und öde und gleichgültig jedoch mußte ihm dieses Spiel erscheinen, das Tag für Tag, Mann gegen Mann von nun an durchzuführen war und das gar keine Zukunft mehr hatte. Denn das Einzige worauf es ankam, war, in jedem einzelnen Falle sich so klug es ging zu benehmen und sich zu sagen, daß nichts eine Garantie für die Zukunft geben könne. Wie das der Erfolg, in späteren Zeiten zumal, auf das schärfste bestätigen sollte.

In diesen beiden Fällen hatte Goethe verloren; nur Herder gegenüber war Gewinnst zu verzeichnen.

Herders Charakter war denen die ihm näher standen

ein Räthsel. Entweder hatte er blinde Anhänger, oder kopfschüttelnde Freunde. Es lag etwas Disproportionirtes in seinem Wesen. Jacobi schreibt 1788: »Leider hat die Natur sein Ganzes nicht mit günstiger Hand gemischt. Vultu mutabilis albus et ater. Auch zerplatzt ihm Alles und ekelt ihn zum Voraus schon an. Schwerlich hat je ein Mensch den andern so gedrückt als er.« Der Ausdruck Zerplatzen war wohl durch Goethe's Vergleich aus früheren Zeiten hervorgerufen, wo er von dem »ewigen Blasenwerfen« Herders spricht.

Herder aber kannte sich selbst sehr wohl. Er wußte, wie unerträglich er Andern und sich selbst werden konnte. Im Jahre 1769, ehe er nach Deutschland kam also, hatte er über sich geschrieben: »Mein Frühling schleicht ungenossen vorüber. Meine Früchte waren zu früh reif und unzeitig.« Und noch ungünstiger urtheilt er über sich selbst in einem Briefe an seine Braut im nächsten Jahre. Herders Correspondenz zeigt woran es lag: Herders große Hingebung wurde dennoch durch einen noch größeren Egoismus überboten. Er war im Stande, viel für seine Freunde zu thun, niemals aber, sich darüber selbst zu vergessen. Und so, bei der größten Freude über das was Andere thun, quält ihn etwas wie Eifersucht, nicht selber Alles gethan oder gedacht zu haben. Ganz unbefangen und am schönsten hat doch nur Goethe über Herder gesprochen und zwar nach Herders Tode, in den Jahresheften von 1803. »Mit der Krankheit, sagt Goethe, vermehrte sich sein mißwollender Widerspruchsgeist und überdüsterte seine unschätzbar einzige Liebensfähigkeit, Liebenswürdigkeit. Man kam nicht zu ihm ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm ohne verletzt zu

sein.« Ein ungemeiner Inhalt liegt in diesen wenigen Worten.

Das Wort Liebensfähigkeit scheint besonders für diesen Fall erfunden, das Wort Liebenswürdigkeit zeigt das Anziehende, das Herder für alle Menschen hatte, der letzte Gegensatz aber ist zugleich das Härteste was gesagt werden konnte. Will man einen Mann wie Herder ganz unbefangen beurtheilen, so muß man diejenigen seiner Briefe vergleichen in denen er am wenigsten daran denken konnte, irgend welchen ästhetischen Effect zu machen. Dies bietet, meiner Ansicht, seine frühe Correspondenz mit dem Buchhändler Hartknoch dar, einem offenbar sehr rechtlichen, Herder verehrenden Manne. Hier gewinnt man den Eindruck daß Herder launisch war. Er läßt an dem einfachen, wohlwollenden Geschäftsmanne seinen Unmuth aus. Nicht anders hatte er Goethe selber behandelt, als dieser am Götz arbeitete und mit soviel Vertrauen sein infallibeles Urtheil erwartete. Hier kann freilich in Betracht kommen, daß einem Manne wie Herder wohl erlaubt sein durfte, einen gewissen absichtlichen Druck auf einen jungen Emporkömmling auszuüben, der ihm so sichtbar über den Kopf zu wachsen Anstalt machte; aber was Herders Benehmen dennoch auch hier häßlich macht, ist die so klarliegende Absicht bei Goethe's Arglosigkeit.

Goethe gegenüber war Herder jedoch niemals vielleicht günstiger gestimmt als 1788. Während Goethe mit seiner Iphigenie nur einen problematischen Erfolg gehabt hatte, waren Herders »Ideen« ein großer kühner Wurf gewesen, durch welchen Goethe selbst in gewissem Sinne wieder zu seinem Schüler wurde. Goethe's Urtheile nach hatte Herder nichts Besseres producirt als die Ideen. Herder

fühlte endlich wieder: er sei Goethe etwas, und nichts kettet so sehr Menschen aneinander. Die Wohlthat die ich gebe, nicht die ich empfange, verpflichtet mich.

Goethe bedurfte in Rom neuer historischer Allgemeinbegriffe. Herder öffnete ihm zum zweiten Male jetzt die Augen wie er in Straßburg zum ersten Male gethan. Herder war Schuld, daß Goethe nach Rom Weimar nicht ganz unerträglich fand und daß sein Vorsatz, nach Italien zurückzukehren, unausgeführt blieb. —

Allein alles dies wird zur Nebensache neben den Dingen, von denen nun die Rede sein wird. Goethe fand als er jetzt wiederkam nicht nur das Alte älter geworden in Deutschland, sondern etwas Neues trat ihm entgegen.

In Italien zuerst kam seine ungemeine Verachtung des Deutschen Publikums zum Ausbruch, die er seitdem niemals wieder verloren hat. Die kühle Aufnahme der Iphigenie war ihm ein Symbol geworden, daß er »vergessen« sei und er erwiderte dieses Vergessen im vollsten Maaße. Das eigentliche Warum dieses Vergessens ging ihm nun aber erst auf als er selbst wieder mit Augen sah was geschehen war. Eine neue Generation Schriftsteller war bei uns emporgekommen. Goethe hatte völlig aufgehört zu den Jüngeren zu gehören, auf denen die erwartungsvollen Blicke der Leute ruhten.

Es war im Jahre 1788. In Frankreich fing der Puls des Volkes bereits an zu fiebern. Auch in Deutschland war man weniger als je gewillt, sich in literarischen Dingen jetzt dem ruhigen Genuß der reinen »historisch geläuterten Schönheit« hinzugeben. An der Form hat den Leuten nie gelegen. Der Stoff sollte überraschen, begeistern, berauschen. Und es hatten sich junge Schrift-

steller gefunden, welche diese Ansprüche erfüllten. Einer darunter der bedeutendste: so groß, daß wir alle übrigen auf sich beruhen lassen. Und dieser Schriftsteller in Weimar selber zu Hause als Goethe dahin zurückkehrte.

Schiller.

Wenn irgend Jemand Goethe erwartet hatte, so war es Schiller. Wenn irgend Jemand Goethe's ganzes Gewicht fühlte, so war es Schiller. Und wenn irgend eine Zeit in Goethe's Leben die ungeeignetste war, ihn einem Manne wie Schiller begegnen zu lassen, so waren es die Tage dieser Rückkehr aus Italien. Und so werden wir sehen, welche Folgen ihr Zusammentreffen, als es endlich nicht mehr zu umgehen war, gehabt hat.

Ich will hier so wenig eine Lebensgeschichte Schillers geben, als es bei Goethe selber meine Absicht ist. Ich wiederhole zu allem Überflusse: Schiller, geboren 1759, war zehn Jahre jünger als Goethe. Er war ein Würtemberger, ein Schwabe, ein Süddeutscher, während Goethe, da bekanntlich nur Sachsenhausen als südlich vom Maine gelegen zu Süddeutschland gehört, ein Norddeutscher war. Sein Vater war ein kleiner Beamter. Schiller selbst nennt seine Jugend eine trübe, freudlose. Um den Inhalt dieser Jugend brauchen wir uns hier kaum zu kümmern, denn sie bildet keinen Prolog gleichsam zu seiner späteren Geschichte wie bei Goethe. Am besten wäre, wir wüßten überhaupt nichts davon. Schillers äußere Erlebnisse werden nicht zu Elementen seiner Dichtungen wie bei Goethe. Schiller hätte ganz andere Wege gehen können und würde seine Stoffe in derselben Art behandelt haben. Und wären's diese Stoffe nicht gewesen, so hätte er andere gewählt: immer würden sie unter seinen Händen dieselbe fesselnde

Wirkung gehabt haben. Bei Schillers Arbeiten handelte es sich auch in der Folge nicht so sehr um den speciellen Inhalt, als um die Frage, ob ihm seine Gesundheit Kraft genug gewähren werde, seine Pläne auszuführen. Schillers einziges wirkliches Erlebniß im höheren Sinne ist gewesen daß er Goethe begegnete.

Keines der Schillerschen Werke hat eine individuelle Lebensgeschichte wie die Werke Goethe's. Ich habe Iphigenie einer Tanne verglichen, die sich in eine Pinie verwandelte: so ließe sich für jedes Goethe'sche Stück, bis zum kleinsten Gedichte, ein botanischer Vergleich finden. Lindenrauschen bei Werther, Eichenrauschen bei Götz u. s. w. Bei Schiller fallen die Unterschiede fort: Baum ist Baum bei ihm, einerlei ob er runde oder gezackte Blätter hat. Statt vom Dufte der Linden oder der Tannen zu reden, treten allgemeinere Begriffe ein: er kennt schattige, breitästige, feste, starkeingewurzelte, zu den Wolken aufragende, blitzzerschmetterte Bäume, auf andere Unterschiede läßt er sich nicht ein. Er führt uns so weit zurück, daß botanische Einzelnheiten verschwinden und nur noch die großen Massen sich dem Auge bieten. Und so die Wirkung seiner Werke. Es ist ihm ziemlich gleichgültig, was der dicht herzutretende, fein empfindende einsame Leser sagt, er will Massen von Lesern packen, der Einzelne gilt ihm nur so weit als er zu dieser Masse gehört: Schiller will ein ganzes Volk mit verbindender Kraft und tragender Begeisterung erfüllen, sein Publikum soll nach Tausenden zählen: Goethe hatte sich immer begnügt, ein paar Freunde zu haben die ihn verständen, es war ihm gleichgültig wer später mitgenießend hinzuträte. Man könnte auf Goethe das Beispiel anwenden, das er selbst von Wilhelm

Meister braucht: er sei ausgegangen seines Vaters Eselin zu suchen und habe ein Königreich gefunden. Alle Goethe'schen Werke haben diesen Ursprung; der ungemeine Erfolg fand sich unerwartet ein, und wo es scheint daß Goethe darauf gerechnet habe, wie beim Werther, hatte diese Erwartung eher etwas von kindlicher, freudiger Ungeduld als von der Berechnung eines Mannes, der bei seinen Speculationen von bestimmter Kenntniß des Publikums ausgeht. Wo Schiller dagegen Königreiche gewinnt, hat er sie sicher von Anfang an im Auge gehabt. Man lese seinen Briefwechsel mit Cotta. Immer trägt er sich mit umfangreichen Unternehmungen. Viele Bände, Mitarbeiter, bedeutende Verbreitung, starker Gewinn, und ein fester Plan mit Vorausberechnung aller Chancen. Schiller war Dichter und Literat im Sinne Voltaire's. Er sieht daß er eine Partei braucht, er münzt sein Gold nicht zu Schaumünzen aus wie Goethe, sondern zu courantem Gelde das zu Millionen in Cours gebracht werden soll.

In Goethe's Gedichten merkt man bei jedem leisen Athemzuge, woher er kommt. Man fühlt die südliche Luft, den Strom des Seewindes der über das griechische Meer zu Iphigenie herankommt. Man fühlt den süßen Hauch der Lorbeerhecken und der Orangen von Ferrara; man saugt den reinen Luftzug des Rheinthales ein, wenn man Goethe's Briefe über den Straßburger Münster liest. Bei Schiller fühlt man nur die dynamische Kraft des Sturmes, einerlei ob Süd- oder Nordwind. Alles Dichten Goethe's war Gelegenheitsarbeit, seine Früchte reifen jenachdem ihm die Sonne scheint. Schiller hat keine Zeit das abzuwarten: er baut bei hartem Wetter ein Treibhaus über seine

Fruchtbäume, damit ja keine Unterbrechung der Produktion eintrete, und heizt ein wenn die Sonne nicht scheinen will.

Schiller verlangte Freiheit, er zwang seinen kränklichen Körper: der Geist sollte freie Herrschaft haben über die geistige Arbeitskraft. Ihm fehlte das Schwanken, das geduldige Abwarten ob die Hand des Schicksals winken würde, das Nachtwandeln Goethe's: Schiller durchbrach die realen Lebensbande rücksichtslos. Daher in seiner Jugend die wilde Wirthschaft bei ihm, Schulden, Diefluchtergreifen, Gefühl, von den Fäusten des Schicksals mißhandelt, gehetzt zu werden, das Suchen nach Menschen, das Sichanklammern an den ersten Besten. Bei Goethe saß das Vorzimmer immer voll Menschen: er brauchte nur zu winken, sie drückten ihm die Thüre ein; wenn er sich einsam fühlte, so handelte es sich nur um das Genügen für die höheren Ansprüche die sich an den Verkehr von Menschen stellen lassen; bei Schiller dagegen finden wir bittere, wirkliche Verlassenheit, er sieht die lange Straße herunter und kein Mensch der sich um ihn kümmert, er hält dem Schicksal den Hut hin und dankt für die kleinste Münze die hineinfällt. In Dresden saß ein Rath Körner und Frau und Schwester, gute, ehrliche, gebildete, begeisterte Menschen. Sie fühlen sich gedrungen, Schiller zu schreiben. Wie wir ihn da zugreifen sehen! Wie durstig er den dargebotenen Trunk an die Lippen setzt! Wie daraus eine innige Freundschaft entsteht und die Leute, die selbst nichts haben, ihm Geld leihen!

Mit Goethe ließ sich so nicht anbinden. Goethe kannte, als er so alt war wie Schiller, längst alle Weine im Keller der Menschheit. Er kostete lange ehe er trank. Goethe konnte so verfahren. Goethe konnte behag-

lich von einem Orte zum andern gehen, während Schiller vom Schicksal per Schub von einer Stelle zur andern gebracht wurde. Er entflieht aus dem Dienste eines tyrannischen Fürsten, findet in Mannheim keine neue Heimath, geht aufs Land wo man ihn aufnahm, nach Leipzig, Dresden, überall mit Schulden, und geräth endlich auf nichts als einen bloßen Titel hin, den ihm der Herzog verliehen hatte, nach Weimar, nur um zu probiren, ob sich da existiren ließe. Immer dieselbe Leier: Arbeit vom Tage zum Tage um leben zu können, Gefühl vom Druck der Schulden, Bewußtsein, seine beschränkte ärmliche Familie durch sein Entweichen noch unglücklicher gemacht zu haben, und Ermüdung: wozu noch Menschen suchen, da es doch vergeblich ist?

Nur Eins hält ihn aufrecht: das Bewußtsein einer gewaltigen Leistungsfähigkeit. Schiller war es zuletzt fast gleichgültig geworden, in welcher Richtung er seine Feder laufen ließ: ob Historie oder Dichtung; aber daß er, wenn er wollte, etwas schaffen werde das Erfolg haben müsse, das wußte er und daraufhin durfte er sich erlauben, stolz zu sein und sich zu denen rechnen die in der ersten Reihe standen.

Und nur eine einzige große Erwartung hegte Schiller endlich noch: das Begegnen mit Goethe. Goethe sollte schon zurückkehren als Schiller sich in Weimar niederließ, von seiner bevorstehenden Ankunft sprach Jedermann. Denn damals schon war es selbstverständlich, daß was Goethe that, das erste große Interesse der Weimaraner bildete. Niemand aber wußte wann seine Rückkehr erfolgen würde. Man entbehrte ihn ohne es sich Wort haben zu wollen. Aus Schillers Briefen erfahren wir so recht, welch' ein dürrer

Boden Weimar war, nachdem Goethe den Rücken gewandt. Er beschreibt die bürgerliche und adlige Gesellschaft da, er bespricht die hervorragenden Persönlichkeiten mit denen er bekannt wurde, die Häuser in denen er verkehrte. Wie Goethe einst, saß er selber jetzt »in entsetzlicher Einsamkeit« da, nur daß ihm die Arbeit auf den Fingern brannte und das Geld zeitweise bis auf die letzten Groschen ausging. Der Gedanke, Alles das müsse anders werden, wenn nur Goethe erst wieder da sei, war der natürliche bei ihm. Man sieht wie er aus ist auf Nachrichten über ihn. Er hielt sich selber doch schon für bedeutend genug, um sich zu sagen, auch Goethe werde eine gewisse Erwartung hegen mit ihm zusammenzutreffen.

Schiller hatte Goethe schon gesehen. Auf der Schweizerreise mit dem Herzoge im Jahre 1779 war auch Stuttgart berührt worden. Schiller als armseliger Schüler unter den übrigen stehend sah Goethe an sich vorüber gehen, in der steifen Tracht des Hofkleides. Goethe war damals noch voll von seinem jugendlichen Ruhme umgeben. Er machte auf Schiller einen großen Eindruck. Im nächsten Jahre wurde zum Geburtstage des Herzogs Clavigo von den Karlsschülern aufgeführt und Schiller spielte den Clavigo. Damals vollendete er die Räuber, er war 21 Jahre alt. In demselben Jahre wird er zum Regimentsarzte befördert und bei tollem Leben mit erborgtem Gelde der Druck der Räuber begonnen.

Schiller träumte keine Goethe'sche Laufbahn: er hoffte nicht einmal der Freund eines Fürsten und der Genosse des Adels zu werden, er wollte an das wirkliche Theater gelangen, auf die Bretter, er wollte in stürmischen Verkehr mit dem großen Publikum treten. Nicht Dieser oder

Jener sollte ihm die Hand drücken, sondern geklatscht, geweint, gezittert sollte werden. Als Schiller sich auf die Flucht begab, war das Theater sein natürliches Ziel, er wird Theaterdichter und glaubt etwas zu erreichen. Aber die Täuschung dauert nicht lange und nun folgen Schlag auf Schlag die Enttäuschungen des Lebens in das er sich gestürzt hatte.

1785 hatte Schiller in Darmstadt Carl August kennen gelernt, den Goethe damals nicht begleitete. Bis dahin waren die Räuber, Fiesco und Cabale und Liebe von ihm erschienen. Er las dem Herzoge den ersten Act des Don Carlos vor und hatte eine Unterredung mit ihm. Dafür wurde ihm der Titel eines herzoglich weimarischen Rathes zu Theil. Wir wissen nicht, ob das durch Goethe's Hände ging.

Darauf erst, im April 1785 zog Schiller nach Leipzig, schrieb im Mai in Gohlis den Don Carlos und siedelte, weil er sich pecuniär nicht halten konnte, im September zu seinem Freunde Körner nach Dresden über. Von da im Juli 1787 nach Weimar. Er hatte ein volles Jahr Zeit, sich dort einzuleben, ehe Goethe zurückkehrte.





Neunzehnte Vorlesung.

Schiller und Goethe. Ihr Auseinandergehen.

Den 18. Juni 1788, 10 Uhr Abends bei aufgehendem Vollmonde war Goethe in Weimar wieder eingetroffen. »Der vornehme Römer« wie Herder sagte. Man sieht, wie diesem Manne selbst zu der Zeit wo er Goethe am herzlichsten verehrte ein böser Dämon etwas Beleidigendes in den Mund legte. Herder nannte Goethe's Briefe große Schüsseln mit breitem Rande und wenig Inhalt. Herder wußte am besten, wie wenig Goethe »vornehm« und wie sehr er gerade jetzt, wo die Sehnsucht zu seinen Freunden ihn zurückgeführt hatte, ein »Weimaraner« statt eines »Römers« sein wollte.

Schiller war damals auf dem Lande in Volkstädt bei Rudolstadt. Er hatte Lengefelds kennen gelernt und es begannen ihm, nach der ewigen Heimathslosigkeit seines ganzen Lebens von Kind auf, zum ersten Male Gedanken einer eignen Häuslichkeit aufzudämmern. Nichts Kahleres, Unfruchtbareres läßt sich denken als die Lebensverhältnisse von denen er damals umgeben war. Die aus dieser Epoche an Körner gehenden Briefe sind die verzweifeltsten, trübsten, die er je geschrieben hat. Daher das Entzücken erklärlich, mit dem er die familienmäßig herzliche Aufnahme in der Familie Lengefeld genoß.

Eine Woche bereits vor Goethe's Ankunft in Weimar hatte Schiller von Volkstädt Körner mitgetheilt, Goethe werde erwartet. »Man ist sehr begierig, ob er bleiben wird.« Den 3. Juli, einige Zeit also nun schon nach Goethe's Erscheinen in Weimar, schreibt Schiller, noch immer aus Volkstädt, an Körner: »Goethe ist jetzt in Weimar seit 14 Tagen. Man findet ihn wenig verändert. Wie es weiter mit ihm werden wird, weiß Niemand.« Und abermals drei Wochen später (den 27. Juli): »Von Weimar höre ich seit vielen Wochen nichts, doch wird dieser Tage Frau von Stein hierher kommen, die mir von Goethe erzählen soll.« Das klingt recht unverfänglich, aber man sieht, wie Schiller sich Körner gegenüber zusammennehmen wollte, denn in einer Nachschrift kommt nun doch zum Vorschein, wie erregt er bereits war und wie sich seine Gedanken mit Goethe beschäftigten. »Ich bin sehr neugierig auf ihn, auf Goethe, im Grunde bin ich ihm gut und es sind Wenige deren Geist ich so verehre. Vielleicht kommt er auch hierher, wenigstens nach Kochberg, eine kleine Meile von hier, wo Frau von Stein ein Gut hat.« Der Styl verräth in jeder Wendung hier Schillers Gefühl. »Neugierig« sollte doch wohl bedeuten »brenne vor Ungeduld.« »Neugier« besagt »gespannte Erwartung« aber »mit Gleichmuth«. »Neugier« sagt ferner, daß unbefangene Kritik vorbehalten bleibe. Endlich, »Neugier« schließt jeden Gedanken an Unterordnung aus. Und weiter: »im Grunde bin ich ihm gut« soll doch wohl sagen »ich schwanke in einer mir selbst unerklärlichen Weise zwischen Ab- und Zuneigung«, und daß er nur von Goethe's »Geist« spricht, den er verehre, zeigt, wiesehr Herz und Gemüth und was sonst zur Persönlichkeit ge-

hört, vorbehalten sei. Aus dem Schlußsatze sehen wir, wie er eine Begegnung und Resultate dieser Begegnung mit Sicherheit erwartete. Und daraus daß dies Alles ungeordnet in einem Nachsatze kommt, schließen wir, wie absichtlich er es Körner zuerst hatte verschweigen wollen und wie es ihm endlich dennoch aus der Feder floß.

Schiller staunte Goethe an, er ermaß völlig Goethe's Bedeutung nach innen, wie seine Macht nach außen. Daß ein Mann wie Goethe jetzt nach Weimar käme ohne von Schiller Notiz zu nehmen, war einstweilen undenkbar; geschah es aber, so war das schon etwas das Schiller nöthigte, seiner eignen Renommée wegen, eine bestimmte Stellung einzunehmen. Schiller war ein Schriftsteller, der das Metier von Grund aus kannte. Sich Goethe zu beugen, ihm Schritte entgegen zu thun, wäre ihm nicht schwer gewesen: aber wer garantirte ihm, wie Goethe das aufnehmen würde? Und so blieb ihm schon nichts übrig, als, ganz abgesehen von eigner Ab- oder Zuneigung, sich klar zu machen, daß Stand gehalten werden müsse.

Aber es sollte anders kommen.

Da Goethe so gar nichts von sich hören ließ, begann Schiller in der Stille mit sich zu capituliren. Schon sein Brief an Körner zeigt: wäre Goethe nach Kochberg gekommen, so würde Schiller nichts dagegen gehabt haben, sich gleichfalls dort einzufinden. Man wäre sich ja immer von zwei Seiten entgegengekommen. Goethe kam aber nicht nach Kochberg. Schiller am wenigsten freilich konnte wissen, warum. Denn wie sollte er ahnen, was während er so in Volkstädt wartete, zwischen Goethe und Frau von Stein vorgefallen war?

Vom ersten Zusammentreffen an hatte Frau von Stein die in Goethe's Wesen vorgegangene Veränderung bemerkt. Sie konnte sie nicht verstehen, auch mußte sie ihr unverständlich sein. Goethe's Briefe hatten die Fiction der alten Vertraulichkeit aufrecht gehalten und nun war er da: kalt, gezwungen, ausweichend, vertrauenslos, nicht einmal geneigt sich auszusprechen. Frau von Stein ahnte nicht, daß kaum drei Wochen nach seiner Rückkehr, Christiane bereits von Goethe Besitz genommen hatte. Dies Verhältniß hüllte sich in den ersten Zeiten in tiefes Geheimniß. Einige in trochäischem Maaße, das gleichsam die Sehnsucht ausdrückt, gehaltene Gedichte erzählen von Goethe's verborgenem Verkehre mit Christiane. Wie er zu ihr kam, wie sie zu ihm kam, wie er sie erwartete. Alle seine Gedanken gehörten dem schönen Mädchen. Endlich erträgt Frau von Stein diesen Zwang nicht mehr und sucht mit Gewalt eine Erklärung herbeizuführen. Goethe aber weiß ihr auszuweichen. Eine Woche vor jener Nachricht Schillers an Körner, Goethe werde auf Kochberg erwartet, hatte Goethe eins seiner Billete an Frau von Stein folgendermaaßen abgeschlossen: »Ich darf Dir wohl sagen, daß mein Inneres nicht ist wie mein Äußeres.« Wir sehen also, Goethe selbst fühlte. daß sein Äußeres Frau von Stein unbegreiflich sein müsse, verweigert aber nicht nur darüber zu sprechen, sondern begnügt sich, indem er schreibt, mit einer bloß entschuldigenden Wendung, durch welche genugsam angedeutet ward, daß es sich hier um Dinge handle über die zu schweigen er entschlossen sei. Frau von Stein wird das zuletzt zu viel und sie verläßt Weimar. Goethe hatte wahrhaftig nicht die Absicht, ihr jetzt nach Kochberg zu

folgen. Was Schiller anlangt, so fiel Goethe'n damals überhaupt wohl nur zu Zeiten ein, daß Schiller auf der Welt sei. Er lebte in der Erinnerung an Italien, dichtete am Tasso, beschränkte sich in der Stille auf Christiane, die er zur Vertrauten seiner botanischen Stunden gemacht hatte, und suchte in Weimar »so fortzuleben, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe war.« So formulirt er seinen Zustand in einem den 22. Juli an Frau von Stein geschriebenen Briefe. »Mögest Du, schließt er, im stillen Kochberg vergnügt und vorzüglich gesund sein.« Vor zwei Jahren wäre ihm unmöglich gewesen, seiner geliebten Freundin mit einer solchen Bureauphrase zu kommen, in der sogar nun der heimliche Wunsch lag, Frau von Stein möge so lange als möglich sich fern von Weimar »vergnügt und vorzüglich gesund« befinden.

Und so: Frau von Stein war längst sogar in Kochberg angelangt als Schiller jene Zeilen an Körner schrieb, daß sie dort erwartet werde; Goethe aber kam nicht hinterher.

Einen Monat saß Schiller und wartete und abermals wird jetzt beim Abschlusse eines Briefes, aus der zweiten Hälfte des August bereits, Goethe genannt. »Goethe habe ich noch nicht gesehen, schreibt er, aber Grüße sind unter uns gewechselt worden. Er hätte mich besucht, wenn er gewußt hätte daß ich ihm so nahe am Wege wohnte als er nach Weimar reiste. Wir waren einander auf eine Stunde nahe. Er soll, höre ich, gar keine Geschäfte treiben. Die Herzogin ist fort nach Italien. — Goethe aber bleibt in Weimar. Ich bin ungeduldig ihn zu sehen.« Schiller hatte die Sache so oft überlegt, daß er bei der einfachen Wahrheit stehen geblieben war, die im

letzten Satze enthalten ist. Endlich sollte nun auch diese Ungeduld befriedigt werden. Goethe erscheint Anfang September in Rudolstadt im Hause der Frau von Lengefeld, Schillers späterer Schwiegermutter.

Herders Frau, Frau von Stein, sowie deren Mutter, Frau von Schardt, waren dabei. Dazu die drei Lengefeldschen Damen: die Mutter, Lottchen (Schillers spätere Frau) und deren Schwester (Schillers spätere Biographin) Caroline von Wolzogen oder wie ihr Name, in erster Ehe, damals noch lautete: von Beulwitz.

Schillern stand Goethe wohl noch in Gedanken so vor den Augen, wie er ihn nun fast zehn Jahre früher zum ersten und einzigen Male in Stuttgart mit den Blicken verschlungen hatte. »Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, schreibt er den 12. September an Körner, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig warst. Ich habe vergangnen Montag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau von Stein und Frau von Schardt besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft, und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernst hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald

gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und Alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm sein oder etwas Andres als allgemeine Dinge hätte mit ihm sprechen können. Er spricht gern und mit leidenschaftlicher Erinnerung von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen.«

Hier sehen wir wieder, wie sehr der Styl Schillers Gedanken verräth. Wir empfinden die Absicht, gerecht und vorurtheilslos schreiben zu wollen, und wie er die tiefe Niedergeschlagenheit, das Gefühl, daß er sich in jeder Weise getäuscht habe, nicht bemeistern kann. Schiller hatte geglaubt, irgend etwas werde sich ergeben aus dieser Berührung. Statt dessen: ganz gleichgültiger Verlauf. Körner antwortet auf diesen Theil des Briefes gar nicht, sondern bemerkt nur, fast möchte man sagen, nicht ohne eine gewisse Befriedigung: »Goethens Zusammenkunft mit Dir ist abgelaufen wie ich mir dachte. Die Zeit wird es lehren, ob Ihr Euch wieder näher kommen werdet. Freundschaft erwarte ich nicht, aber gegenseitige Reibung und Interesse für einander.« In Goethe's gleichzeitigen Briefen findet sich keine Spur dieser Begegnung. Nur ein einziges Mal wird Schiller erwähnt und hier sogar mit Umgehung seines Namens, der geflissentlich ungenannt gelassen ward.

Die Gelegenheit war nicht unbedeutend.

Es war damals ein neuer Band der gesammelten Werke Goethe's erschienen, welcher Egmont enthielt. Egmont, bereits in Frankfurt begonnen und in Weimar gelegentlich fortgeführt, nahm in Rom eine neue Gestalt

an, die einzige in der wir ihn kennen, da von der früheren Fassung gar nichts veröffentlicht worden ist. In der Frankfurter Bearbeitung scheint das politische bürgerliche Element, das Verhältniß zwischen Clärchen und Brakenburg, mehr im Vordergrunde gestanden zu haben. Doch gebe ich das nur als Vermuthung. Ob die Regentin dann erst durch die Herzogin-Mutter in die weimarische, zweite Redaction des Stückes gekommen sei, und andre Fragen lassen wir hier auf sich beruhen: nur soviel: auch Clärchen hatte, als das fertige Manuscript von Rom nach Weimar zum Drucke abgesendet worden war, dort keine Gnade gefunden und Goethe sich ihretwegen zu vertheidigen.

Goethe's neuer Band also war Schiller damals zum Recensiren zugesandt worden und dieser an die Arbeit gegangen. Nicht lange nach jener ersten Zusammenkunft mit Goethe erschien seine Besprechung und machte wie jede literarische Kundgebung damals viel von sich reden.

Goethe las die Recension. Er mußte abermals merken, daß seine Zeit vorüber sei, daß die Tage gekommen waren in denen, wie er sich selbst vernehmen läßt: »das Deutsche Publikum nichts mehr von ihm wußte.« Eine neue Generation war aufgekommen, für die Goethe's zarte Helden nichts Heldenmäßiges mehr besaßen.

Man könnte Egmont den aristokratischen, weichlichen Zwinglingsbruder Götz von Berlichingens nennen. Ein Mensch, der seine eigne edle Natur, von der er sich treiben läßt, zu seinem regierenden Schicksale erhoben hat. Er verhält sich leidend den Eingebungen des Moments gegenüber. Leidend im Sinne der leidenden Natur. Egmont ist wie ein üppiger Fruchtbaum, der es dulden muß wenn plötzliche Kälte im Frühling all seine jungen Triebe

erstarren läßt. Götz und Egmont bieten sich dem Schicksale dar und nehmen gutes oder schlechtes Wetter ohne Murren in Empfang. In diesem willenlosen Zustande liegt das Tragische. Das traumhafte Dahingehen durchs Leben finden wir als das ewige Thema aller Gedichte aus jüngeren Jahren. Seine Helden sind frei und unfrei, beides zugleich in der höchsten Potenz und in der schönsten Erscheinung. Die Vermischung von Freiheit und Unfreiheit war das ewige, alte Problem der mit den Gedanken auf sich gewandten Menschheit, diese Mischung von Wollen und Müssen, für die sich nie eine erschöpfende Formel finden wird.

Goethe empfand sich selbst als den vorzüglichsten Repräsentanten dieses Gegensatzes; immer personificirt er sich neu in dieser Richtung, um so oder so eine Versöhnung zu finden. In Götz sahen wir die höchste Vaterlandsliebe, welche Unterordnung unter die Gesetze erfordert hätte, verbunden mit einer individuellen Selbständigkeit die aller Gesetze spottet; im Tasso sehen wir ein fast andachtsvolles Empfinden für die Wünsche des Herzogs, der im Sinne des 16. Jahrhunderts als halbgottartiges Wesen dastand, verbunden mit der rücksichtslosesten Vernachlässigung dieser Position sobald Verdacht und Laune sich erheben; in Egmont das höchste Selbstgefühl eines freien niederländischen Edelmannes der sein Volk repräsentirt, und zugleich die Unmöglichkeit, das individuelle gedankenlose Dahinleben und den kindlichen Genuß des Daseins politischer Consequenz zum Opfer zu bringen. Der Abschluß mußte Egmonts tragischer Untergang sein.

Aber schon Götz war, was diesen innersten Conflikt anlangt, vom Publikum nicht verstanden worden.. Be-

geistert hatte man in dem Stücke das ächte Abbild Deutschen Daseins gefunden: die Herzlichkeit, die vertrauende Biederkeit, die unverwüstliche gutmüthige Kraft bei Götz, und, ihm gegenüber, die Elendigkeit des Hoflebens bis in alle Consequenzen bei Weislingen sichtbar. Dazu die Güte und die lebendig verschiedene Charakteristik der Götzischen Frauen im Gegensatze zu Adelheid. Soweit sich diese Elemente im Egmont fanden, wurden sie auch jetzt wenigstens verstanden, wenn auch freilich nur im Hinblicke auf Götz: die Volksscenen wurden für vorzüglich gelungene Genrebilder erklärt, allein auch hier waltete ein Unterschied zwischen Verständniß des Einzelnen und begeisterter Zustimmung Aller. Der unbekannte Autor des Götz war wie ein Retter in literarischer höchster Noth begrüßt worden, dem bekannten und berühmten Verfasser des Egmont wurde mitgetheilt, daß man ihn, unter Bedingungen, immer noch gelten lassen wolle. Zum ersten Male wurde das Goethe rücksichtslos und öffentlich ins Gesicht gesagt und zwar in Weimar selber und zwar von Schiller — zum Willkomm! Schillers mildere Stimmung bei der endlich zu Stande gekommenen persönlichen Begegnung mit Goethe entstammte vielleicht einer gewissen wehmüthigen Zufriedenheit, die er nun empfand da seine Recension des Egmont, worin er sich hart und unabhängig aussprach, bereits fertig war. Sie enthielt sein Programm. Goethe sollte damit Vieles angedeutet werden. Vor allen Dingen ging aus diesem Aufsatze hervor: auch Goethe war in Deutschland nun historisch geworden: dies wurde constatirt. Ferner: daß Jüngere vorhanden seien, welche sich als Inhaber der Zukunft betrachteten und daß diese Jüngeren jetzt — ganz wie Goethe einstens in den Frank-

furter Anzeigen — sich erlauben müßten, die ältere Generation unbefangen vorzunehmen und ihr ohne viel Umschweife die Wahrheit zu sagen. Als glänzendster Repräsentant dieser »Älteren« stehe nun zwar Goethe da, als berechtigter Wortführer der »Jüngeren« jedoch Schiller. Als solcher wünsche er mit Goethe von Gleich zu Gleich zu verkehren. Sei Goethe eine Macht, so sei man seinerseits nicht ohnmächtig. Gehe er aus dem Wege, so suche man ihn nicht: dem Range nach walte kein Unterschied, und sollte das irgendwo geglaubt werden, so gehöre man nicht zu denen die diesen Glauben theilten.

Es ist nicht schwierig, diese Andeutungen in Schillers Egmontrecension zwischen den Zeilen zu lesen. Schiller beweist Goethe mit der Sachkenntniß eines geschulten Schriftstellers, daß seine Behandlung Egmonts eine verfehlte sei. Er erspart ihm die betreffende historische Vorlesung nicht. Der wirkliche Egmont sei ein verschuldeter hoher Herr und Familienvater gewesen und in keiner Weise König Philipp so gegenüber getreten wie Goethe wolle. Die ganze Weisheit, wieweit historische Helden den wirklichen Persönlichkeiten zu entsprechen hätten, deren Namen sie trügen, wird vorgekramt und alles die Politik Betreffende als verfehlt aus Goethe's Stücke ausgeschieden. Dagegen — auch dies im Geiste der Zeitläufte — wird dem volksthümlichen Elemente hohes Lob ertheilt und Goethe schließlich kalt abgefertigt. Zwar ertheilt ihm Schiller »magna cum laude« als Prädicat, aber mit dem Hinweise daß »summa cum laude« diesmal entschieden zurückbehalten werde.

Um nun aber Schiller ganz zu zeigen wie er war: als diese Recension kurz nach seiner Begegnung mit Goethe

(im September 1788) erschienen war, erzählt irgend Jemand Schiller, Goethe habe sich anerkennend darüber geäußert. Und Schiller glaubt das! Die ganze Unschuld Schillers liegt in diesem Glauben. Er hielt in der That Egmont für ein schwaches Produkt und stellte Goethe hoch genug, um ihm zuzutrauen, daß er selber das einsehe.

Nur eine einzige Äußerung Goethe's über Schillers Aufsatz haben wir. Er schreibt Anfang October dem Herzoge, in der Literaturzeitung stehe eine Recension seines Egmont, »welche den sittlichen Theil des Stückes gar gut zergliederte«. »Was den poetischen Theil betrifft, so möchte Rec. Andern noch etwas zurückgelassen haben.«

Auch hier verräth der Styl deutlich genug was Goethe empfand. Suppliren wir das zwischen den Zeilen zu Lesende, so würde der Brief an den Herzog etwa folgende Gestalt annehmen: »Der von Eurer Durchlaucht zum weimarischen Rathe ernannte und nun drei Häuser von mir sitzende politische Schriftsteller, dessen Namen ich ja weiter nicht zu nennen brauche, hat seine Dankbarkeit gegen Ew. Durchl. und mich damit bewiesen, daß er über meinen Egmont abgeurtheilt hat.

»Was die in Deutschland jetzt waltende politische Weisheit anlangt, so mag er Recht haben. Was die Poesie anlangt, so versteht er überhaupt nichts davon.«

Daß dies Goethe's innerste Gesinnung Schiller gegenüber damals gewesen sei, das zu beweisen, braucht es jedoch keiner fingirten Briefe. Goethe spricht sich mit völliger Deutlichkeit selbst darüber aus.

Zu jener Zeit wo er nach Schillers Verlust — etwa siebzehn Jahre nach dieser ersten Begegnung — eine unbeschreibliche Leere in sich empfand, recapitulirt er sein

Verhältniß zu dem verstorbenen Freunde von Anfang an. Er berichtet, wie er, aus Italien zurückkehrend, Alles in Deutschland verändert gefunden habe. Wie Schiller nebst Heinse — dessen Ardinghello damals verschlungen wurde — als die vornehmsten Repräsentanten einer Richtung dastanden, welche er verdammte. Wie die Begeisterung welche die Räuber erregten, ihn erschreckt habe. Seine feste Absicht sei gewesen, alles Zusammentreffen mit diesem Manne entweder zu vermeiden oder doch auf das Unumgänglichste einzuschränken.

Goethe war ein Heros im Schweigen und im Aus-dem-Wege-gehen.

Hier nun sehen wir auch was Schiller in Weimar blühte als er im Spätherbste vom Lande dahin zurückkehrte. Ich sagte soeben, welcher Täuschung er sich über die Aufnahme seiner Recension des Egmont hingab. Er kam in der bestimmten Erwartung daß sein Verhältniß zu Goethe jetzt eine feste Form annehmen müsse. Immer noch war in ihm das alte Selbstgefühl lebendig. Bald dämmert ihm nun aber auf, wie die Dinge in Wahrheit ständen.

»Goethe ist auf einige Tage verreist, lesen wir im ersten Briefe an Körner, es ist nun ziemlich entschieden, daß er hier bleibt, aber privatisirt. Im Conseil steht nur noch sein Stuhl, er ist aber so gut als ausgeschieden.« Vierzehn Tage lang schreibt Schiller dann überhaupt nicht an Körner, und im Briefe vom 1. December wird Goethe gar nicht erwähnt. Noch den 27. November hatte Schiller an Caroline von Beulwitz geschrieben: »Goethe sprach ich noch nicht. Es geschieht aber dieser Tage.« Wollte Schiller ihn aufsuchen, hoffte er ihm irgendwo zu begegnen?

Genug, es geschah keines von beiden und wir finden nirgends, warum nicht.

Goethe, inzwischen längst zurückgekehrt, beginnt sich nun seinerseits und in seiner Weise mit Schiller zu beschäftigen. Es sollte für ihn, der ohne Gehalt in Weimar saß, gesorgt werden: Schillers Berufung als Professor nach Jena kam aufs Tapet.

Eichhorn war von dort nach Göttingen berufen worden und hatte angenommen. Goethe empfiehlt seinen Ersatz durch Schiller. Wir haben sein die Berufung Schillers betreffendes Promemoria vom 3. December (1788). Goethe betreibt die Angelegenheit sosehr als eine rein äußerliche, daß er gegen Herder, der damals in Italien war und dem er aus »Kälte und tiefen Schnee« nach Rom schrieb, darüber kein Wort verliert. Schiller, obwohl er sich selbst um die Stelle bemüht hatte, beschlich, als endlich alles seinen Wünschen gemäß verlaufen war, ein Gefühl »daß man ihn übertölpelt habe«. Mit andern Worten: er sei durch Goethe ehrenvollst aus Weimar fortgeschafft worden.

Indessen Schiller hatte es gewollt und mußte Goethe für die gewährte Unterstützung obendrein verpflichtet sein. Er entschließt sich, Goethe eine Dankvisite abzustatten. Über dieses Zusammentreffen lesen wir nichts in seinen Briefen: jetzt aber scheint das Entscheidende vorgefallen zu sein.

Schiller meldet sich bei Goethe, immer noch in der Hoffnung, endlich als Dichter dem Dichter zu begegnen. Der Coadjutor von Mainz, Freiherr von Dalberg, der in Erfurt als Statthalter residirte und der mit Goethe wie mit Schiller innig befreundet war, eine als politischer

Charakter nicht starke Natur, als Beschützer von Kunst und Wissenschaft aber ein von unendlichem Wohlwollen beseelter Mann, hatte bei Goethe Schritte gethan um einer Annäherung Schillers Erfolg zu verschaffen. Schiller schreibt an Caroline von Beulwitz mit einiger Sicherheit, er hoffe Goethe'n, der »sogar selten allein sei« bei seinem Besuche »nicht nur zu beobachten, sondern sich auch etwas für sich aus ihm zu nehmen«. Es lag also der Plan vor, einen Angriff auf Goethe's Herz zu machen. Aber umsonst. Schiller findet nur den höheren Beamten, den Vorgesetzten, der das Gespräch auf den bestimmten Fall concentrirt und sich auf nichts außerhalb der jenenser Professur Liegendes einläßt. Schiller will nicht, indem er auf seine großen Lücken hinweißt. Goethe ermuntert ihn mit »docendo discitur«, und spricht sich in wohlwollender Weise dahin aus, daß die Stelle zu Schillers Glücke beitragen werde. Den 15. December sendet er ihm das Rescript aus der Regierung zu, worin Schiller angewiesen wird, sich auf die Professur einzurichten. Zwar sieht es aus, als habe Schiller nachher noch einmal Goethe aufgesucht, der »überaus gütig« in dieser Sache gewesen sei: sicher aber war dieser Besuch dann der allerletzte. Mochte auch der Don Carlos aufs neue die Blicke Deutschlands auf Schiller gelenkt haben, Goethe will von dem Stücke so wenig wissen wie von den übrigen. Schiller sah, daß von Goethe nichts weiter zu erwarten war..

Wahrhaft jämmerlich ist es nun, zu beobachten, wie Schiller auf die Länge — denn er ging nicht sofort von Weimar nach Jena ab — diese Mißhandlung nicht mehr erträgt. Jämmerlich, wenn wir bedenken, wie in späteren Zeiten Goethe jeden Tag mehr mit Schiller zusammen

mit seinem eignen Leben erkauft haben würde. Durch ein besonderes Zusammentreffen mußte Schiller damals zuletzt sich von dem Umgang mit Goethe geradezu ausgeschlossen finden.

Einer von denen die in Rom Goethe's nächste Umgebung bildeten, war Moritz. Moritz hat sein Leben in dem auch heute noch lesenswerthen Romane »Anton Reiser« beschrieben. Aus den jämmerlichsten Verhältnissen hatte er sich emporgewunden. Sein Ruhm wird bleiben, daß er eine vorzügliche Deutsche Prosa geschrieben und daß seine »Deutsche Verslehre« Goethe, wie dieser eingesteht, für die abschließende Gestaltung der Iphigenie große Dienste geleistet hatte. Moritz brachte den regierenden Tonfall der Worte mit ihrem geistigen Werthe in Einklang, er gestaltete zu einer Theorie was Klopstock praktisch zuerst eingeführt hat. Er fand für eine quantitätlose Sprache eine Accentlehre welche »geistige« Längen und Kürzen herstellte und eine Nachahmung der antiken Maaße in Deutsch im antiken Sinne nach festen Principien möglich erscheinen ließ. Wir haben von Moritz Briefe aus Italien, welche in die Goethe'sche Epoche fallen und eine interessante Ergänzung der »Italiänischen Reise« bilden, vor deren Erscheinen sie herauskamen. Moritz, der aus Italien zurückkehrte, traf im December 1788 in Weimar ein und wohnte bei Goethe.

Mit ihm ward Schiller jetzt bekannt. »Moritzen hatte Goethe seinen Stempel mächtig aufgedrückt«, urtheilte er. »Sein Wesen hat viel Tiefe, seine Seele wirkt schwer, aber er arbeitet seine Ideen zu möglichster Klarheit.« Moritz aber ist es gewesen, erzählt Goethe selbst, der sich mit ihm »leidenschaftlich in den Gesinnungen bestärkte«,

welche Goethe gegen Schiller hegte. Es scheint, daß Moritz damals Schiller ausholte und dann Goethe im ungünstigsten Sinne über ihn berichtete. Jedenfalls sahen Moritz und Schiller jenerzeit sich oft und Goethe's Charakter war das Thema, über das heftig und immer wieder von Neuem verhandelt wurde. Es liegt nichts Illegitimes darin, weder daß Moritz sich auf diese Gespräche einließ, noch daß er Goethe davon wiedererzählte. Ja, solange Moritz in Weimar blieb, vom December 1788 bis 1789, bildete dieser Verkehr für Schiller beinahe einen Ersatz für den wirklichen Verkehr mit Goethe, über den er wenigstens mit einem seiner Intimen sich frei aussprechen konnte. Denn der Druck der bloßen Gegenwart Goethe's nöthigte die Menschen ihn als Gegenstand des Nachdenkens immer dicht vor sich zu sehen. Nun aber geht Moritz fort und nun auch ging dieses Surrogat eines Umganges mit Goethe Schillern verloren. Ihm bleibt nichts mehr als der Briefwechsel mit Körner, in dem er jetzt sein beleidigtes Gefühl auf das Bitterste auszuschütten beginnt.

Anfang Februar 1789 schreibt er an Körner: »Dieser Tage ist Moritz wieder von hier abgegangen. — Moritz ist ein tiefer Denker, der seine Materie scharf anfaßt und tief heraufholt. — Die Abgötterei, die er mit Goethe treibt, und die sich soweit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Producte zu Canons macht und auf Unkosten aller andern Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgange zurückgehalten. Sonst ist er ein sehr edler Mensch und sehr drollig-interessant im Umgange.

»Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen: er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein

Moment der Ergießung, er ist an nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, obgleich ich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke. Ich betrachte ihn wie eine Prüde — — —.

»Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen: ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt, nur zu lang hat er sie gefunden, worin er nicht Unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies gerade der Mensch unter allen die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen.«

Wir sehen, Goethe hatte Schiller außer sich gebracht.

Es konnte keine härtere Tortur erdacht werden für einen Mann von Schillers Selbstgefühl, als so dicht neben Goethe zu leben, immer von ihm zu hören, heimlich ihn als die höchste dichterische und höchste kritische Instanz anzuerkennen, und sich von ihm wie einen Aussätzigen zurückgestoßen zu sehen. Das Schärfste im Briefe an Körner ist offenbar ausgelassen worden. Nach dem Satze: »Ich betrachte ihn wie eine Prüde« finden wir sogar in Gödeke's letzter Ausgabe noch die Gedankenstriche. Wir ahnen daß das hier Gesagte auch heute noch unmöglich schien.

Über den möglichen Inhalt dieser ausgefallenen Sätze bedarf es jedoch nicht groß der Vermuthungen: ein Brief von Anfang März enthält die volle Bitterkeit, welche Schiller erfüllte:

»Ich muß lachen, wenn ich nachdenke was ich Dir von und über Goethe geschrieben habe.

»Du wirst mich wohl recht in meiner Schwäche gesehen und im Herzen über mich gelacht haben. Aber mag es immer. Ich will mich gern von Dir kennen lassen wie ich bin. Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie vom Schicksal getragen und wie muß ich bis auf die Minute noch kämpfen! Einholen läßt sich alles Verlorene für mich nun nicht mehr — nach dem Dreißigsten bildet man sich nicht mehr um — und ich könnte ja selbst diese Umbildung vor den nächsten drei oder vier Jahren nicht mit mir anfangen, weil ich 4 Jahre wenigstens meinem Schicksale noch opfern muß. Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.«

So also lag die Rechnung. Eine halbverfehlte Jugend, und jetzt, wo der äußerste Termin gewesen wäre für Nachholung des Versäumten, die Nothwendigkeit elender Arbeit, um das tägliche Brot zu gewinnen und Schulden zu bezahlen. Und neben sich den großen Genius, dessen belebender Umgang diese ungeheure Lücke der Vergangenheit hätte ausfüllen können, kalt und gleichgültig an ihm vorübergehend. Das Capitel »Goethe« war für Schiller abgeschlossen. Ostern 1789 ging er nach Jena hinüber.

Die Jenenser Universitätsarbeit auf der einen, seine glückliche Verheirathung mit Lotte Lengefeld auf der andern Seite nehmen ihn für die nächste Zeit ganz in Anspruch. Ende September 1789 — ein Jahr also nachdem er Goethe dort zum ersten Male gesehen — schreibt er von Rudolstadt aus an Körner über Goethe und über Herder, mit denen Körner inzwischen ohne Schiller in nähere Berührung gekommen war. Körnern eröffnete sich damals eine Existenz in Weimar und an Schiller war es nun, Körner über dessen unzweifelhaft bevorstehendes Zusammentreffen mit den beiden großen Männern dort seine Auguren zu machen.

»Was Dich betrifft, schreibt Schiller, so wirst Du hoffentlich die Bekanntschaft mit Goethe und Herder bald auf ihren wahren Werth herabsetzen lernen; aber mit aller Vorsicht wirst Du dem allgemeinen Schicksale nicht entgehen, das noch Jeder erfuhr, der sich mit diesen beiden Leuten liirte.« Das heißt, Körner werde zuerst bezaubert werden und sich eines Tages, auf die grausamste Weise sich selbst überlassen, einsam wiederfinden.

Diese — und andere Äußerungen, die zu oft wieder abgedruckt worden sind als daß sie hier besonders ange-

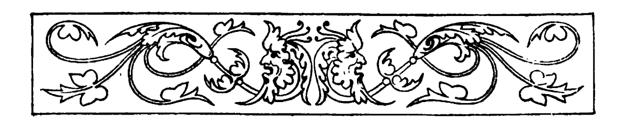
führt zu werden brauchten — lassen erkennen, wie unheilbar der Riß zwischen den beiden Dichtern war.

Schillers Briefe sind hier von einschneidender Wichtigkeit, weil sie zeigen, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, große Leute in ihrem Verhältnisse zu einander richtig zu beurtheilen. Denn bedenken wir: fünf Jahre dauerte diese Entfremdung, während welcher Keiner von Beiden im Stande war, den Anderen im rechten Lichte zu sehen.

Nehmen wir nun aber an, Schiller oder Goethe, Einer von Beiden, sei während dieser fünf Jahre gestorben! Würden die schonungslosen, immer neu gewandten, immer heftiger lautenden Urtheile Schillers Goethe in diesem Falle nicht wie ein Brandmal anhaften? Würden sie nicht Goethe's ganze moralische Existenz in Frage stellen und wie ein kalter Moorrauch über ihm liegen und lasten, den zur Seite zu blasen kein Athem stark genug wäre? Würde Jemand den Muth haben, diesen zahlreichen Briefen Schillers entgegen zu treten um ihn für verblendet, ungerecht und parteiisch zu erklären? Würde irgend ein Verehrer Goethe's Aussicht haben, auch nur gehört zu werden wenn er sagte: wäre Schiller (oder Goethe) nur leben geblieben: später würde er schon eingesehen haben, wie sehr er sich täuschte. Wem würde eine solche Hypothese aufzustellen gestattet sein?

Und doch wissen wir heute, daß diese Einsicht auf beiden Seiten sich eines Tages fand. Es ist eine der glücklichsten Fügungen der Vorsehung, daß trotz allem was zwischen ihn lag, Schiller und Goethe endlich dennoch zusammengeführt wurden.





Zwanzigste Vorlesung.

Goethe's Einsamkeit. Die Verbindung mit Schiller. Schillers Frau.

Goethe hatte durch den Eintritt der Familie Vulpius in sein Haus mit der Weimaraner Welt abgeschlossen. Es ist kaum nöthig zu berichten, auf welche Weise der Bruch mit Frau von Stein erfolgte: Goethe schrieb, nachdem die Mißverständnisse immer schärfer und deren geheimer Grund allmälig offenbar geworden war, den berüchtigten Absagebrief, nach dessen Empfang die alte Freundin sich als verabschiedet ansehen mußte. Es läßt sich viel zur Entschuldigung dieses Briefes sagen, wodurch Einzelnheiten darin gemildert erscheinen: der Brief selber aber läßt sich nicht fortschaffen und auch die rücksichtslose Gesinnung nicht, mit der er geschrieben worden ist. Ein harter Brief. Ein furchtbares historisches Memento für alle Frauen in ähnlichen Verhältnissen. Stellen wir uns die Lage Charlotte von Steins vor.

Seit länger als zehn Jahren durch Goethe zur höchsten Richterin seiner Schicksale und seiner geistigen Thätigkeit gemacht, in unermüdlicher Treue mit unendlichen, schmeichelnden Beweisen seiner Sorge umgeben, zumal mit allem versorgt was an geistigen neuen Erscheinungen auf den Markt kam, von ihm in ihren besten Fähigkeiten entwickelt,

durch ihn zur beneideten Theilhaberin seiner geistigen Existenz erhoben und in keiner Weise auf die nun eintretende plötzliche Entbehrung vorbereitet, sah sie sich ohne sichtbare Schuld von der alten gewohnten Höhe in eine Leere und Dunkelheit herabgedrückt, die sie aus eigner Kraft nicht mehr auszufüllen vermochte. Goethe hatte ihr unmerklich eingeredet, seine Anhänglichkeit werde, wenigstens der Gesinnung nach, niemals aufhören. Und nun brach er auf so schmähliche Weise ab. Denn nicht nur abgesetzt fühlte sie sich, sondern es empörte sie die Persönlichkeit die sie nun an ihrer Stelle sah. Zugleich mußte Charlotte von Stein sich sagen, daß eine natürliche Rache des Schicksals in Alledem liege, oder hätte es sich sagen müssen. Sie hatte Goethe nicht so in ihrer Nähe leiden gedurft, seine unfruchtbaren Huldigungen nicht in Jahren dulden sollen, wo er sich ein eignes Hauswesen gründen konnte. Gerade sie war vielleicht die erste Ursache, daß Goethe, übersättigt an den feineren Saucen des Lebens bei denen das Herz hungerte, jetzt einen tüchtigen Laib Schwarzbrot unter den Arm nahm in den man hineinbeißen konnte ad libitum, und von dem er fortan sich seine Mahlzeiten zuschnitt. Wie dem nun sei: das Entscheidende war geschehen. Goethe's Thüre war verriegelt und blieb es. Der Welt gegenüber war er von nun an Junggeselle in infinitum. Über diese Partie, den Mann der das vornehmste Haus in der Stadt inne hatte, war nicht mehr zu disponiren in der weimaraner Gesellschaft. Dergleichen pflegt empfunden zu werden.

Goethe hatte ferner durch sein ablehnendes Verhalten gegen Schiller mit der strebenden, gleichzeitigen Literatur sich außer Verbindung gesetzt. Es waltete jetzt ein schär-

ferer Geist bei uns als früher. Ehedem hatte es nur Cliquen gegeben, jetzt erlebten wir die Anfänge von Parteien. Goethe wähnte in aller Stille aus dem thätigen ins beschauliche Leben eingetreten zu sein, aber sein Verleger sollte bald merken, daß mit der Gesammtausgabe der Goethe'schen Werke nicht viel zu machen sei. Die Sammlung seiner Gedichte, welche Goethe jetzt zum ersten Male Deutschland darbot, fand, wie Düntzer mit Recht sagt, eine sehr kalte Aufnahme. Die Kritik kam über eine höfliche Anerkennung nicht hinaus, das Publikum ließ sie sich eben gefallen ohne irgend in Begeisterung zu gerathen. Goethe focht das freilich nicht an. Er war vollauf beschäftigt. Er arbeitete, seiner Idee nach, jetzt nur noch poetisch, um einmal Begonnenes zu vollenden. Bei Tasso und was ihn sonst beschäftigte, dachte er kaum mehr an das größere Publikum. Schon als er dem Herzoge über den Egmont aus Italien schrieb, hatte es in dem Briefe geheißen: »Ich möchte nun nichts mehr schreiben, was nicht Menschen die ein großes und bewegtes Leben führen und geführt haben nicht (sic) auch lesen dürften und möchten.« Goethe's Erwartung eines seiner würdigen Leserkreises sehen wir damit auf einen so engen Kreis beschränkt, daß von Publikum kaum mehr gesprochen werden kann.

Endlich, unter Goethe's amtliche Thätigkeit war in ostensibler Weise ein Strich gemacht worden: im Conseil erschien er nicht mehr.

Goethe siedelt sich wie ein Privatmann neu in Weimar an. Die »Zehn Jahre« waren zur mythischen Frankfurter Zeit geschlagen worden und ein neues Conto ward angelegt. Goethe's in öffentlichen Leistungen sich äußerndes Interesse ist der Pflege der Wissenschaft zuge-

wandt. Aus den Lavaterschen dilettantischen Bestrebungen war bei ihm ein solides anatomisches, osteologisches Studium erwachsen. Botanik und Geologie hatten längst den Rang von Lieblingsfächern bei ihm eingenommen, in die er sich nun gelehrtenmäßig immer gründlicher hineinarbeitete. Die Kunstgeschichte war seit Italien zu einem Felde für ihn geworden, das, wie ein reicher Garten dicht um sein Haus liegend, ihn zu fortwährender, bald gar nicht mehr fortzudenkender gärtnerischer Arbeit verleitete (Goethe erkannte daß die Aufzeichnungen der bildenden Künstler neben denen der literarischen Historiker, die beim besten Willen meist doch nur Mythen produciren, das eigentlich exacte historische Material sei), und zu Philologie und Literaturgeschichte stand er in ganz neuem Verhältnisse seit er die unentbehrliche Wichtigkeit der griechisch-römischen Cultur als Ausgang aller Fortbildung erkannt und anerkannt hatte, denn sofort ist er öffentlich für diese Wahrheit eingetreten. Ich habe den Vergleich schon früher einmal gebraucht: Goethe stiftet ganz in der Stille in Weimar eine unsichtbare Universität, an der er allein Alles zugleich ist: Rector, Professor in allen Facultäten, Privatdocent, Zuhörer und Pedell. Alles bezieht sich hier nur auf ihn, Alles besorgt er selber.

Selten ist eine so umfassende wissenschaftliche Thätigkeit in so ernster Weise von einem einzigen Manne begonnen worden als jetzt die seinige. Nur eine Kraft wie Goethe konnte sich scheinbar so völlig zersplittern und das Unternommene nach verschiedenen Seiten hin dennoch so ernst und so umfassend durchführen. Die neu erworbenen Kenntnisse fangen an bei ihm productiv zu werden: entweder indem sie ihn wissenschaftlich for-

schend mit einzugreifen oder dem Publikum gegenüber, zu erklärender Kritik herausfordern. Sein Verhältniß zu Jena wird dadurch ein immer innigeres. Und, indem ich diesen Überblick abschließend das zusammenfasse was sich als Resultat der ersten Jahre nach Italien ergiebt: Goethe gelingt es, sich, als einen bereits integrirenden Bestandtheil des weimarischen Staatswesens, in eine dem Herzoge, den Interessen des Landes und seinen eigenen Wünschen entsprechende unentbehrliche Stellung zu bringen. Er erhebt sich zum Range eines Staatskanzlers für die geistigen Angelegenheiten und eröffnet sich ein umfangreiches freies Feld persönlichen Wirkens, wobei er seine Energie bald dahin bald dorthin wendet, wie ihm gerade zu Sinne ist. Und Alles das macht sich unmerklich als reiften die Verhältnisse wie die Äpfel am Baume und sei nichts davon hinwegzunehmen oder hinzuzuthun. Goethe fühlt sich als Mann von Vierzig. Equipirt sich so gemächlich als möglich für die kommenden Jahre und geht mit einem gewissen Fatalismus vorwärts. Die Stadt Weimar ist nicht mehr, wie früher in den Steinschen Zeiten, der unentbehrliche Boden außerhalb dessen er nicht leben möchte, sondern für die nächste Zeit nur sein Absteigequartier, wohin er von längeren oder kürzeren Abwesenheiten zurückkehrt, ohne daß jemand Anderes als die Leute in seinem Hause sich darum zu kümmern hatten.

Dazu noch Folgendes, um den Hintergrund dieses neuen Daseins ganz verständlich zu machen.

Goethe hatte sich seit er Frankfurt verließ immer mehr von der allgemeinen Menschheit zurückgezogen. Er hatte sich langsam auf die Defensive gestellt und wenig Eifer gezeigt mit alten Freunden im Verkehr zu bleiben,

Er suchte sich seinen Umgang sorgfältig aus und es umgab ihn, nicht gegen seinen Willen, der Schein einer gewissen Unnahbarkeit, ja Absonderlichkeit. Kein Zweifel, daß er Manchen kühl an die Luft gesetzt hat, der ihm wie in guten alten Tagen gemüthlich auf die Schulter klopfen wollte.

Auch das hatte nun wieder ein Ende.

Nachdem Goethe den ehemaligen Begriff persönlicher Herzensbrüderschaft in den Zehn Jahren fallen gelassen hatte, gab er endlich jetzt selbst den der »Freundschaft« auf, Jedermann war nun willkommen, von dem er Förderung seiner Zwecke erwartet. Die gesammte Menschheit verwandelte sich für ihn in einen höchst wissenswürdigen Gegenstand. Wo es etwas zu lernen giebt, da ist Goethe zu finden. Statt der leidenschaftlichen Abneigung oder Hingabe der früheren Zeit: eine gleichmäßige wissenschaftliche Neugier, mochte es sich um gedruckte Kenntnisse und Ideen, oder um die Menschen handeln welche sie vermittelten. Auf diese Epoche des Goethe'schen Lebens paßt Emersons Ausspruch: Goethe würde seinem Feinde nachgelaufen sein, wenn er geglaubt hätte etwas Wissenswürdiges von ihm lernen zu können. Und deshalb sehen wir ihn nun auch alte abgethane Freundschaften mit einer gewissen kühlen Zuthunlichkeit wieder aufnehmen: sie gehörten in sein großes Inventarium, in dem kein Stück, das etwas gelten konnte, dem Mottenfraße anheim fallen durfte.

Der Werth seiner Verhältnisse wird deshalb von jetzt ab ein anderer. Sie dürfen selbst bei scheinbarer Vertraulichkeit nicht überschätzt werden.

In jüngeren Jahren kommt es bei persönlichen Verbindungen mehr auf die Einwirkung eines Menschen im

Ganzen auf den andern im Ganzen an. Das was man ist, Alles mit eingerechnet, der Charakter, bestimmt das Zusammengehen. Ich brauche nicht auf Goethe's frühere Verbindungen einzeln hinzuweisen, jede ist ein Beispiel dafür. In späteren Jahren dagegen ist nur noch das Einzelne wichtig, wobei es sich um Zusammenarbeiten auf Zeit, um bestimmte Zwecke handelt und wobei die Totalität des Menschen ausdrücklich ignorirt wird. (Wie sollte man sonst im Leben auskommen?) Hierfür sind eine Fülle neuer Verhältnisse Goethe's die Belege.

Schon bei Moritz handelte es sich um bestimmte Punkte, welche Goethe in Gemeinschaft mit diesem wunderlichen Heiligen im Auge hielt, der Rest von Moritzens dunkler Existenz kam ganz außer Betracht. Trotzdem sehen wir ihn zu Goethe im engsten Verhältnisse. Goethe sitzt in Rom an seinem Krankenlager und nimmt ihn in Weimar in sein Haus auf. Nicht anders war es mit Meyer, dem sogenannten Kunst-Meyer, der als kunsthistorischer Adjutant damals Goethe sich anschloß und seitdem sein Lebelang bei ihm in Weimar, zum Theil in Goethe's Hause lebte: auch diese Intimität blieb nur auf die kunsthistorische Provinz beschränkt. Nicht einmal Meyers trockner, umständlicher, bei leichter Durchsicht von Massen unnöthiger Worte und Wendungen zu befreiender Styl war Goethe der Mühe werth, der niemals auch nur einen bessernden Rathschlag ertheilt zu haben scheint. Goethe stand zu diesen und vielen Anderen etwa auf dem Fuße wie ein Fürst zu seinen Ministern, deren jeder sich auf sein Ressort beschränkt. Goethe's Verbindungen von nun an, mögen sie amtlicher oder wissenschaftlicher oder gesellschaftlicher Natur sein: stets war ein festes Programm

vorhanden, an das beide Theile sich als gebunden betrachteten.

Dies konnte der um so viel jüngere Schiller freilich nicht wissen, der an den ganzen Menschen in Goethe appellirte. Er hätte zehn Jahre früher kommen müssen. Schon dies also hatte Goethe verhindert, Schillers Ansprüchen gerecht zu werden. Diesen Naturproceß konnte freilich auch Frau von Stein nicht begreifen, welche früher bei Goethe den Schlüssel zur Speisekammer gehabt hatte, und der jetzt bloß herausgegeben werden sollte wie den Übrigen. Das begriff Christiane aber, welche es niemals nach dem Eintritte in die Gemächer gelüstete die Goethe etwa vor ihr verschlossen halten wollte. Das konnte nun selbst Herder nicht recht einsehen, dessen Verhältniß zu Goethe von jetzt ab langsam wieder erkaltete. Herders Frau konnte Christiane nicht ertragen; sie vertheidigte zwar das Verhältniß, sprach aber darüber ohne Rückhalt.

Nur der Herzog verstand Goethe jetzt, weil er sich so durchaus im gleichen Falle befand. Mochte Carl August auch viel jünger sein: Fürsten fangen früher an zu leben. Wir sehen zwischen ihm und Goethe allein die alte große Wirkung von Charakter zu Charakter fortbestehen. Als ächte Grandseigneurs gehen sie nebeneinander her und die sie trennende Distance war ihnen gerade recht. Sie kümmern sich Einer um den Andern genau soviel als nothwendig ist und halten getrennte Wirthschaft. Aber sie fühlten, wie nützlich sie einander waren. Aus Freunden werden Goethe und der Herzog allmälig Verbündete. Während alle Welt an Goethe's verlängerter Abwesenheit in Italien zu mäkeln fand, wollte der Herzog ihm großmüthig weiteren Urlaub zugestehen. Als Goethe dann

zurückkam, erleichterte er in derselben fürstlichen Gesinnung den Gewinn einer neuen Form für Goethe's Wirksamkeit. Anfang 1790 übertrug er ihm die Oberaufsicht über die Landesanstalten für Kunst und Wissenschaft, im Frühjahr 1790 sendet er ihn der Herzogin-Mutter, welche in Italien war und die Goethe selbst anfangs dort hatte erwarten sollen, bis Venedig entgegen — dies Goethe's zweiter italiänischer Aufenthalt, wobei, in Erinnerung an Christiane, die Venetianischen Epigramme entstanden —; im Sommer desselben Jahres begleitet er den Herzog zu den preußischen Manövern nach Schlesien, wo dann, neben dem Leben im Lager, werthvolle wissenschaftliche und amtliche Bekanntschaften gemacht, und die Reise bis nach Galizien, der Bergwerke wegen, ausgedehnt wird. Über »Goethe in Schlesien« haben wir eine gut geschriebene kleine Monographie von Wentzel. Vom Mai 1791 an dirigirt er das (nachdem 1785 schon die Bellomo'sche Gesellschaft Weimar wegen Nahrungslosigkeit verlassen hatte um in Göttingen zu spielen), neubegründete Hoftheater, für das er eine Menge Dramatisches liefert: Prologe, Epiloge, Einlagen, Übersetzungen, eigene Stücke, und dessen Schicksale er auf das Umsichtigste leitet. Decorationen, Costüme, Einstudiren, Sorge für das persönliche Wohl des Personals: Alles wird wie ein großer neuer Haushalt übernommen und mit peinlicher Gewissenhaftigkeit fortgeführt.

Im Juli 1791 stiftet Goethe die Versammlungen bei der Herzogin-Mutter, unter dem Namen Freitagsgesellschaft, wo es um Kenntnißnahme wissenschaftlicher Neuigkeiten zu thun war. Im Sommer 1792 folgt er dem Herzoge in den französischen Feldzug. Die Frucht dieser Expedition,

die Beschreibung der »Campagne« ist mit anschaulicher Lebhaftigkeit gegeben und es wird erzählt, wie dabei neue Bekanntschaft und Wiedersehen alter Freunde zusammenlief. In Weimar wird derweile der Neubau seines Hauses betrieben. 1793 macht er die Belagerung von Mainz mit. Am Schlusse des Jahres verläßt der Herzog den preußischen Dienst und Weimar wird wieder Mittelpunkt ihrer beiderseitigen Thätigkeit.

Ich unterlasse, die Dinge in annähernder Vollständigkeit auch nur anzudenten. Es gilt von diesen Erlebnissen was von Schillers Jugendschicksalen galt: sie hätten ausbleiben oder anders eintreten können, ihr Werth wäre derselbe geblieben. Es war gelegenes Futter für eine energische Natur die sich betäuben mußte weil ein eigentlicher Endzweck ihrer Existenz mangelte. Andere große Herren pflegen in solcher Lage weite Reisen zu machen. Im Ganzen ist für diese Zeit, Ende der achtziger und Anfang der neunziger Jahre, nur das eine Resultat für uns von Wichtigkeit: daß sie, Alles in Allem genommen, doch nur so hingebracht worden sei.

Goethe besaß in diesen Jahren was er wollte und bedurfte. Er hatte sich ein neues Leben gezimmert und darin eingewohnt, er hatte seine tägliche Thätigkeit, genoß Ansehen, Einfluß und Ruhm und konnte den Verfolg ruhig erwarten, wenn er überhaupt damals an die Zukunft groß dachte. Allein diesem Dasein fehlt ein letzter Glanz, eine höchste Weihe. Es scheint sich in Einzelheiten aufzulösen. Es wird mit einem gewissen Cynismus zugegeben daß man älter geworden sei; wollte man ehrlich sein: bei aller Promotion hatte doch ein Stillstand stattgefunden. Egmont und Tasso zogen

nicht, selbst der 1790 endlich gedruckte Beginn des Faust, der, in früherer Zeit den Freunden vorgelesen, so ungemeine Wirkung hatte, blieb fast unbeachtet. Die Römischen Elegien fanden kein Publikum, und eine Menge anderer Sachen, die hier nicht genannt zu werden brauchen, wurden beinahe übersehen, während die Anfänge der Farbenlehre schon durch den Titel »Beiträge zur Optik« die Mißbilligung der Fachleute erregten. All das waren sich zersplitternde Leistungen eines Schriftstellers, dessen letzte Ziele Niemand mehr zu errathen vermochte und auf dessen Fortentwicklung Niemand mehr neugierig war. Wäre Goethe bei der Canonade von Valmy durch eine Kugel vom Pferde gerissen oder sonstwie damals hinweggenommen worden, so würden seine besten Freunde vielleicht, wie bei Lord Byron, geurtheilt haben, es sei sein Verlust zwar zu bedauern, für seinen dichterischen Ruhm aber habe er das Nöthige geleistet und man zweifle, ob Größeres noch zu erwarten gewesen wäre.

Das aber war der Wille der Vorsehung nicht. Jetzt endlich kam die Zeit wo Goethe und Schiller einander anders kennen lernen sollten als bis dahin. Ich hatte bei Jacobi das Bild gebraucht, er und Goethe seien eins geworden wie zwei ineinanderfließende Meere — Goethe und Schiller sollten wie zwei Flüsse zu einem großen Strome gewaltiger Wirkungen sich vereinigen.

Diese Annäherung ist gerade so organisch als es die ihres anfänglichen Auseinandergehens war.

Schiller saß in Jena. Er war glücklich verheirathet, hatte zu leben, anhängliche Schüler und arbeitete ununterbrochen. Seine dichterische Production trat zurück gegen historische und ästhetische Arbeiten, sein Credit als Schrift-

steller aber wuchs zusehends und seine Ideen entsprangen stets dem was im Momente zumeist die Welt bewegte. Seine Frau war eine der intimsten Freundinnen welche am Kummer der an Erinnerung und Gegenwart zehrenden und sich verzehrenden Frau von Stein Theil nahmen. Goethe galt in diesen Kreisen als ausgebrannter Vulcan, als »verlöschter Stern«, als der dicke Geheimerath mit dem Doppelkinn, als der Epicuräer. Seine neuerscheinenden Sachen finden wir in Schillers Briefen kaum erwähnt.

So standen die Dinge als Schiller auf einer 1793 mit seiner jungen Frau in die Heimath unternommenen Reise die Bekanntschaft eines Mannes machte, dessen entscheidender Einfluß für seine spätere Entwicklung nicht zu verkennen ist: des Buchhändlers Cotta. Seitdem Beider Briefwechsel gedruckt vorliegt, wird ganz offenbar, worin die Erfolge Cotta's lagen: in einer Spürkraft für die Lebensfähigkeit literarischer Unternehmungen die genial genannt werden muß, in einem ebensogroßen Geschick, die rechten Leute nicht nur zu finden, sondern auch festzuhalten, und in einer was den Geldpunkt anlangt vorwaltenden Rücksicht nur auf große Summen. Heute, wo Adelsertheilung als der bereits gewöhnlich gewordene Lohn commercieller Erfolge einzutreten pflegt, kann man deshalb wohl sagen, daß Cotta sich durch die großartige Behandlung der Geschäfte den Freiherrntitel wohl verdient habe.

Cotta ging damals mit den ersten Gedanken der Augsburger Allgemeinen Zeitung umher. Daraus daß ein so kalt urtheilender Geschäftsmann, wie er, Schiller als den Mann erkannte der mit 2000 Gulden an die Spitze eines solchen Unternehmens gestellt werden müsse, ersehen wir, wie Schillers Stellung eine immer gebietendere geworden

war. Schiller war vor allem Andern jetzt Politiker. Seine Geschichtsschreibung bezweckte sofortige Einwirkung auf das große Publikum, er dachte nie daran, als Gelehrter für Gelehrte zu schreiben. Auf Cotta's Plan konnte er seiner Kränklichkeit wegen nicht eingehen, dagegen wurde die Herausgabe einer Zeitschrift verabredet, welche Anfang 1795 zuerst erscheinen sollte: die berühmten »Horen«. Alle Monate ein Stück von acht Bogen. Will man wissen, was in Deutschland während der letzten zwanzig Jahre sich verändert hatte, so braucht man nur Wielands »Deutschen Merkur«, als den seiner Zeit höchsten Anspruch an die lesende Welt, und jetzt die Horen zu vergleichen.

In Jena wurden sie unter Schillers Oberleitung domicilirt. Bei hohem Honorare sollten die vornehmsten Kräfte Deutschlands zur Mitarbeit gewonnen werden. Kant, Jacobi und Goethe waren die ersten Schriftsteller: schon Cotta hätte darauf bestanden, Goethe müsse gewonnen werden, aber Schiller übernahm diese Expedition unaufgefordert und sie gelang ihm. Wir empfangen aus Schillers Correspondenz mit Cotta neue Beweise, wie staatsmännisch er Goethe beurtheilte und behandelte. Immer ist er darauf bedacht, Goethe's Eigenthümlichkeiten ihr Recht zu verschaffen. Die Art, wie er ihn jetzt endlich zu erobern weiß, muß uns mit der reinsten Bewunderung erfüllen.

Jedenfalls hatte Schiller seine Leute die ihm Nachricht gaben. Sich nach den verunglückten Versuchen, die wir kennen, Goethe zu nähern, konnte ein Mann in Schillers Position nicht unternehmen, wenn der Erfolg nicht sicher war. Wir erkennen hieraus schon, mit welcher Klarheit Schiller Goethe's ungünstige Lage durchschaute, klarer

vielleicht als Goethe selbst, und ermessen das Feldherrntalent mit dem er seine Belagerung eröffnete und durchführte.

Wir notiren als erstes Actenstück den Brief vom 13. Juni 1794. Ehrfurchtsvoll aber geschäftsmäßig wird im Namen einer ihn »unbegränzt hochschätzenden Gesellschaft«, — die sich freilich mit derselben unbegränzten Hochachtung auch an Kant gewandt hatte, (auch von Humboldt wurde Körner damals unbegränzt geschätzt) — Goethe zur Mitarbeiterschaft an den Horen aufgefordert.

Völliger Bruch war zwischen Schiller und Goethe nie eingetreten. Im Jahre 90 und 91 erscheint sogar ein gewisser Zusammenhang. Goethe giebt die Idee zu einem Titelkupfer für eine der Schillerschen literarischen Unternehmung an; er besucht Schiller in Jena, (einmal oder öfter, was nicht ganz klar ist) und es wird über Kant'sche Philosophie gestritten: wie fatal aber Schillers Brief, worin an Körner darüber berichtet wird; endlich, Goethe bringt den Don Carlos zur Aufführung und es tritt dabei eine gewisse Mitwirkung Schillers hervor. Von da ab kaum Spuren persönlicher Begegnung.

Zu der Goethe unbegränzt hochachtenden Gesellschaft gehörten übrigens Wilhelm von Humboldt, Fichte und andere Leute von ähnlicher Bedeutung. Goethe läßt die amtlichen vierzehn Tage nicht verstreichen und antwortet unterm 24. Juni kühl, freundlich, ermunternd und zustimmend.

Er hätte einer solchen Unternehmung gegenüber kaum anders gekonnt. Auch sagte er der Gesellschaft und nicht Schiller zu. All das war, wenn es als erster Schritt gelten soll, freilich nur ein sehr kleiner Schritt zu gegenseitiger Annäherung.

Goethe's engeres Verhältniß zur Universität Jena, als deren oberste Instanz er fungirte, brachte vielfachen persönlichen Verkehr mit sich. Goethe ging oft hinüber. Der heute behaglich sanfte Weg zwischen Weimar und Jena läßt nicht ahnen, daß selbst diese kurze Partie für Wagen damals eine »Reise« nicht ohne Gefahren war. Batsch hatte eine naturforschende Gesellschaft zu Stande gebracht, deren periodischen Versammlungen Goethe beiwohnte. Hier traf er Schiller. Zufällig verlassen Beide zu gleicher Zeit die Versammlung. Es entspinnt sich ein Gespräch, das Goethe bis zu Schillers Wohnung und endlich die Treppe hinauflockt. Beim Abschiede sagt er: er hoffe Schiller bald persönlich wieder zu sprechen. Goethe also war diesmal der gewesen, der seines großen Nachbars Haus zuerst wieder betreten hatte.

Schon am folgenden Tage schickt er für die Horen eingesandtes, ihm zur Begutachtung übergebenes Manuscript mit der Wendung zurück: »Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken nnd sein Sie versichert, daß ich mich auf eine öftere Auswechslung der Ideen mit Ihnen lebhaft freue.« Man muß diese Worte mit den bei weitem gemesseneren Wendungen vergleichen, welche Goethe im brieflichen Verkehre damals zu gebrauchen pflegte, um den herzlich wohlwollenden Accent, und mehr, herauszufühlen. Goethe hatte in seinem ganzen Wesen etwas Steifes, Kerzengrades, Dienstmäßiges angenommen, das, schon in seiner Art den Rücken und den Kopf zu halten, den Leuten auffiel.

Nun eine neue Zusammenkunft in Jena. Man kam tief ins Gespräch und wieder auf philosophische Dinge, bei denen Schiller gerade am wohlsten und Goethe am unbe-

haglichsten war. Goethe beschreibt in fast dramatischer Wirkung, wie Schillers principieller Widerspruch ihn so unglücklich gemacht habe, daß »Alles wieder in Frage gestellt wurde«. Schiller war eine hagere engbrüstige Gestalt die den Kopf etwas gebeugt hielt. Er rauchte und schnupfte, was Goethe unerträglich war, und war unruhig und hastig in seinen Bewegungen. Doch, fährt Goethe in seiner Erzählung fort, Schillers persönliche Liebenswürdigkeit sei unwiderstehlich gewesen und habe ihn festgehalten. Die Lebensklugheit und Lebensart, welche Schillern in weit höherem Maaß als ihm selber eigen gewesen, hätten ihn gefesselt. Die beiden großen Naturen waren einander zu nahe gekommen um sich wieder zu trennen. Goethe fiel in die Begeisterungsfähigkeit seiner Jugendjahre zurück, er hatte endlich einmal wieder Jemand gefunden wie Jacobi und Lavater: von dem er nicht los konnte.

Was Schiller mehr besaß als jene Beiden, wußte er diesmal gewiß so gut zu verstecken, daß es Goethe's rückblickendem Geiste, als er nach Schillers Tode erzählte wie seine Freundschaft mit Schiller entstanden sei, nicht einmal ganz klar ward: Schiller stand die unter einem Mantel von Gemüthlichkeit unergründliche Schlauheit der Schwaben zu Gebote. Das Schicksal hatte ihn gelehrt mit Menschen umzugehen. Er kannte alle Züge im Schachspiele des Daseins. Mit wem er gut stehen wollte, mit dem verdarb er es nicht: ich brauche nur an Kotzebue zu erinnern. Wen er forthaben wollte, beförderte er mit Aplomb die Treppe herunter, ich brauche nur an seinen Absagebrief an August Wilh. Schlegel zu erinnern; und wen er herauf haben wollte, den wußte er aufs Lieblichste zu locken: wir brauchen nur zu verfolgen wie er seine Schwieger-

mutter behandelt hatte. Eine gutmüthige alte Frau, aufgezogen als adliges Fräulein, adlige Frau, Mutter adliger Töchter, Schwiegermutter eines adligen Sohnes — der es niemals im Traume eingefallen wäre, ihre noch zu habende Tochter könne ein bürgerlicher Professor honorarius der Geschichte davontragen, dessen Vater als Chirurg angefangen hatte. Wie Schiller die im besten Sinne einfache Dame zu fassen und herumzubringen weiß, daß ihr schließlich die Sinne vergehen! Wie anfangs das Verhältniß vor ihr verheimlicht und zuletzt ein Generalsturm vorgenommen wird, dem eine Klügere unterlegen wäre! Schillers Brief an die »chère mère«, der den Ausschlag gab, ist ein Meisterstück. Mit all ihrem Adelstolze war die gute Frau von Lengefeld geliefert. Jeder Einwurf, den sie hätte machen können, war im Voraus abgeschnitten. Schiller würde, wenn er heute lebte, keinen seiner Gegner im Reichstage aufkommen lassen und ihnen da bald die Lust vergangen sein, mit ihm anzubinden.

Der entscheidende Schritt für Schiller und Goethe war Schillers Brief vom 23. August 1794.

Dieser Brief, breit, lang und ausführlich, in tadellosem farblosen Deutsch verfaßt, sollte Goethe beweisen, daß nur ein Mensch im Stande sei, unter den in Frage kommenden Mitlebenden, ihn völlig zu begreifen und dafür, daß er ihn begriffen, öffentliches Zeugniß abzulegen: Schiller.

Goethe, in seinem Charakter, in seinen Werken, in seinem ersten Auftreten, in seiner jetzigen vielfach verkannten Stellung konnte in der That von Niemand so gewürdigt werden als von Schiller.

Goethe's ganze Entwicklung legt er ihm dar. Was

Goethe gewollt, was er erreicht habe, was ihm zu verdanken sei, was von Niemand an ihm erkannt und anerkannt werde, — außer von Schiller.

Abermals trägt er sich Goethe an. Abermals stellt er ein festes Programm auf. Abermals stellt er sich ihm als Macht gegenüber: nun aber nicht mehr auf Gleich und Gleich, sondern in deutlich ausgesprochener Unterordnung dem Range nach.

Und diesmal nimmt Goethe an. Und zwar in einer Art die seine ganze Größe enthüllt.

Sein Brief ist vom 27. August 1794.

»Zu meinem Geburtstage, schreibt er, der mir diese Woche erscheint, hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Theilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern.

»Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln, was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne und wie ich zufrieden bin, ohne sonderliche Aufmunterung auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem unvermutheten Begegnen, mit einander fortwandern müßten. Ich habe den redlichen und so seltenen Ernst der in Allem erscheint was Sie geschrieben und gethan haben immer zu schätzen gewußt, und ich darf nunmehr Anspruch machen, durch Sie selbst mit dem Gange Ihres Geistes, besonders in den letzten Jahren bekannt zu werden.« —

Die Leute fallen sich jetzt nicht um den Hals, oder stehen

Nachts am Fenster miteinander uud sehen zu den Sternen empor, küssen sich und nennen sich Du — sondern sie bleiben in den Formen, die ihrer Lebenserfahrung entsprechen.

Aber sie sagen einander das Höchste was ein Mensch dem andern sagen kann. Goethe ist jetzt der erste, der das Wort Freundschaft ausspricht. Er bietet sich an. Davon war nichts in Schillers Briefe zu lesen, der sich in seinen Wendungen nicht über die Gränzen geschäftlicher Höflichkeit gewagt hatte. Goethe aber ist es unerträglich, einen umfassenden Geist wie den dieses Manns verkannt zu haben. Mit Scham erinnert er sich seines früheren Benehmens und gesteht es durch den nun angeschlagenen Ton offen ein. Er giebt sich so unbefangen, daß Schiller jetzt seine Bedingungen hätte stellen können. Schillers Größe aber erkennen wir in der Mäßigung mit der er diesen Erfolg ausnutzt. Auch ihm ging nun bald auf, wie falsch er Goethe beurtheilt habe. Goethe ahnte nichts von den Briefen in denen Schiller auf das Härteste sein Urtheil über ihn abgegeben: Schiller aber war sich seines Irrthums bewußt und suchte ihn wieder gut zu machen. Für Beide war die Trennung eine vorbereitende Zeit der Prüfung gewesen.

Schiller war auf einer kleinen Reise abwesend als Goethe's Rückäußerung in Jena eintraf. Er giebt in seiner Antwort, die den 31. August erfolgte, eine Fortsetzung seines Briefes vom 23.: »Unsere späte, aber mir manche schöne Hoffnung erweckende Bekanntschaft ist mir abermals ein Beweis, wie viel besser man oft thut den Zufall walten zu lassen, als ihm durch zuviel Geschäftigkeit vorzugreifen. Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten,

als zwischen dem Geist des Schriftstellers und seinem aufmerksamsten Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wohl früher, als gerade jetzt, mit Nutzen zusammen führen konnten. Nun kann ich aber hoffen, daß wir, soviel von dem Wege noch übrig sein mag, in Gemeinschaft durchwandeln werden, und mit um so größerem Gewinne, da die letzten Gefährten auf einer langen Reise sich immer am meisten zu sagen haben.«

Es ist nicht denkbar daß das was Schiller hiermit sagen wollte, besser und schöner gesagt würde. Schiller ist der bewußte Meister Deutscher Prosa. Wie zart der Vorwurf in dem Adjectiv »späte Bekanntschaft«, wie schön gleich darauf die völlige Entschuldigung. Wie wehmüthig prophetisch für einen noch so jungen Mann die Wendung »soviel von dem Wege noch übrig sein mag« und gleich darauf das überströmende Vertrauen auf von nun an rückhaltslose Waffengemeinschaft. Er geht dann über zu einer Charakteristik seiner Individualität im Gegensatz zu der Goethe's. Diese ersten Briefe der Correspondenz enthalten Charakterschilderungen, welche uns, wären wir es nicht von sonst her, vollkommen über beide Männer ins Klare setzten. Von diesen Briefen ab hat der Briefwechsel regelmäßigen Fortgang. Schon den 4. September lädt Goethe Schiller zu sich nach Weimar hinüber, wo dieser 14 Tage in seinem Hause zubringt. Und dann lese man Schillers ersten Brief nachdem er nach Jena zurückgekehrt ist »mit seinem Sinne aber immer noch in Weimar weilt«. Ich hatte Goethe einen »Professor« genannt: jetzt endlich hatte er einen Zuhörer gefunden wie er ihn brauchte.

Schiller wollte nichts Besseres sein als das. Nie hat er um eine Linie die Gränzen überschritten, welche Ehrfurcht und Dankbarkeit und das Gefühl, zu empfangen während er nichts dagegen bieten könne, ihm Goethe gegenüber zogen.

Es sei, nachdem die Errichtung dieses Freundschaftsbündnisses erzählt worden ist, zum Schlusse ein Element noch erwähnt welches bei ihrem Zustandekommen ganz in der Stille gewaltet hat und ohne das sich die beiden Männer am Ende doch nicht gefunden haben würden, deren Naturen so verschieden waren, daß ihr Zusammengehen wie eine Art Wunder erscheinen muß.

Schiller hatte in seiner neuen Heimath das erzwungen was Goethe ausschlug: die Verbindung mit einer der Familien des thüringischen kleinen Adels. Schiller selbst wurde in späterer Zeit geadelt und seine Frau zumal gehörte seitdem wieder zu der vornehmsten Weimaraner Gesellschaft. Während Goethe's »Junge«, wie Frau von Stein ihn nennt, als unehelicher Sprößling nebenher lief, waren Schillers Kinder die Blutsverwandten vieler Familien Von, die sich im Reiche Weimar als die Ersten dünken durften.

Hob diese Heirath im Allgemeinen Schiller auf eine höhere Stufe, so war seine Frau in noch anderer Beziehung eine sehr werthvolle Errungenschaft.

Die »Deutsche Frau« nach der alten Façon steht heute etwas in Mißcredit. Mädchen die schüchtern sind, an Ideale glauben, in zarten Gefühlen schwelgen und auf ihren Wegen durch die Stadt mit einer gewissen Zurückhaltung den Leuten auszuweichen suchen, scheinen nicht mehr die Erziehungsresultate zu realisiren deren es heute bedarf. Man verlangt daß eine junge Dame außer dem Hause

ein in Nothfällen aggressives Wesen habe und ihre Ellenbogen zu gebrauchen wisse, damit bösen Menschen nicht bloß aus Respect, sondern auch aus etwas, das man eher Furcht nennen müßte, die Lust verginge mit ihr anzubinden.

Indessen die Erfahrung zeigt, daß manche dieser couragirten jungen Heldinnen später sehr unbehülfliche Hausfrauen geworden sind, während jene bescheidenen Mädchen in die schwierigsten häuslichen Verhältnisse eintretend mit wunderbarem Erfolge ihre Stellung zu behaupten wußten.

Was eine Frau stark macht, ist eine feine, wohl ausgebildete Beobachtungsgabe. Damit lernt sie die schwachen und starken Stellen der Charaktere kennen mit denen sie zu thun hat, und regiert, indem sie gar keinen eignen Willen zu haben scheint, kräftiger als jene reisigen Naturen, denen es in ihrem eigenen Hause später oft wenig nützt, daß sie unbekannten Leuten auf der Straße Schrecken einzujagen vermochten.

Eine so zart angelegte Natur war Schillers Frau: als Lottchen von Lengefeld aus ihrem Briefwechsel mit ihrem Verlobten allbekannt, als Lotte Schiller später am schönsten aus ihrer kürzlich wieder herausgegebenen Correspondenz mit einem alten Jenenser Zuhörer ihres Mannes, Fischenich, kennen zu lernen. Ohne diese Frau hätte Schiller nicht die zehn Jahre noch gelebt, die ihm neben ihr gegönnt waren. Hingebend, fast willenlos wo es sich um Schillers Wünsche handelt, sehen wir sie doch niemals in den Überzeugungen wanken die der Mensch für sich allein hat, und als Wittwe später hat sie Schillers Andenken würdig aufrecht erhalten und ihre Kinder zu erziehen gewußt. Ihre Gaben waren nicht

glänzend, ihr Trieb sich Kenntnisse zu erwerben, hat zuweilen etwas Pedantisches, Mechanisches, dennoch war sie es, die mit Schiller zusammen Goethe's Arbeiten und Gedanken beurtheilte (wie Herders Frau dies neben Herder that), während Goethe sie in dieser Stellung respectvoll gelten ließ. Die Art, wie sie bei soviel Bescheidenheit immer wieder vortritt und genannt wird, zeigt wie unentbehrlich sie auch als geistiges Element in ihrem Kreise anerkannt wurde. Der Styl ihrer Briefe ist einfach und fließend und läßt die natürliche Begabung erkennen, die in ihrer Schwester sich so glänzend ausbildete, daß, wie in den Literaturgeschichten nicht zu übergangen werden pflegt, Carolinens Roman »Agnes von Lilien« von scharfsichtigen gleichzeitigen jenenser Kritikern mit Sicherheit für ein anonymes Werk Goethe's erklärt wurde. Man sieht es Lotte Schillers Briefen an, daß sie Carolinens Schwester war.

Zu Lotte Schillers Überzeugungen gehörte von Kind auf der Glaube an Goethe, und nichts konnte sie später darin wankend machen.

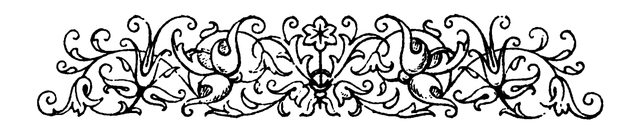
Wir sehen, mit welcher Energie sie in ihrem Briefwechsel mit Schiller dessen Abneigung gegen den großen Nebenbuhler umzustimmen sucht. Schiller ist geneigt, sich in Allem den Anschauungen seiner Braut anzubequemen, nur da will er ihr nicht Glauben schenken, wo sie ihm von Goethe's gutem, großem Herzen erzählt. Gegen Lotte hat er sich über Goethe am stärksten ausgesprochen. Sie nimmt das ruhig hin und wartet: immer wieder erfolgt in ihren Briefen ein Hauptangriff nach dieser Seite. Endlich schweigt sie hier freilich ganz, um Schiller nicht weh zu thun, aufgegeben aber hat sie den Gedanken an eine

Vereinigung Beider gewiß niemals. Dieses Festhalten eines jungen Mädchens an Goethe zu einer Zeit wo er sich völlig verändert zu haben schien, so daß seine besten Freunde irre geworden waren, hat etwas Großartiges und erscheint später in noch höherem Maaße als der Ausfluß einer auf sich selbst gegründeten Natur, da Lotte, wie bereits bemerkt worden ist, als verheirathete Frau Charlotte von Steins intimste Freundin wurde, diese in ihrem Kummer verstand, das Verlorene mit ihr betrauerte und gewiß die Abneigung gegen Christiane theile, deren ewige Gegenwart in Weimar den dortigen Frauen eine Quelle der Beschämung war. Mußte Lotte unter diesen Umständen oft das Bitterste gegen Goethe mit anhören: niemals hat dies auf ihre eigne Stellung zu Goethe Einfluß gehabt. Ohne Zweifel ist Lotte es gewesen, die, als endlich die Möglichkeit sich bot, beide Männer zusammenzubringen, ihr Bestes dazu gethan hat. Denn wenn ich Schiller auch als einen geübten Schachspieler dargestellt habe, dem daran gelegen war Goethe matt zu setzen, so blieben ihm doch immer der alte Stolz und das Gefühl, er müsse sich selber genug sein, treu, und er wäre niemals weiter gegangen als er gegangen ist. Die Frauen sind es zuletzt meistens, die Männer trennen oder zusammenhalten. Wir sehen bald, in welcher Weise zwischen den beiden Männern als still waltendes Element Schillers Frau die Dritte im Bunde ist. Goethe nimmt Lotte und die Kinder mit in sein Herz auf. Es ist ein schöner Anblick, wie Goethe, nachdem der erste Schritt hinein geschehen war, in Schillers Hause sich heimisch fühlt, und wie Schiller in die anfangs mehr künstlich construirte Rolle der Unterordnung wirklich hineinwächst.

Goethe's Bestreben ist von nun an, seinen Freund nach Weimar zurückzuziehen, was ihm natürlich gelingen mußte.

Ihr Briefwechsel ging dann wieder in das persönliche Zusammenleben über und nur wenn Reisen, oder was schlimmer war, Krankheit sie zeitweise voneinander hält, nehmen die kurzen Billets den alten Umfang inhaltreicher Mittheilungen an.





Einundzwanzigste Vorlesung.

Schiller und Goethe in Weimar.

Wenn zwei Männer von hervorragenden Mitteln sich zu gemeinsamer Activität vereinigen, so verdoppelt sich nicht ihre Kraft, sondern vervierfacht sich. Jeder von Beiden hat den Andern unsichtbar neben sich. Die Formel würde nicht lauten: $G + S$, sondern $(G + S) + (S + G)$. Jedem wächst die Kraft des Andern zu. Dies ist der Sinn jedes Compagniegeschäftes; der disciplinirten Armee, gegenüber den bloß zufällig zusammenhängenden Einzelkämpfern; der Akademie, gegenüber dem bloß zufälligen Zusammenarbeiten. »Schiller und Goethe« ist ein Collectivbegriff innerhalb der Deutschen Geschichte. In Weimar stehen sie nebeneinander mit den Händen den gleichen Lorbeerkranz fassend. Der Ansicht des größeren Publikums, dem die Einzelheiten nicht gegenwärtig sind, entspricht es, daß Schiller und Goethe jetzt ihre besten Werke mit vereinten Kräften geschaffen hätten, daß keiner ohne den andern geworden wäre was er geworden ist.

Hier aber waltete doch ein Unterschied, und hier, wenn wir es genau nehmen wollen, dreht Rietschels schöne Gruppe durch den äußerlichen Habitus der beiden Männer das Verhältniß um. Rietschel hat Goethe in Hoftracht,

Schiller in dem schlafrockartigen Kleidungsstück dargestellt, das etwa einen Menschen charakterisirt welcher selten aus der Studirstube herauskommt, und dessen große weite Seitentaschen eine gewisse Bedürftigkeit andeuten. Auch Begas hat diesen Rock für die Berliner Statue adoptirt, von dem zu wünschen wäre, daß er wieder abkäme.

Die Dinge standen nicht so. Schiller, der jetzt mit ruheloser Energie in das Leben neu eintritt, ist der Repräsentant des Bündnisses. Schillers Kränklichkeit wurde immer privatim abgemacht. Nach außen hin ist er allen Anstrengungen gewachsen. Jetzt geht er wieder nach Weimar, wird dort geadelt, erscheint bei Hofe, braucht Wagen und Pferde und führt überhaupt keinen Haushalt in dem es ärmlich herging, während Goethe neben ihm mehr als der stille Gesellschafter, der Privatmann erscheint, der den aus der neuen Gemeinschaft fließenden Ruhm soviel als möglich Schiller zuzuwenden suchte. Und so sei auch dies gleich ausgesprochen: für Schiller ist die Vereinigung mit Goethe der Anbruch einer neuen Epoche gewesen, welcher eine frische Reihe von Werken entsprungen sind, an denen Goethe's Mitarbeiterschaft sich betheiligte; für Goethe war diese Gemeinschaft nur eine Episode und was während ihrer Dauer an neuen Arbeiten zu Stande kam, nimmt innerhalb der Entwicklung Goethe's geringeren Raum ein. Goethe verdankte Schiller das wiedererweckte Interesse an augenblicklicher literarischer Wirkung auf das Publikum. Er arbeitete wieder wie in den alten Frankfurter Zeiten vom Tage zu Tage: aber als Schiller endlich fortging, floß der große Strom im alten ruhigen Tacte einsam weiter.

Schillers und Goethe's vereinigtes Capital war eine Macht, gegen die Niemand aufkam. Nach außen konnten sie jeder Concurrenz die Spitze bieten: was sie dem Publikum schenkten, mußte mit Entzücken in Empfang genommen werden und ward es. Nach innen waren sie Beide einander sosehr genug, daß Einer der hier so natürlich der Dritte im Bunde hätte sein müssen, auf das Traurigste verstoßen ward. Nicht etwa Wieland, welcher bereits in das Alter unschädlicher Gutmüthigkeit getreten war und dankbar annahm was man ihm zukommen lassen wollte, sondern Herder. Schillers Freundschaft mit Goethe ist das Datum der Trennung Goethe's von Herder, der jetzt in die Epoche der Verbitterung eintrat, aus der er sich nie wieder herauswand. Herder ist in jämmerlicher Weise überall vom Schicksal an die falsche Stelle gebracht worden und daß er selber dies wußte, trug nicht zum Wenigsten zu seiner traurigen Lage bei. Ausgerüstet mit ungeheurer geistiger Kraft hat er niemals bei deren Anwendung in vollen Zug kommen können und ist schließlich durch seinen Handel mit Wolf, diesem fatalen Vertreter einer Hypothese an der noch jetzt die Alterthumswissenschaft leidet, in würdelose Streitigkeiten verwickelt worden, welche sogar seinen Nachruhm angetastet haben. Späteren Generationen, die aus besseren Ausgaben der Herderschen Schriften den großen Mann neu kennen gelernt haben werden, wird es ein Räthsel sein, wie eine solche Leuchtkraft so wenig Strahlen zu werfen vermochte. Herder erinnert an Lionardo da Vinci, welcher neben Michelangelo und Raphael als ein Riese erscheint, aber als ein Riese, der, nachdem er ein paar Felsen die keine andere Hand bewegt hätte, von der Stelle gerückt,

wie Simson in der Mühle des täglichen Lebens sich unnütz abnutzte. Bis zuletzt aber ist Herder die Kraft geblieben durch sein Urtheil zu verletzen. Man kann Goethe's dichterische Kraft nicht kälter und böswilliger anerkennen als von Herder in seinem in der »Adrastea« gegebenen Abrisse der Deutschen Literaturgeschichte geschah. Die Formel lautet: »Theilnahmlose genaue Schilderung der Sichtbarkeit.« In jedem Worte liegt ein Hieb der bis auf den Knochen geht. Ich bekenne mich, im Gegensatze zu Freunden, die sich weit kühler verhalten, zu besonderer persönlicher Verehrung für Herder: diese dämonische Macht aber, seine besten, intimsten Freunde zu treffen flößt mir Schrecken ein. Viel unschuldiger klingt was Knebel, der sich durch Schiller ebenfalls abgesetzt fühlte, Herders Frau als das Stichwort der Jenenser gegen Goethe mittheilte »der gebildetste Mann des Jahrhunderts.« Hier ist nur die Absicht vorhanden, etwas Böses zu sagen, etwa wie Heine Goethe dreißig Jahre später den »kalten Kunstgreis« nannte. Goethe hat sich damals still von Herder abgewandt, Schiller aber seiner Abneigung starken Ausdruck gegeben. Vielleicht, daß ohne Schiller in Weimar Goethe doch nicht so unerbittlich mit seinem ältesten Freunde und Lehrer zerfallen wäre.

Schillers Gewinnst durch Goethe erstreckte sich auf alle Verhältnisse.

Dadurch daß er Cotta mit Goethe leise in Verbindung brachte, gab er dem damals unternehmendsten Deutschen Buchhändler, der, tief in Schwaben sitzend, den süddeutschen Markt mit beherrschte, einen Zuwachs an Macht, für den Cotta ihm ewig dankbar sein mußte, während Goethe und Schiller wiederum die Verbreitung ihrer

Werke und deren hohe Verwerthung, sowie die bedeutenden Honorare derer sicherten, denen sie die Ehre gönnen wollten ihre Mitarbeiter zu heißen. Es wäre damals unmöglich gewesen, in Deutschland ein Journal zu gründen, welches sich neben den Horen gehalten hätte. Schiller und Goethe hatten unter den besten Kräften die Auswahl und thaten zugleich die Hauptarbeit.

Schiller brauchte sich von nun an auch nicht mehr um den guten Willen der fremden Bühnen zu kümmern: das weimarische Theater unter Goethe's Direction stand ihm zur Disposition. In Goethe's Hause wurden die ersten »begeisternden« Proben der Schillerschen Stücke abgehalten, von Schiller und Goethe gemeinschaftlich jeder scenische Effect berechnet und probirt. Schiller dagegen inscenirte Goethe's Stücke: Iphigenie, wie schon gesagt worden ist, und Egmont.

Schiller brauchte nun auch keinen fremden Kritiker mehr. Goethe's Kritik stand ihm von den ersten Gedanken seiner Dramen an hülfreich zur Seite. Goethe hat Wallenstein, das erste der Schillerschen Dramen aus dieser neuen Epoche, umgestalten helfen, er es (durchweg in neuen glänzenden Costümen von Atlas) aufgeführt, und er endlich durch seine Besprechung in der Cottaischen Allgemeinen Zeitung dem Deutschen Volke dictirt, was es über das Stück zu denken habe. Ihr Briefwechsel zeigt, wie an allen Schillerschen Schöpfungen Goethe's Hand von jetzt an mitformen half. Und, was im Allgemeinen schon gesagt worden ist, Schiller wurde von Goethe so ausschließlich und so reichlich mit neuen Ideen versorgt, daß diese Verbindung seine übrigen unnöthig machte, ja in gewissem Sinne aufhob. Körner und Humboldt bleiben

Schillers Herzen immer so nah als vorher, allein ihre Kritik hätte Schiller nun durchaus entrathen können.

Goethe seinerseits fand in Schiller einen Freund, der ihn unablässig zu dichterischer und kritischer Arbeit ermunterte, (oder ihm Cotta als zweiten Ermunterer sanft auf den Leib hetzte), der ihn durch seine rückhaltslose Anerkennung über Nacht in all seinen alten Ruhm zurückversetzt hatte, so daß die dazwischenliegenden kühlen Jahre wie fortgeblasen waren und es den Anschein gewann als werde die glänzende Frankfurter Zeit fortgesetzt. Schiller und Goethe organisiren nun die Meinung des Publikums im bestem Sinne: sie sind es, welche Lob und Tadel in Deutschland austheilen; denen, die nicht damit einverstanden waren, oder die gern dieses Amt für sich in Anspruch genommen hätten, blieb nur ohnmächtige Wuth übrig. So den Gebrüdern Schlegel, jedenfalls den talentvollsten Schriftstellern jener Zeit, von denen der eine, nachdem Schiller ihm den Stuhl vor die Thüre gesetzt, wenigstens mit Goethe in Berührung blieb — auch diesen Vortheil hatte Schillers und Goethe's Gemeinschaft daß sie manche Leute nur »zur Hälfte« abzustoßen brauchten — während Friedrich Schlegel Norddeutschland gänzlich aufgab und, unterstützt von seiner Frau, von Wien aus einen ununterbrochen überfließenden Giftvulcan gegen Goethe aufwarf. Goethe's Feinde für unser Jahrhundert schreiben sich in der ältesten Auflage aus dieser Zeit her. Seine früheren Gegner sind antiquirt: die Vorwürfe der jetzt Aufkommenden aber haben auch für die Bildung unserer Anschauungen noch literarischen Werth. Dicht neben Goethe, in Weimar selber, setzen sich jetzt einige dieser Wanzen an: Kotzebue, Merkel 2c. stechen in sicheren Augenblicken und

machen sich mit derselben Sicherheit unsichtbar. Goethe, wenn es ihm gelang, Heroen wie Herder aus dem Wege zu gehen, erblickt dieses Gesindel so tief unter sich, daß es völlig straflos walten durfte. Gehen wir den Dingen aber auf den Grund, so tritt hier nun wieder Schillers literarische Klugheit als fast bedenkliches Element entgegen, denn auch er hatte seine Leute, mit denen er es nicht verderben wollte. Zwischen Goethe und ihm ist dergleichen niemals aber Gegenstand der Discussion geworden. Die große, einmal in Weimar angesponnene Intrigue, sie Beide zu trennen, wobei man auf das Jämmerlichste Schillers Eitelkeit, die man nach dem eignen Maaßstab maaß, zu reizen gedachte, bedurfte kaum eines erklärenden Wortes. Schiller und Goethe's Gemeinschaft beruhte auf festerer Basis. Wie hätten sie einander je entbehren mögen? Sie, zwischen denen die höchsten Gedanken ausgetauscht wurden, empfanden so tief die welthistorische Bedeutung ihres Zusammengehens, daß all diese auf den Effekt von zwei, drei Tagen gerichteten Kleinlichkeiten kaum von ihnen beachtet wurden.

Goethe fand in Schiller einen Freund, dessen Bestreben war, sich in alle Richtungen, welche Goethe's Gedanken genommen hatten, einführen zu lassen. Rasch fühlt Schiller sich auf Gebieten jetzt zu Hause, in die Goethe ihn eben nur hatte hineinblicken lassen. Schiller vereinigte den Eifer eines Schülers mit der reifen Kritik eines Mannes der sich als gleichstehend empfindet.

Und nun das Glücklichste für Beide: ihr Verhältniß trug die Möglichkeit unendlichen Wachsthums in sich. Ihre Naturen waren so grundverschieden, daß niemals der Moment kommen konnte, wo Einer im Andern aufging. Der

gute Kunstmeyer hatte sich, nach einigen Jahren gemeinsamen Lebens so in Goethe hineingedacht und dieser in ihn, daß Einer von ihnen gar nicht mehr im Stande gewesen sein soll, ein Kunsturtheil abzugeben, das der Andere nicht bereits vorausgewußt. Schiller und Goethe würden niemals so zusammen gefallen sein. Wie zwei einander sich zuneigende Linien, die durch unendlich dazwischen geschobene kleine Räume immer wieder verhindert werden sich zu schneiden, würde sich dieser kleinste Grund zur Divergenz immer wieder gefunden haben. Goethe dachte im tiefsten Herzen absolut anders als Schiller. Er erkannte nur Schillers Person, sein Streben, seine menschliche Größe an. Was Schiller dagegen unter Dichten verstand, war für Goethe gar kein Dichten. Schillers poetisches Schaffen war Goethe etwas Fremdes. Schiller suchte sich seine Stoffe. Dann modellirte er solange daran herum bis sie ihm bequem lagen. Dann machte er kaltblütig die Disposition. Dann wurde tagewerkweis, wie Maurer einen Palast aufführen nach bestimmtem Plane, das Werk emporgebracht. Dann der Bau geputzt, ornamentirt und möblirt, und endlich mit einem gewissen Neuigkeitsglanze dem Gebrauche des Publikums anheimgestellt.

Dieses Mechanische war Schillers Kraft. Er war Dichter von Profession und ließ andre Dichter von Profession neben sich gelten. Goethe verstand das wohl, aber nicht für sich selber. Er behandelt die technischen Fragen, welche für Beurtheilung von Dichtungen und für deren Entstehung werthvoll sind, mit dem größten Ernste, jedoch als Außenstehender. Dichten war ihm ein unbegreiflicher Proceß. Wer sich an Goethe wandte, ob er Dichter werden solle, kam schön an. Junge versifica-

torisch begabte Leute haben den natürlichen Glauben, es gebe irgendwo einen Areopag, von dem ihnen feierlich und verbindlich die Erlaubniß ertheilt werden könne, Verse zu machen welche Erfolg haben, d. h. gelesen und bewundert werden müssen Goethe wußte nur Eins zu erwidern, was etwa auf das Gleichniß hinauslief: der ächte Seidenwurm brauche nur Blätter zu fressen, die Seide werde schon nicht ausbleiben. Er antwortet ausweichend, abmahnend, bedenklich. Schiller geht frisch darauf ein. Er kritisirt die eingesandten Verse und fordert auf, wenn sie ihm zusagen, fleißig fortzufahren. Er ermuntert; freilich, man müsse sich der Dichtkunst völlig weihen wenn man etwas erreichen wolle und dergleichen praktische Mahnungen mehr.

Wie konnte Goethe sich Schiller gegenüber zu der Lüge bequemen, als lasse er dies gelten, was er doch innerlichst nicht gelten ließ? Hier kommen wir, nachdem wir das benannt haben was die Linien jemals sich zu treffen abhielt, zu dem Andern, was sie doch immer einander zustreben ließ.

Goethe hatte gelernt, daß ohne Eingreifen des Handwerkes keine vollendete Dichtung zu Stande kommen könne. Die bildenden Künste hatten ihn das zuerst gelehrt, die Dichtungen der Griechen bestätigten es. Es war viel »Meistersängerei« bei der griechischen Versfabrikation. Goethe hatte stets als Mangel an sich betrachtet, daß dies Handwerksmäßige ihm fehle. Er hätte gewünscht, statt wie im Traume, mehr bei klarem Bewußtsein dichten zu können. Er hatte, außer an den Griechen, an Shakspeare die Vortheile erkannt, welche darin lagen, daß ein Mann als erwerbender Theaterdichter die Befriedigung seines Publi-

kums als entscheidendes Kriterium mit ins Auge zu fassen gezwungen war.

Für sich selbst freilich vermochte Goethe nicht mehr klug zu werden. Seine Manier blieb die alte. Aber Schillern sollten seine Erfahrungen jetzt zu Gute kommen. Schillers Stücke — man lese den Briefwechsel — entstehen zuweilen fast so, daß Schiller als Goethe's Bevollmächtigter dichtet. Goethe commandirt und Schiller führt die Anregungen aus. In Kleinigkeiten springt Goethe sogar persönlich bei, indem er zusetzt oder ausstreicht. Dieses Zusammenarbeiten, bei dem sie einander dennoch niemals ins Gehege kommen — denn von Goethe's eigensten Plänen erfuhr Schiller nie etwas, mochte ihm Goethe auch noch so viel einreden, daß er ihn um Rath frage — gereichte Beiden zur höchsten Genugthuung. Schiller entfaltet eine umfangreiche, regelmäßig productive Thätigkeit als Theaterdichter — er rechnet einen Sommer für ein Stück —: hier liegt jetzt der Hauptaccent seiner Thätigkeit. Goethe beginnt ebenso planmäßig eine ungemeine Fülle angesammeltes Material: Verse, Prosa und Wissenschaftliches, zu veröffentlichen. Er will weniger sich selbst in neuen Werken offenbaren, als die Einsichten des Publikums befördern, sich mit dem Publikum in unmittelbarer Verbindung fühlen; hier der Hauptaccent seiner Thätigkeit. Auf beiden Seiten bot sich unermeßlicher Stoff, ebenso wie Cotta stets unendliches Papier, unendliche Honorare und das Publikum eine unendliche Fähigkeit in Bereitschaft hielt, all das aufzunehmen.

Nun aber stellen wir die Frage: wie würde das fortgegangen sein, wenn Schiller leben geblieben wäre?

Es scheint unnöthig nach etwas zu fragen, was Nie-

mand wissen kann und zu wissen braucht. Ich habe eben ja dargelegt, daß aus der Verschiedenheit beider Naturen die Garantie für die Unerschöpflichkeit ihrer in stetigem Wachthum sich ausbreitenden Freundschaft gelegen habe. Aber von Goethe selbst in späteren Jahren gethane, sein vergangnes Leben betreffende Äußerungen verleiten uns, zu berechnen, was entstanden sein könnte.

Für Goethe war dieses Zusammenleben nicht, was es für Schiller geworden war: der Abschluß einer Lebensarbeit, sondern nur gleichsam eine zehnjährige Ehe, nach deren Verlauf man einen geliebten Lebensgefährten verliert, lange beweint, schließlich aber kühl beurtheilt. Auch über Schiller hat Goethe endlich unbefangen wie über sich selber gesprochen. Doch darf uns nicht zweifelhaft sein, daß Goethe als Schiller noch lebte, genau wußte wie ihr Verhältniß beschaffen sei. Goethe besaß die Gabe, das Gleichzeitige historisch zu sehen. Zwar sagt er: »Unmöglich ist's, dem Tag den Tag zu zeigen« aber giebt damit nur zu erkennen, wie einzig er mit der Gabe, dies zu vermögen, dastand. Er sah mit den Augen der Zukunft. Er urtheilte über die Gegenwart wie wir über Dinge von vor 50 Jahren. Er weiß 1820 bereits, daß »jedes Gefühl vom Werthe der Gegenwart in Deutschland mangle«. Er hält sich im hohen Alter politisch indifferent, weil er voraussieht, wann der Sturm in Deutschland auch ohne sein und anderer Leute Zuthun losbrechen müsse. Deshalb wirken seine Urtheile auch heute mit so zutreffender Kraft. Dem ächten Historiker rücken sich die Dinge ohne sein Zuthun gleich in die rechte Entfernung, wie dem Portraitmaler, welcher weiß wie weit man zurück, wie nah man herantreten müsse, um einen Kopf im richtigsten Maaße zu

sehen. Es giebt Charaktere die nur in kolossalen einfachen Linien dargestellt werden können und von denen ab ein weites Zurücktreten nöthig ist, es giebt andere die nur als Miniaturportrait wirken und die man dicht unter das Auge halten muß. Goethe hat im Verkehre mit Schiller niemals vergessen, auf welche Höhe Schiller zu stellen sei, da aber hat er ihn ruhig ins Auge gefaßt und kritisirt, als historisches Object wie jedes andere. Zwanzig Jahre nach Schillers Tode urtheilt Goethe folgendermaaßen über seinen großen Freund: »Schiller, der wahrhaft poetisches Naturell hatte, dessen Geist sich aber zur Reflexion hinneigte, und manches, was beim Dichter unbewußt und freiwillig entspringen soll, durch die Gewalt des Nachdenkens zwang, zog viele junge Leute auf seinem Wege fort, die aber eigentlich nur seine Sprache ihm ablernen konnten.« Damit ist Schillers Rhetorik abgethan. Und weiter, als Eckermann, Goethe's letzter Amanuensis, eines Tages Anweisung zu empfangen wünschte, wie er es selber denn als Dichter zu machen habe, sagt Goethe, dem hier einige Ermunterung ausnahmsweise ungefährlich erschien: »Halten Sie Ihre Kräfte zusammen. Wäre ich vor dreißig Jahren so klug gewesen, ich würde ganz andere Dinge gemacht haben. Was habe ich mit Schiller an den Horen und Musenalmanachen nicht für Zeit verschwendet! Grade in diesen Tagen, bei Durchsicht unserer Briefe, ist mir Alles recht lebendig geworden und ich kann nicht ohne Verdruß an jene Unternehmungen zurückdenken, wobei die Welt uns mißbrauchte und die für uns selbst ganz ohne Folge waren.« —

Was heißt das »wobei die Welt uns mißbrauchte« —? Schiller und Goethe hatten sich mit ihren Unterneh-

mungen ja der Welt aufgedrängt? Goethe wollte nicht deutlicher sprechen, um von dem, eine gewisse Linie des Verständnisses nicht überschreitenden Eckermann nicht mißverstanden zu werden. Sein Gedanke war: daß er von Schiller mißbraucht worden sei. Wir müssen das Wort hier im edelsten Sinne nehmen. Er wollte sagen: hätte ich mich stille auf dem einsamen Wege gehalten, der meiner Natur gemäß war, so wäre ich weiter gekommen als auf all meinen großen Expeditionen mit Schiller. Goethe sah, als er seine Fassung und Ruhe nach Schillers Tode wieder gewonnen hatte, auf diese abermals »Zehn Jahre« zurück wie ein Reisender der sich lange in aufreibender Mühseligkeit in einem fremden Erdtheile umhertrieb, erschöpft und mit unendlichen Erfahrungen bereichert zurückkehrt, und zu Hause angelangt Alles in ganz anderer Weise fast mühelos und durch eigne Schwerkraft fortgeschritten findet. Er möchte die Erinnerung an seine Mühen um keinen Preis hergeben, muß sich aber doch sagen, du hättest bei geringerer Kraftverschwendung zu Hause vielleicht mehr nützen und erreichen können.

Wir dürfen soweit nrtheilen. Jedenfalls sah Goethe im Alter, sei es auch nur an dem Tage wo er mit Eckermann darüber sprach, die Dinge so an. Er betrachtete sein Zusammenwirken mit Schiller als das größte äußere Ereigniß seines Lebens, Schiller als die bedeutendste Persönlichkeit der er begegnet war, seinen Verlust als den schmerzlichsten der ihn je betroffen. Er dachte an diese Zeiten zurück wie ein Feldherr an einen siegreichen Feldzug, über dessen Erfolge kein Zweifel sein kann, bei dem zugleich aber doch eine gewisse Begränzung dieser Heldenzeit der Dauer nach nicht ausgeschlossen blieb. Man möchte

nicht sein ganzes Leben damit verbringen, von Sieg zu Sieg zu eilen. Und deshalb fragen wir: was würde geworden sein wenn Schiller länger gelebt hätte? Würde es ihm gelungen sein, in alle Zukunft hinein jedes Jahr eine neue große literarische Unternehmung zu beginnen und Goethe als Verbündeten dafür in Beschlag zu nehmen? Man könnte es für möglich halten, denn wer ist vor und nach Schiller Goethe in den Weg gekommen, der ihn eingenommen hat wie er? Aber Goethe's Unabhängigkeitsgefühl? Vielleicht daß er eines Tages dennoch auch hier empfunden hätte: genug! Daß er, noch einmal fliehend, den stets im Hintergrunde lauernden Vorsatz, nach Rom zu gehen und dort zu bleiben, wirklich ausgeführt hätte. Es scheint thöricht, so zu kannegießern. Aber die Äußerungen Goethe's nöthigen solche Fragen auf. —

Kriegszeiten allerdings sind die zehn Jahre neben Schiller für Goethe gewesen. Kein Jahr war ihr Bündniß alt, als Goethe durch Schiller in eine Affaire verwickelt worden war, die er weder vorhergesehen, noch auf eigne Faust jemals unternommen hätte: der berühmte und berüchtigte »Xenienkampf«, deutlicher: der Angriff Schillers und Goethe's gegen ihre gesammten literarischen Zeitgenossen, unternommen mit der Absicht, eine Fülle unklarer Verhältnisse mit einem großen Schlage zu bereinigen und die Firma Schiller und Goethe als eine absolut selbständige Macht den übrigen Firmen gegenüber aufzurichten.

Ich möchte behaupten, Schiller habe die nothwendigen Folgen dieser Unternehmung nicht nur deutlicher erkannt sondern auch entschiedener gewollt als Goethe.

Es handelte sich zuerst dem Anscheine nach um eine Anzahl witziger, unschuldig beißender Überschriften in

Distichenform zu Dem und Jenem in Deutschland, Dingen und Persönlichkeiten, denen sich ein kleiner Verweis anhängen ließ. Während der Arbeit ging ihnen auf, eine gewisse Vollständigkeit werde gute Wirkung thun. So kam es, daß Niemand ungewaschen blieb und daß, um Keinem Unrecht zu thun, die Nächsten nicht am besten behandelt wurden. Anfangs ist Jedermann unbefangen und die Angegriffenen wissen nicht recht ob man lachen oder weinen solle. Allmälig aber melden sich Einzelne, bei denen die geführten Schläge zu fest saßen, um zu thun als sei nichts vorgefallen. Und daraus wird bald ein Sturm sittlicher Entrüstung und zugleich treten die Versuche auf, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Das Resultat war, daß beide Dichter sich getadelt und angegriffen sahen — dies hatten sie vielleicht gewollt —; zugleich aber, daß sie sich dagegen wehren mußten — dazu wurden sie genöthigt. Schiller war einmal so weit gebracht, daß er an polizeiliche Hülfe gegen die persönlichen Beleidigungen dachte, welche auf ihn und Goethe losgelassen wurden, denn kann man der Sache nach nichts thun so sucht man sich an der Person zu rächen.

Während Goethe der Ansicht war, man müsse den Sturm ruhig ausbrausen lassen, sah Schiller, daß es nur Ein Mittel gebe sich zu retten: die Bildung einer Partei: und dies ist der Anfang einer Dichterschule, deren Namen heute noch seinen Glanz bewahrt hat, der sogenannnten »Romantischen Schule«, anfangs die Vereinigung der talentvollen, emporkommenden, in Jena ihr Centrum findenden jungen Leute, die man, da man sie brauchte, gewähren lassen mußte, und als deren unnach-

sichtlicher Hauptmann Schiller das Commando führte. Goethe stand als höchste Macht nur im Hintergrunde.

Die Romantische Schule übernahm es, in so schwieriger Lage für die beiden Häupter einzutreten. Sie erklärte Schiller und Goethe für die großen Dichter ohne Concurrenz, alle übrigen kamen nun gar nicht mehr in Frage, und nur sie selber, die Romantiker, wurden als Erben oder Verwandte der wahren Dichtkunst anerkannt. Goethe's Erfolge, dem äußerem Umfange nach übertrafen jetzt alle früheren. Schillers Werke zogen die seinigen mit, Goethe galt als der erste Dichter Deutscher Nation. Crabb Robinson berichtet vom Jahre 1800: Goethe sei das Ideal des literarischen Publikums in Deutschland. Goethe ließ sich das gefallen, wer hätte das nicht gethan? Kaum aber war Schiller todt, als er die ganze Gesellschaft sanft wieder loszuwerden suchte.

Schiller arbeitete von Anfang an mit ruinirter Gesundheit. Er war schon krank als er nach Thüringen kam: er litt an Brustkrämpfen. Als Goethe ihn das erste Mal einlud bei ihm in Weimar zu wohnen, nahm Schiller an indem er zugleich jedoch auseinandersetzte welche Lebensweise er innezuhalten genöthigt sei: dieser Brief läßt am besten erkennen, unter welch unablässig ihn bedrückender und bedrohender Last Schiller seine größten Werke geschaffen hat. In elende zehn Jahre ist seine höchste Lebensarbeit hineingepreßt worden. Er arbeitet fieberhaft, eilte von einem Werke zum andern ehe das vorhergehende nur vollendet war und trug sich neben dem was er unter den Händen hatte, mit neuen Plänen. Er mußte, wie er selbst gesteht, immer viele große Unterneh-

mungen zu gleicher Zeit betreiben. Von der einen zur andern gehend erhöhte er seine Arbeitskraft. Eines Tages aber war das letzte Goldstück ausgegeben. Er brach ab, wie Byron, wie Raphael, wie Mozart; hätten sie langsamer gelebt, so würden sie bei der großen Krankheit der Jeder von ihnen erlag, mag sie heißen wie sie will, vielleicht durchgekommen sein. Aber sie hatten zu rasch und reichlich gelebt, um für solche Fälle Sparpfennige zurückzulegen.

Schiller dichtete von 1795 bis 1805 die drei Stücke welche zusammen unter dem Namen Wallenstein gehen, und ließ Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, Wilhelm Tell nachfolgen, unter den Anfängen des Demetrius starb er. Daneben eine Fülle von kleineren, aber nicht kurzen Gedichten, Bearbeitungen und Abhandlungen. Daneben wiederum eine ungemeine Correspondenz mit Freunden. Und neben dieser endlich ein ausgedehnter geschäftlicher Briefwechsel, die Redaction der Horen, der Musenalmanache und anderer bedeutender Unternehmungen. Schiller nutzte jede Minute aus, zuletzt indem er durch gewaltsame Mittel seine Natur der Übermacht körperlicher Mattigkeit entreißen mußte. Ein traurigerer Kampf zwischen Arbeitslust und Zusammenbrechen ist niemals gekämpft worden. Über Schillers letzte Zeiten liest sich am besten und ruhigsten in den Briefen des jüngeren Voß, Sohn des berühmten Voß, der, selber einem frühen Tode zueilend, Lehrer von Schillers Kindern war. Eine sanfte, zartbesaitete, durchgebildete Natur, hatte er zu Schiller eine kindliche Liebe gefaßt und war in den letzten Stunden hülfreich bei ihm. Man hat bei Schillers frühem Tode immer das Gefühl, als sei etwas verfehlt worden. Man meint das Unglück hätte sich verhüten

lassen. Man sucht nach Jemand, dem sich Vorwürfe deshalb machen ließen. Man ist schließlich, da die Dinge so ganz natürlich und unaufhaltsam gingen, darauf verfallen, die Art anzugreifen wie er beerdigt wurde. Und als auch da sich herausstellte, daß Alles ordnungsmäßig verlaufen sei, hat man Goethe vorwerfen wollen, Schiller nicht genug Theilnahme gezeigt zu haben. Goethe war selber von einer Krankheit befallen als Schiller starb. Wir wissen genau, wie er sich benahm als ihm endlich die furchtbare Nachricht nicht mehr verheimlicht werden konnte. Es giebt nichts Erschütternderes als Goethe's Anblick, wie er verlassen und beraubt dastand und sich sagen mußte, daß diese Einsamkeit nun für immer dauern werde. Denn Goethe kannte das Leben genugsam, um zu wissen daß die Natur, die nur »das Nothwendige thut«, ihn nicht zum zweiten Male mit einem solchen Freunde beschenken werde.





Zweiundzwanzigste Vorlesung.

Schiller und Goethe. (Schluß.)

Wenn eine Geschichte der Deutschen Literatur gegeben werden sollte, so wäre es unumgänglich, da wo von Schillers und Goethe's gemeinsamer Arbeit die Rede ist, von der großen literarischen Bewegung zu sprechen, welche mit ihr anhebt. Hier liegt das Schöpfungschaos der Gedankenwelt unseres Jahrhunderts. Weiter brauchen wir nicht zurückzugehen, bis hierher aber zu gehen ist nothwendig. Die Dichtung, Philosophie, Philologie und Geschichtschreibung, in deren Entwicklung wir heute noch stehen, tritt am glänzendsten in der Wirksamkeit der jenaischen Gelehrten am Schluß des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hervor.

Sobald wir aber nur Goethe ins Auge fassen, ändert sich der Anblick. Wir sahen vor dem Zusammenleben mit Schiller einen einsamen Mann, der sich vom Scheine ganz besonderer Gestirne den Weg bestimmen läßt, welchen er einschlägt. Wir sehen ihn neben Schiller eine Reihe von Jahren mitten im allgemeinen großen nationalen Fortschritte eine leitende Stellung einnehmen, allein wir gewahren auch, wie er, sobald Schiller todt

ist, in die alte Zurückgezogenheit verfällt. Goethe, unser größter Dichter und Schriftsteller, hat mit der allgemeinen literarischen Arbeit nur in geringem direkten Zusammenhange gestanden. Ihre Vertreter haben sich mit ihm zu thun zu machen gesucht: aber eine dieser Verbindung entspringende consequente gemeinsame Thätigkeit hat niemals existirt. Goethe hat immer nur herausgegeben, was ihm ein Zufall als Geschenk brachte, er hat als Dichter oder Gelehrter nur weniges geplant, gewollt, ausgeführt: es hat seine Thätigkeit zu Zeiten, zumal unter Schillers erklärendem Beisein, wie regelmäßige Production ausgesehen: gewesen ist sie es auch da niemals. Sobald Goethe die Dinge über waren, ließ er sie liegen. Nur in Sachen der Gelehrsamkeit macht er eine Ausnahme.

Und ferner, obgleich Goethe's Dichtungen zwischen 1795 und 1805 unter Schillers Hülfe und Mitarbeit zu entstehen scheinen, so hat Goethe in Wahrheit sie ganz für sich hervorgebracht. Wir haben auch Iphigenie, obgleich kein Vers darin ohne Frau von Steins, Herders und Wielands approbirendes Votum für fertig erklärt worden ist, dennoch nicht als unter dem Beirathe dieser Personen zu Stande gekommen betrachtet, und so wird Niemand in Goethe's Sachen eine einzige Wendung nachzuweisen vermögen, welche auf Schillers Einfluß zurückzuführen wäre. Es ist alles einsames Goethe'sches Fabrikat. Schiller hat auf die endliche Gestaltung des Wilhelm Meister Einfluß gehabt, aber nur indem er Goethe zu einigen äußerlichen Änderungen bewegte, so daß dieser Schiller gleichsam die Feder in die Hand gab. Schiller hätte fehlen können: Goethe würde die früheren gewohnten Kritiker zu Rathe gezogen und sich ihnen untergeordnet

haben. Bei Wilhelm Meister ist Schillers Einwirkung fast zu bedauern. Ohne ihn würde dieser Roman nicht eine so absurde Abrundung erhalten haben, sondern als Fragment von weit größerer Wirkung geblieben sein.

Goethe war, als er Schillers Bekanntschaft erneuerte, mit den Römischen Elegien beschäftigt.

Ihr Ursprung ist bereits genannt worden: es sind zu Römischen Erinnerungen zurückverklärte Abenteuer neuester Weimarischer Gegenwart. Nachdem sie aber einmal als fertige Gedichte Existenz für sich gewonnen haben, läßt Goethe, der jetzt die Lehren der antiken Meister nie wieder vergißt, ihnen eine rücksichtslose Feile zu Theil werden. Sie sollen sich völlig von ihm ablösen und die Fähigkeit erwerben, für sich zu existiren. Er unterwirft sie der härtesten Erziehung. Er giebt sie fremden Menschen in die Hände, damit nichts zurückbleibe, was auf persönlichen Zusammenhang deute, und so ist bewirkt worden daß diese Verse etwas für sich Bestehendes gewonnen haben, was sie allem früher Entstandenen unähnlich macht. Man denkt nicht an Goethe, der uns bloße Erfindungen auftischt, sondern was durch diese Hexameter in unserer Phantasie erweckt wird, ist so mächtig, daß es als unmittelbare Wirklichkeit wirkt. Mögen wir noch so sehr wissen, es seien die weimarischen Erlebnisse nach Rom verlegt worden; wir weisen diese Kenntniß ab und genießen die Elegien als »roba di Roma,« ohne über ihren Ursprung uns irgend belehren lassen zu wollen. Das ist derselbe Geist, der uns Homers Ilias als Relation buchstäblich so geschehener Thatsachen aufdrängt, so daß heute noch immer nach dem skäischen Thore, und nach dem Brunnen und Feigenbaume gesucht wird, deren Lage Homer so deutlich

und unverfehlbar angiebt. Immer wieder werden die Gelehrten mit der Ilias und der Odyssee in der Hand die troische Ebene reconstruiren oder die Höhle auf Ithaka wiedererkennen, in die der schlafende Odysseus niedergelegt wurde, und immer wieder wird in Rom die Schenke besucht werden wo Goethe sein Abenteuer erlebte. Goethe hat hier eine Realität gedichtet wie Properz das gethan hat, dessen nächtliche Römische Straßenabenteuer uns so unbefangen wahrhaftig ansprechen als seien es die in Hexameter gebrachten Berichte eines Reporters, dem es überhaupt nicht möglich gewesen wäre aus seiner Phantasie zu schöpfen, sondern der nur das einzige Geschäft betreibe, das Vorgefallene so faktisch als möglich in Sprache wiederzugeben.

Worin lag nun diese Kunst, im Sinne der Alten so zu dichten, daß das zur Erscheinung kam, was ich eine »Realität« nenne? Es hätte schon bei der Römischen Umarbeitung der Iphigenie davon die Rede sein müssen, denn es handelt sich hier um den letzten Grund der entscheidenden Umwandlung, welche Goethe's künstlerisches Schaffen in Rom erfuhr, um das Geheimniß welches sich ihm dort erst enthüllte und um dessentwillen die Schriften und Kunstwerke der Griechen ihm von nun an unentbehrliche Muster sind. Wollen wir dem Geschehenen den rechten Namen geben, so sagen wir: Goethe gewann in Italien was wir den »Styl« nennen.

Vom »Styl« eines Werkes ist oft genug die Rede. Jeder spricht davon. Man sagt, ein Werk habe Styl oder es mangle ihm der Styl. Es würde nicht Jeder gleich erklären können, einmal, was überhaupt Styl sei, und zweitens, was er gerade diesmal damit meine. Und

doch wird der Unterschied immer wieder gemacht und der Begriff, so undeutlich er scheint, ist ein unentbehrlicher.

Was ist Styl?

Worin unterscheidet sich Iphigeniens letzte Form von den früheren?

Ich will die Wendung jetzt weiter ausführen, welche ich vorhin brauchte: Goethe habe bei den Römischen Elegien gewollt, daß sie, ohne persönlichen Zusammenhang mit ihm, für sich existiren sollten.

Sie wissen, von welcher Wichtigkeit die Kenntniß der Entwicklung eines Kindes ist von den ersten Anfängen der Entstehung an. Setzen wir statt Kind Kunstwerk.

Wir glauben bei mehr als einem Goethe'schen Kunstwerke die Entstehung vom ersten Gedankenblitze verfolgen zu können. Wir beobachten seine ersten dunkeln Bewegungen. Es ist vorhanden und ist zugleich auch nicht vorhanden. Wir sehen es wachsen und endlich bei ausgebildeten Gliedern zur Welt kommen. Nun ist es da und lebt. Die Betrachtung dieses Werdens, dieser Entwicklung aus dem Nichts zur Persönlichkeit scheint beim Kinde wie beim Kunstwerke das Wichtigste. Sobald eins wie das andere erst einmal lebend ans Licht der Sonne getreten ist, scheint das Geheimniß aufzuhören. Im geistigen Sinne beginnt es aber jetzt erst! Das Entscheidende in der Carrière eines Kindes ist nicht der Moment, wo es als Wesen für sich zu bestehen beginnt, sondern die Epoche, wo seine Erziehung vollendet ist und es, sich von seinen Eltern nun auch geistig frei machend, ein nur auf sich basirtes Leben beginnt. Wenn der Knabe ein Mann geworden ist.

Diese Macht, geistig ganz für sich zu existiren, so daß, wie beim Manne von Vater und Mutter, so beim Kunst-

werke vom Künstler gar nicht mehr die Rede ist, haben nur die griechischen Künstler ihren Gestalten verleihen können, und von den nachfolgenden nur die welche den Griechen das Geheimniß absahen. Bei Dante's, Shakspeare's und Lionardo's Figuren, bei denen aus Raphaels und Michelangelo's Jugendzeit, drängt sich die Frage nach dem der sie hervorgebracht hat, fast immer wieder als das Wichtigere auf. Dante, Shakspeare, Lionardo, den jungen Raphael und Michelangelo selbst erblicken wir zumeist in den Gestalten die sie schufen, es sind ihre Kinder, aber unmündige Kinder, und der Vater steht in erster Linie; ohne ihn würde seiner Schöpfung zum Theil die Erklärung fehlen. Homers, Sophokles' und Aeschylos' Gestalten aber leben ihr abgeschlossenes Dasein: die Väter verschwinden neben ihren Schöpfungen.

Und so sind die vor seinen Römischen Zeiten entstandenen Werke Goethe's nur abgesplitterte Theile einer Persönlichkeit, welche selber uns ebenso wichtig bleibt als ihre Werke, und erst was er nach der Italiänischen Reise gedichtet hat, bedarf Goethe's Person nicht mehr, um eine vollendete freie Schöpfung mit eignem Willen und eigner Bewegung zu sein. Das ist es was die Arbeiten des Jungen Goethe zurücktreten läßt gegen die des Goethe, welcher in Rom den Griechen das Geheimniß des Styles abgesehen hatte.

Und weiter:

Die griechischen Künstler schufen neben der natürlichen eine ideale künstlerische Menschheit, deren Körper niemals mit den natürlichen Leibern übereinstimmten, sondern die, wie ein Volk von Erz oder Marmor, ihre eigne Gestalt hatten. Der Körper, den die griechischen Künstler neu erfanden, ist einfacher als der natürliche. Nur

die edelsten Flächen und Linien, in einer künstlerischen Harmonie zu einander stehend wie die Natur sie niemals zeigte, wandten sie an. Der Arzt, der Naturforscher sieht im menschlichen Körper einen Complex nie völlig zu ergründender Stoffe und Bewegungen. Für ihn giebt es weder ein Innen noch ein Außen, je schärfer er beobachtet, um so unerwartetere neue Feinheiten entdeckt er: der griechische Künstler will nur das zur Darstellung bringen was den scharfen Blicken seines Volkes als die wünschenswertheste äußere Form erscheint. So wie alle Männer oder Frauen am liebsten selbst gebildet sein möchten, formt er seine Gestalten. Und indem Generationen von Künstlern auf dieses Ziel hin den Geschmack des Publikums und die Mittel ihn zu befriedigen immer von neuem studirten, gelang es ihnen endlich, das höchste Maaß von Schönheit so zur Anschauung zu bringen, als habe die Natur selber es hervorgebracht. Der griechische Künstler wuchs innerhalb eines Ueberlieferten auf, welches ihm die Freiheit nahm. Dieses Marmorvolk schien sich selber in neuen Generationen fortzuzeugen. Der Zeus des Phidias, wenn auch nur Phidias allein ihn schaffen konnte, war den Griechen das Bild des Gottes als sei Zeus im Marmor gegenwärtig, und habe Phidias nur im Auftrage des Volkes so lange an dem Steinblocke gemeißelt und geglättet bis die letzte, nothwendige Form entstanden war.

Und nun: dieses Volk von Statuen ist nicht stumm: es redet, und seine Sprache ist die der griechischen Dichtung! Diesen Marmorlippen entspricht der Vers der griechischen Dichter.

Nur diejenige Gestalt einer Dichtung redet wirklich, deren Worte sich in dem einfachsten Tonfalle bewegen,

der über den zufälligen Accenten des menschlichen Geschwätzes erhaben ist wie die Marmorleiber über den lebendigen. Die dichterische Sprache giebt den Worten klaren, abgegränzten Werth. Sie verleiht ihnen zugleich aber den Klang, der an die höchsten Gedanken erinnert deren die Menschheit fähig ist. Sie engt die Sprache scheinbar ein, zwängt sie in Regeln und schließt gewisse Worte aus, denen jener ideale Accent noch fehlt. Nur die Griechen haben ihrer Sprache diesen Klang und Tonfall so zu verleihen gewußt, daß ein System daraus wurde; andere Nationen haben es nur zu einzelnen Lauten der dichterischen Sprache gebracht. Angesichts der Kunstwerke Griechenlands in Italien hat Goethe's Iphigenie diese Form und diese Sprache nachträglich angenommen, hat er Tasso und Egmont umgearbeitet. Jede Spur subjectiven Zusammenhanges mit dem Dichter sollte getilgt werden. Iphigenie hat mit der Gestalt der Frau von Stein, Orest mit der Goethe's nichts mehr zu thun. Keine persönlichen Schicksale, unter deren Anstoß sie entstanden waren, kleben den Personen mehr an: sie sind mündig und der Gewalt selbst desjenigen nicht mehr unterthänig, der sie formte und der, ehe er ihnen in Rom die höchste Vollendung lieh, sie nach seinem Willen immer noch hierhin und dorthin lenken durfte.

Eins aber hatte Goethe auch hier nicht fortzuschaffen vermocht: daß diese Gestalten in ihren ursprünglichen Anfängen doch anders geformt gewesen waren als sie endlich erschienen. Die alte erste Anlage behielt ihren subjectiven Ursprung, und sogar bei den Römischen Elegien bleibt ein gewisser letzter Anschein allzu nahen Zusammenhanges mit Goethe's Person, weil er sich als Träger der berichteten

Abenteuer einführt. Wir müssen, um zu gewahren wie durchaus Goethe jetzt im Sinne der antiken »Kunstmäßigkeit« zu dichten versteht, uns an eine Anzahl Dichtungen halten, bei denen Inhalt und Form noch auffallender sind: Die Braut von Corinth, Der Gott und die Bajadere, Der neue Pausias und das Blumenmädchen, vor allen aber Alexis und Dora. Diese Gedichte — ich nenne nur die vorzüglichsten — sind im eigentlichen Sinne des Wortes Meisterwerke, das heißt: Arbeiten eines Dichters der sich zur Meisterschaft erhoben hat. Man kann ohne zu übertreiben bei diesen Gestalten, — welche nicht, wie Goethe's frühere, als ganz entfernte himmlische Verwandte des Dichters selbst durch eine verfolgbare Genealogie mit ihm zusammenhängen, sondern die er nun wie aus dem Gewölke uns plötzlich entgegentreten läßt, — von einer Vereinigung griechischer Sculptur, Raphaelischer Zeichnung und Tizianischer Farbe sprechen. Dieser Vergleich drängt sich auf, weil ein so bedeutender Zuwachs an plastischer, zeichnender und colorirender Kraft bei Goethe hier sichtbar wird. Er weiß durchaus, welche Effecte er haben will, mit welchen Mitteln sie zu erreichen seien und wie schließlich dem Werke eine derartige Vollendung verliehen werden könne, daß von der »Arbeit« die letzte Spur getilgt wird. »Alexis und Dora« ist unübertrefflich. Nicht wie aus dem Griechischen übersetzt, sondern als hätte ein alter Grieche Deutsch zu dichten gewußt. Goethe hatte sich damals in die antike Welt, als eine lebende, dermaaßen eingelebt, daß er der Ilias einen Gesang zufügte, ein Beginnen zu dem die neue Theorie, es lägen hier nur zufällig zusammengeschweißte Lieder vor, ihn berechtigte. Goethe's Achilleïs ist kaum bekannt und

pflegt als verunglückter Versuch angesehen zu werden. Ich stimme dem nicht bei. Ich halte dieses Gedicht für eines, das mit seinen gelungensten in der gleichen Reihe stehen darf. Leider ist es unvollendet geblieben.

Doch es würde dieser Art zu arbeiten etwas ankleben, was sie als ein Herabsteigen von der Höhe der Kraft erscheinen lassen könnte, hätte Goethe nicht alle Vorzüge dieser neuen Methode in einem großen Werke zur vollsten Blüthe kommen lassen, das im artistischen Sinne als die schönste und tadelloseste, und im reinmenschlichen Sinne als die wahrste aller seiner Dichtungen dasteht: Hermann und Dorothea.

Der Triumph eines Kunstwerkes, im Sinne der ächten Kunst, war, wie wir gesehen haben, die Phantasie so zu berühren, daß sie eine Schöpfung vor sich zu haben glaubt, bei der, über dem Werke selber, der Künstler ganz vergessen werde, so daß man nachträglich, und wie aus einer Bezauberung sich erholend, erst sich sagen müsse, die Natur, oder das Bild oder die Dichtung verdanke den Händen eines Mannes ihre Entstehung, ohne den es nicht vorhanden sein würde. Diese Höhe hat Goethe bei Hermann und Dorothea erreicht. In der Form dieses Gedichtes scheint er den Urrhythmus der germanischen Sprache entdeckt zu haben; in seinem Stoffe verklärt er dasjenige, was die Quelle aller Deutschen Kraft und Herrlichkeit ist, das gesunde, gemäßigte Familienleben. Waren die Römischen Elegien aus der Beschreibung des Glückes entsprungen, das ein aus langer Einsamkeit zum Besitze einer Geliebten Gelangender empfindet, so haben wir hier den Inhalt der ruhigen Häus-

lichkeit, die aus jenen Anfängen sich entwickelte, in der schönsten Form niedergelegt, die sich denken läßt.

Ich will zuerst von dieser Form reden.

Klopstock ist der Schöpfer der modernen Deutschen Prosodie. Versuche die vor ihm gemacht worden sind, sind eben nur Versuche gewesen. Klopstock dichtete zuerst wirkliche Deutsche Oden; er baute wirkliche Deutsche Hexameter, indem er unsere Sprache, in Nachahmung der antiken Syntax und im Nacherschaffen neuer Wortformen, gleichsam im antiken Maaße einexercierte.

Klopstock würde mehr geleistet haben wenn er weniger geschrieben hätte: er gewann eine solche Leichtigkeit, im antiken Schritte zu gehen, daß seine Kunst die natürlichen Fähigkeiten der Sprache überbieten wollte. Es war nicht mehr Deutsch, sondern Klopstockisch was er schrieb, und so großes Gefallen das Publikum eine Zeit lang an seinen Versen fand, so konnte was nur eine Mode war doch immer nur begränzte Dauer haben.

Ewald von Kleist (der ältere Kleist, welcher im siebenjährigen Kriege fiel) hat Hexameter und antikisirende Phantasiemaaße in discreterer und darum heute lesbarerer Weise angewandt. Ich erwähne Kleist unter Vielen die hier zu nennen wären — gedenken wir nur Rammlers, von dessen Oden zu Friedrich des Großen Zeiten Berlin wiederhallte — weil er uns auf den Mann bringen soll, dem die eigentliche Gründung des Deutschen Hexameters verdankt wird: auf Voß. Kleist besaß schon etwas das hier bedeutend in Frage kommt und bei Klopstock vergeblich gesucht wird: er formte nur wenig an der Sprache um, in welcher er dichtete, sondern suchte sich ihren Wendungen nach Vermögen unterzuordnen. Statt sie zu zwingen, schmei-

chelte er ihr. Statt neue Erfindungen zu machen, paßt er das vorhandene Material den fremden Maaßen an und vermeidet sorgfältig den Schein der Fremdartigkeit. Er bittet ausdrücklich, man möge seine Hexameter und andern antiken Maaße lesen als wenn es einfache Prosa sei.

In dieser Richtung ist Voß weitergegangen und der Entdecker des eigentlich epischen Deutsch geworden. Wobei freilich gleich gesagt werden muß, daß auch er seine eigne, so glücklich erfundene Sprache später zu einem künstlichen Idiome zu erheben trachtete, welches die Vortheile wieder einbüßte, die es zuerst besessen hatte und Vossens letzte Arbeiten beinahe unverständlich gemacht hat. Während Klopstocks künstlichste Bauten immer doch nur Schwierigkeiten boten die sich überwinden ließen, wird Voß ledern, oder hölzern, oder starr, oder wie man sonst geistlosen Formalismus bezeichnen will.

Hier aber ist von dem Voß die Rede, welcher den Deutschen zuerst die Gedichte Homers erschlossen hat.

Der Hexameter des Homer war ein Product eines Dialektes: des ionischen. Niemals hätte sich aus dem attischen, der Sprache der Denker und Politiker, ein so sanftes Versmaaß gebildet. Der attische Erzähler par excellence ist Plato. Mit allen Hülfsmitteln welche die Syntax überhaupt der Sprache zu bieten im Stande ist, stattet er das aus was er mitzutheilen hat, eine Prosa edelster Art, wo jeder Satz seinen eignen Rhythmus hat. Mir scheint: das Höchste was mit menschlicher Sprache überhaupt geleistet werden könne, habe Plato geleistet. Eine Harmonie von abhängigen Constructionen bis zur höchsten Potenz, wie sie Plato's »Gastmal« z. B. aufweist, ist nie wieder auch nur versucht

worden. Alle moderne Prosa ist, was die Ausbeutung der Sprache als Material anlangt, Kinderei gegen Plato's Leistungen.

Plato's Perioden verlangen angespannte Aufmerksamkeit: Homers Verse lassen sich, im Vergleich zu dieser Anspannung, halb im Schlafe einschlürfen. Das Epos bedarf einer einfachen, sich mühelos breit machenden, durch den Wohlklang der Worte die Gedehntheit der Construction aufhebenden Sprache. Der ionische Dialekt war die Sprache der behaglichen Prahlerei mit Abenteuern. Er verhält sich zum Attischen wie das sanft rauhe Sicilianisch zum pointirten Toscanisch, nur daß das Jonische zur Schriftsprache erhoben wurde, was dem Sicilianischen nie zu Theil ward. Homer war Speise für Jedermann. Der gröbste Geschmack und die feinste Zunge ergötzte sich an ihm. Sein melodischer Gang versetzte den Einen wie in einen Traum, während er den Andern zur Beobachtung seiner Feinheiten aufreizte. Die Substantiva schreiten in Begleitung wohltönender, sich wiederholender, beinahe inhaltsloser Adjectiva langsam einher, aber diese Beiwörter, wenn man sie genauer betrachtet, scheinen doch unentbehrlich, wie die Schleppen fürstlicher Gewänder durch unnützen aber prachtvollen Faltenwurf das Auge erfreuen. Dieses Vorwalten eines wohlklingenden Sprachmateriales, das in Molltönen zu klingen scheint, verleiht der Erzählung einen festen sinnlichen Grund. Man geht einher wie über eine weite blumenbesäete Wiese. Es scheinen überall nur dieselben Blumen, denen man immer wieder begegnet, es ist stets dasselbe Gras, das am Ende nur die Schritte hemmt, aber es athmet überall dieselbe Frische aus, giebt das Gefühl mühlosen, elastischen Fortschrittes, bietet will-

kommene Zögerung und erhebt die Reise zum Spaziergang, während selbst die Gleichartigkeit der Blumen sich zuletzt in unmerkliche Unterschiede auflöst. Wer hat im Frühlinge nicht auf den Wiesenflächen der römischen Villen die Anemonen gepflückt, die in unendlicher Fülle da aufsprießen? Zuerst sieht eine aus wie die andere und es scheint sich bald nicht mehr der Mühe zu lohnen: allmälig erkennt man, wie jede an Farbe und Wachsthum ein eignes Wesen sei, und man kann nicht müde werden sie einzusammeln. So mit Homers einfachen sich wiederholenden Worten, die an jeder eignen Stelle neue Farbe und Gestalt annehmen.

Die Deutsche Sprache hat einen Dialekt welcher dem ionischen nahe kommt: das in den nördlichen Ebenen und an den nördlichen Küsten heimische Platt. Ein rauher aber sanfter Tonfall, ein Beruhen der Stimme auf gebrochenen Vocalen, eine Fähigkeit, breit zu sein ohne leer zu werden, zeichnet es aus. Die Niederdeutschen haben keinen Homer und Herodot gehabt und müssen es sich schon gefallen lassen daß dies gesagt werde: vielleicht würde, wären Vorgänger von solcher Kraft dagewesen, Voß seinen Homer gar nicht ins Hochdeutsche übertragen haben. Voß, als Niederdeutscher, fand den Ton, in welchem das Jonisch des Homer in einem, man möchte sagen: als Platt empfundenen Deutsch wiederzugeben sei. Er wußte seinen Hexametern die Ruhe zu geben, die diesem Maaße unentbehrlich ist. Voß erhob sich, nachdem er durch seinen Homer eine Prosodie angebahnt hatte, welche eine Deutsche Prosodie zu nennen war, zu eignen Dichtungen. Er schuf das Epos »Luise« die Geschichte einer Pfarrerstochter, die mit einem jungen Amtsbruder des

Vaters verheirathet wird, und lieferte damit das unmittelbare Vorbild für Goethe's Hermann und Dorothea so unmittelbar, daß Goethe die Nachahmung gern eingestand und daß die Schaar seiner Gegner ihm sogar zutraute, er habe Vossens Luise Concurrenz machen wollen.

Goethe Concurrenz!

Der uralte Gleim, der in Halberstadt sitzend nichts mehr zu Stande brachte, als zu Gunsten seiner Freunde (die ihn heimlich für einen eitlen alten Narren hielten) in ohnmächtige Wuth zu gerathen, wo er sie für angegriffen hielt, schrieb über Hermann und Dorothea an Voß, er habe Goethe's »Sechsfüßer« angesehen, denn zu lesen sei dergleichen ja nicht, und nun sage er sich, dieser Hermann und Dorothea sei eine »Sünde gegen seinen heiligen Voß« — »ich laſſ' es mir nicht nehmen, eine gottlose Satire: Vossens Luise will der Bube lächerlich machen! Robespierre beging kein größeres Bubenstück! Hier (in Halberstadt nämlich) sind alle guten Seelen meiner Meinung!« Dies war nun gewiß eine Uebertreibung von Seiten des guten Canonicus, im Ganzen aber urtheilte man: Goethe habe Hexameter gemacht, wie sie vor zwanzig Jahren Mode gewesen. Und heute noch, wo Goethe's Gedicht ausnahmsloser Bewunderung begegnet, will man die Hexameter nicht ausnahmslos gelten lassen.

Ich erlaube mir dagegen zu behaupten, durch Goethe erst sei der von Voß zu einem Deutschen Metrum erhobene Hexameter mit vollem Leben begabt worden. Goethe's erste Anfänge, die in die beginnenden achtziger Jahre fallen, sind freilich öfter schwer zu lesen. In Italien aber ging ihm der Fall des elegischen wie des epischen Hexameters auf. Was

ihm früher wie eine mühsam nachgeahmte Tanzbewegung war, wurde ihm zum natürlichen Gange. Jetzt nahm er Vossens Art in die richtige Schule, streifte dem Deutschen Hexameter die akademische Unbehülflichkeit ab und machte ihn den Lippen des Volkes geläufig. Goethe ist dabei mit der größten Vorsicht und zartem Sprachgefühle verfahren. Klopstocks verfehlte Methode erkannte er: er hatte erlebt wie dessen Schule aufgekommen war und sich schließlich verflüchtigte; aber er durchschaute ebensosehr Vossens gefährliche Neigung zum Gemüthlich-Hausbacknen: es handelte sich für Goethe darum, einen hochdeutschen, nicht fremd klingenden, ungezwungenen Hexameter zu schaffen, der dem Genius der Sprache sich anbequemte. Das ist ihm gelungen. Goethe's Hexameter fielen dem Spotte der von Voß eingenommenen Schriftsteller anheim. Man lese über diese Frage die inhaltreichen Recensionen der jenaischen Literaturzeitung aus dem Jahre 1807 nach. Goethe's Arbeit erst, sein unendliches Feilen, sein Zurathеziehen Anderer, denen er ein feines Ohr zutraute, seine zögernde Auswahl dessen was ihm als das Beste erschien, bei fortwährender Rücksicht auf den Klang der Sprache wie sie gesprochen wurde, hat den Mustervers geschaffen, den wir brauchen.

Merken wir uns das wohl: es giebt keine richtigen Verse an sich, so wenig wie es eine richtige Sprache an sich giebt. Es giebt nur Verse, die große Dichter gemacht haben, und eine Sprache, deren sie sich bedient haben. Man hat Goethe's Hexameter und Pentameter durch sogenannte richtigere zu überbieten gesucht. Platen z. B. hat, Alles in Allem genommen, einige Hundert Verse dieser Art geschrieben, welche in ihrem Bau gewissen

Feinheiten entsprechen die sich an griechischen Hexametern entdecken lassen. Platens Hexameter sind vortrefflich, aber die Goethe's, weil bei ihrer Entstehung die Rücksichten nicht sämmtlich genommen wurden welche Platen walten ließ, sind darum wahrhaftig nicht etwa geringer. Im Gegentheil, Goethe's sogenannte incorrecte Verse sind unentbehrliche Erweiterungen der uns gestatteten Freiheit. Unser heutiges Ohr verlangt nicht mehr als Goethe geleistet hat. Es ist geradeso mit den Reimen. Goethe reimt:

Allein und abgetrennt von aller Freude
Seh ich ans Firmament nach jener Seite.

Man wirft ihm »Freude« und »Seite« als unreine Reime vor. Ich möchte fragen, wo die Männer sitzen, welche darüber zu entscheiden haben, ob »Seite« und »Freude« hier zueinander als Reime in Beziehung gesetzt werden durften? Unsere ganze heutige Deutsche Verslehre leidet unter dem pedantischen Eingreifen einer Rücksicht auf gewisse Eigenschaften der älteren Sprachen, die zu beobachten für die heutige Sprache ein Ueberfluß sind. Keinen Nutzen, sondern Schaden stiften diese Puristen, wenn sie uns ohne den innersten Genius um Rath zu fragen äußerlich die Regeln griechischer und lateinischer Prosodie aufzwingen wollen. Wie matt und mühsam klingt das Musterstück Deutscher Homerübersetzung von Wolf, wie reichen nicht im Durchschnitt die Uebersetzungsversuche griechischer und lateinischer Dichter, welche mit der Absicht unternommen wurden, die prosodischen Feinheiten zu reproduciren, bis an die Gränze des Unverständlichen, so daß wer den Urtext nicht kennt oft gar nicht errathen würde was die Deutschen Worte bedeuten sollen. Der Mißcredit, in

welchen der Betrieb der classischen Sprachen in neuerer Zeit gerathen ist, könnte unschuldiger Weise diesen Unverständlichkeiten mit zuzuschreiben sein. Die Leerheit solcher Künsteleien ist zu offenbar. Eine Sprache hat ihr zartes Wachsthum. Man muß ihren Ranken den Willen lassen, wohin sie sich wenden wollen, man muß mit geübtem Auge beobachten, wohin der Drang ihres Lebenssaftes sie vorwärts treibt. Fast unbegreiflich erscheint uns die tastende, zögernde Arbeit Goethe's, der Jahre lang mit sich und Andern berathschlagt wie ein Wort zu wählen, ein Tonfall zu gestalten sei. Ich sehe eine Zeit kommen, wo diese Sorgfalt einem Studium unterliegen wird, dessen höchsten Nutzen in Zweifel zu ziehen, dann als wissenschaftlicher Hochverrath gelten wird.

Goethe's Hexameter, wo sie in Hermann und Dorothea fehlerhaft erscheinen, bedürfen nur der richtigen Wortaccentuation bei lauter Recitation, um sich in Wohlklang aufzulösen. Sie sind fürs Ohr und nicht fürs Auge geschrieben.

Was den Stoff des Gedichtes anlangt, bemerke ich:

Voßens Luise hat in ihrer Art eine hohe Leistung. Hier erkennen wir am einfachsten die Einwirkung der classischen Vorbilder. Sie ist ein rundes abgeschlossenes Gemälde, das um verstanden und genossen zu werden, nichts weiter bedarf. Sie hat die Eigenschaft des ächten classischen Kunstwerkes: in der That »vollendet« zu sein, das Wort in beiden Bedeutungen genommen. Goethe las das Gedicht gern vor und zeigte sich bewegt von seiner Schönheit. Die Reize des schleswig-holsteinschen Landes sind durch Voß verewigt worden. Klaus Groth hat in neuerer Zeit hinzugefügt was von ihm etwa nicht gesagt worden

war. Voß hatte mit erstaunlicher Treue der Natur ihre Farbengebung abgesehen und von Homer gelernt, Landschaften in Worte zu übertragen. Goethe's Gedicht gegenüber aber kommt Voß nicht auf. Wer außer Goethe vermochte so friedlichen Scenen die ungeheure Verwüstung der Revolution zum Hintergrunde zu verleihen, welche damals die Welt erschütterte?

Goethe hatte diesen Stoff lange Jahre mit sich herumgetragen, noch ehe an die französische Revolution gedacht wurde. Er schwankte über die Form, in der er ihn geben sollte: wir sehen, wie beides, die Form und die Beziehung auf die Zeit, ohne welche das Gedicht gar nicht denkbar scheint, erst im letzten Momente hinzukamen. Vielleicht sind sie es, die den Ausschlag gegeben haben. Goethe vollendete das Werk, im Jahre 1796, in der größten Schnelligkeit, — der Briefwechsel mit Schiller giebt diese Daten genau an — und brachte es in raschem Tempo gleich bis zum Abschlusse. Hinterher begann erst die peinliche Kritik, welche die Mündigkeitserklärung des Gedichtes hinausschob.

Goethe sagte zu Eckermann, in hohem Alter, Hermann und Dorothea sei unter seinen größeren Gedichten das einzige, das ihm noch Freude mache wenn er es wiederlese. Dorothea's Gestalt steht so fest auf dem Boden des Vaterlandes wie meiner Erfahrung nach überhaupt keine andere der Deutschen Dichtung entsprungene Gestalt. Sie hat nur eine Schwester, an die sie mich erinnert und die wiederum eine der wenigen dichterischen Figuren ist, welche Goethe nicht gekannt haben mag: Gudrun, die Heldin des Gedichtes das mit Recht neben den Nibelungen als die Deutsche Odyssee gilt. Auch hier tritt uns

diese Verbindung tiefen Gefühls mit einer gewissen Zurückhaltung, dies feste Beruhen auf dem Boden der Pflicht entgegen, diese fast philosophische Mäßigung in Glück und Unglück. Goethe's Dichtung steht das so wohl an, daß die sittlichen Conflikte aus dem Gegensatze des Deutschen Charakters zu den Ereignissen erwachsen welche eben von den nächsten Nachbarn zu uns ins Land getragen wurden. Dorothea empfängt dadurch eine besondere Mission. Sie tritt für die höchsten Gedanken ein welche die Zeit bewegen und ist sich dessen nicht einmal bewußt. Sie erscheint als Vertreterin jener gesunden Gesinnung, die nicht darin besteht daß man sich an das Alte anklammere, sondern daß man das Gute mitzuerhalten wirke und die Ruhe in natürlicher Thätigkeit als den Preis des Lebens ansehe. Mit wie sicherem Fuße sie einherschreitet, etwas bürgerlich Heldenmäßiges liegt in ihrem Auftreten. Goethe's andere Gestalten haben mit ihr verglichen etwas Schwebendes, nicht völlig Consistentes, als kämen sie mit einer letzten Falte ihrer Gewänder nicht ganz und gar aus dem Gewölk hervor. Man würde es kaum bemerken, stände Dorothea nicht als Gegensatz da. Und doch ist ihre Gestalt diejenige, die mehr als alle andern im realen Sinne einzig aus Goethe's Phantasie zur Entstehung kam. Es liegt nahe, bei der Mutter und deren Verhältniß zu Hermann an Goethe's Mutter zu denken. Doch fördern solche Vergleiche hier nicht, weil die Gestalten ihrer nicht bedürfen. Auf das Eine weise ich noch hin. Indem Goethe das wohlbegründete unerschütterte Familienleben des inneren Deutschlands der durch Frankreichs Nachbarschaft bereits aus den Fugen gegangnen Existenz am Rheinufer entgegensetzte, ahnte er damals nicht, daß dieser

Sturm zehn Jahre später sich über ganz Deutschland ausdehnen werde. Das Gedicht verewigt als historisches Denkmal die Zeiten zwischen den Anfängen der französischen Revolution und den Napoleonischen Kriegen, einen für uns verhältnißmäßig friedlichen, geistig bewegten, erwartungsvollen Zustand, der ja auch die Stimmung geliefert hat, aus welcher heraus Schillers Hauptwerke gedichtet und in welcher sie aufgenommen worden sind.

Die mißgünstige Kritik, mit welcher Hermann und Dorothea zum Theil aufgenommen worden war, hatte ihren Entstehungsgrund in den Xenien. Einem Manne der an einem solchen Attentate betheiligt war, mußte gezeigt werden, selbst wenn es Goethe war, daß man auch zu zürnen verstehe. Es half den Leuten blutwenig: denn bereits im Mai 1798 berichtet Cotta an Schiller über die »ungeheuere Verbreitung« des Werkes. —

Ich würde Wilhelm Meister, als fast zu gleicher Zeit in Arbeit, hier auf sich beruhen lassen, wenn nicht über Schillers Einfluß darauf gesprochen werden müßte. Das Werk war abgeschlossen vor der Bekanntschaft mit Schiller, der nun jedoch durch seine Theilnahme daran Goethe in solche Geschäftigkeit versetzte, daß der Roman, für den Druck abgerundet, als abgeschlossenes Ganzes herauskommen sollte. Schiller hatte übernommen, das Werk in dieser Gestalt zu rechtfertigen. Er beruhigte vor allen Dingen Goethe selbst durch einige Briefe, die ein Meisterstück von Recension enthalten, und brachte sodann in weiteren Kreisen eine Bewegung zu Gunsten des Romanes hervor, die ohne ihn, hätte Goethe allein gestanden, nimmermehr erfolgt wäre.

Wilhelm Meister zeigt am besten die Eigenschaften des Goethe'schen Styles. Wie ein Gebirge in seinen verschiedenen Höhenregionen die Flora verschiedener Zonen beherbergen kann, so finden wir hier Stylproben aus allen Epochen Goethe's. Die Erzählung bewegt sich zuerst in der lebendigsten Frankfurter Diction, geht durch die Prosa der »Zehn Jahre« hindurch und endigt mit einem schematisch gehaltenen, für bloßes Fertigwerden hingeworfenen Abschlusse, der in Sprache und Composition weder Linien noch Farben, sondern nur noch den skizzenhaften Entwurf giebt. Der Roman beginnt als festgewebte Novelle, welche auf einen Abschluß loswill, wird von immer loserem Stoffe, läßt immer mehr Fäden fallen, während andere dafür eingeschlagen werden, und endigt in fast räthselhaft eiligen Mittheilungen. Der Idee nach, welche jedoch erst im Laufe der Arbeit sich bildete: das Leben zu zeigen wie es ist, konnte der Roman überhaupt nie geschlossen werden, sondern mußte, wie Memoiren thun, an irgend einem Punkte abbrechen. Dadurch daß Goethe mit einer Art Ende die Schicksale der Personen nachträglich theils zu erklären, theils in einander zu passen und in Verbindung zu halten sucht, legt man das Buch mit einer Enttäuschung aus der Hand. Man verlangte das gar nicht.

Wilhelm Meisters Lehrjahre beherbergen Mignon und Philine, die beiden seltsamsten und liebenswürdigsten Ausgeburten der Phantasie Goethe's. Weder bei Mignon noch bei Philine wissen wir, wie ich schon sagte, woher sie stammen. Es sind von verschiedenen Seiten Vermuthungen aufgestellt worden, die uns aber schon deshalb nicht fördern, weil wir von den Persönlichkeiten welche genannt werden nicht mehr als die Namen haben. Nie-

mals ist eine coquette, unruhige, unwiderstehliche Soubrette realistischer dargestellt worden als in Philine, und niemals ein im Süden geborenes, vom Schicksal zunicht geschlagenes, träumerisches, leidenschaftliches Kind so hinreißend, rührend und so unvergeßlich als in Mignon.

Ein Kind von dämonischer Anhänglichkeit an ihren Beschützer gefesselt, fühlt Mignon plötzlich daß sie kein Kind mehr sei. Als Kind noch schleicht sie Nachts zu ihm, wie ein Hund sich zu Füßen seines Herrn betten will, drängt sich unerkannt an sein Herz und indem sie sich plötzlich erwachender Leidenschaft hingiebt, wird ihr Wesen zugleich der Vernichtung geweiht. Sie muß sich von nun an verzehren und ihr Tod ist mit ergreifender Wahrheit geschildert. Nachdem Marianne, welche die Heldin des Romanes in seinen novellistisch für sich bestehenden Anfängen gewesen war, bei Seite geschafft worden war, tritt Mignon als die ein, um derentwillen die ganze Dichtung da ist. Goethe selbst sagt es. Er warf Frau von Stael vor, in ihrer Beurtheilung des Wilhelm Meister Mignon nur als Episode gefaßt zu haben, während um sie doch alles Übrige sich bewege. Was anders wohl konnte Goethe so erschüttert haben, als er den Weg zwischen Erfurt und Gotha einmal einsam zurücklegend sich mit den Gedanken in den Roman verliert, bis er in Thränen ausbrach? Er schreibt Frau von Stein darüber, es war in den ersten Zeiten. Mignons Schicksal, wie ein dünner Spinnweb von Blume zu Blume gespannt durch einen einzigen Athemzug der Leidenschaft gerissen, muß ihm da vor der Seele gestanden haben.

Goethe hat sich durch Schillers Gesellschaft, welcher er Wilhelm Meister im Manuscripte mittheilte, leider ver-

führen lassen, diesen höchsten, reinsten Effect des Romanes zu zerstören, indem er dem so deutlichen Zuge der Entwickelung entgegen Philine für die erklärt welche in jener Nacht sich zum Helden des Romanes hinwagte. Philinens Charakter ist mit diesem nachträglichen Zusatze zugleich aufgehoben worden. Denn darauf eben beruht ihr Verhältniß zu Wilhelm, daß Philine bei der lockersten Ungebundenheit und indem sie ihm tausendfache Gelegenheit bietet überzugreifen, ihn durchaus kalt läßt. Sie selber nämlich ist kühl von Natur und all ihre Verliebtheit nur eine scheinbare. Sie ist im Vertrauen auf die Gleichgültigkeit ihrer Natur in moralischen Dingen nachlässig bis zum Exceß, aber keiner Leidenschaft fähig.

Wilhelm Meister bringt neben entzückender Abwechslung der Scenen eine Fülle von Lebenserfahrungen, die unerschöpflich scheint. Bei jeder wiederholten Lectüre wird man neue Züge ausfindig machen die von durchdringender Beobachtungsgabe zeugen. Goethe versetzt uns in die Stimmung ironischen Vorherwissens bei jedem neuen Abenteuer Wilhelms: er werde ohne rechten Genuß aber doch mit heiler Haut wieder davonkommen. Das menschliche Leben erscheint als eine ewige Folge von Gastmälern wo entweder der Appetit oder die Gäste fehlen, sowie von Stunden des schönsten Appetites wo man mit einer Brotrinde vorliebnehmen muß. Einige Zeit nach dem Erscheinen Wilhelm Meisters lieferten ein Paar jüngere Schriftsteller eine Kritik desselben: sie ließen in einem Romane, »Karls Versuche und Hindernisse« betitelt, einen blöden Menschen auftreten, welcher, vom Schicksal ewig an der Nase herumgeführt, zu einer komischen Figur wird. Darin aber liegt eben der wahrhafte Inhalt der Goethe'schen Dichtung, daß

uns Wilhelm Meister niemals lächerlich erscheint. Le Sage hat im Gil Blas von Santillana in derselben Weise seinen Helden durch unzählige meist resultatlose Abenteuer hindurchgeleitet, ohne ihn, selbst da wo er die übelste Figur spielt, lächerlich werden zu lassen. Denn jeder Leser wird sich sagen: dir hätte es nicht besser gehen können.

Goethe's Roman ist zugleich von literarhistorischer Wichtigkeit. Er enthält sehr wichtiges Material für die Geschichte der Reception Shakspeare's in Deutschland. Die in ihm gegebene Erklärung des Charakters Hamlet ist berühmt und allbekannt.

Nur einen Nachtheil hatte das Werk: die Dinge sind von Goethe mit einer so völligen Ungeschminktheit genannt und dargestellt worden, daß man ihm, wie Schiller mit Recht voraussah, diese Persiflage der Menschheit nicht verzeihen konnte. Gerade weil man wußte daß man so sei, sollte es nicht gesagt werden. Schiller hatte die Welt richtig taxirt. Wenn von Goethe's Immoralität die Rede ist, pflegt man sich vorzugsweise auf Wilhelm Meister zu berufen.

Hiermit ist dasjenige genannt und besprochen worden was von Hauptarbeiten in die Epoche der Gemeinschaft mit Schiller an dichterischer Arbeit zu setzen ist. Halten wir es neben die das Deutsche Volk damals begeisternden Werke Schillers, so ist uns bei dieser Zusammenarbeit zu Muthe, als werde, während in einem großen Theatersaale rauschende Orchestermusik und laute Stimmen ertönen, nebenan ein Streichquartett aufgeführt, dessen zarte Melodien nur manchmal, wenn dort der Zufall eine Pause schafft, vernommen werden. Goethe dichtete für sich. Die in plötzliche Theilnahme übergehende frühere Kälte des Publikums war ein Werk

Schillers; kaum war Schiller todt, so zeigte sich der alte Zustand. Wieder kamen diejenigen empor, welche Goethe als den großen Mann priesen, der nun aber genug geleistet habe, wieder war Goethe selber dies Geschrei ebenso gleichgültig als früher. Der Betrieb wissenschaftlicher Thätigkeit erschien ihm wichtiger als das Schicksal seiner dichterischen Werke, und es muß davon nun als einer Hauptangelegenheit die Rede sein.





Dreiundzwanzigste Vorlesung.

Studium der Naturwissenschaften. Die Natürliche Tochter.
Die Wahlverwandtschaften.

Nach Schillers Tode war das natürlichste Mittel, Fassung zu gewinnen, Thätigkeit für Goethe. Eine herrliche Arbeit schien sich jetzt von selbst zu bieten: die Vollendung des Demetrius, des letzten Dramas, welches unfertig auf Schillers Tische liegen geblieben war.

Goethe allein hätte das Stück in Schillers Geiste abzuschließen vermocht. Er, der alle Geheimnisse und Absichten des Hinweggegangenen kannte. Auch glaubte er es im ersten Augenblicke; er hielt sich für berufen und verpflichtet. Die Aufführung des Stückes hätte sich zu einer großartigen Todtenfeier für den verstorbenen Freund gestaltet. Aber trotz des besten Willens: Goethe fühlte sich außer Stande der Aufgabe zu genügen. Nicht einmal Versuche sind von ihm gemacht worden. Das Einzige was Goethe zu Schillers Andenken damals gedichtet hat, ist der Epilog zur Glocke, die zu einer Erinnerungsfeier für ihn dramatisch in Scene gesetzt wurde, der ergreifende Trauergesang, in dem sich die Verse finden:

Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Warum ist Goethe machtlos dem Demetrius gegenüber?

Warum sinkt mit Schiller selbst Alles in die gleiche Grube mit hinab was Goethe während des Zusammenarbeitens mit ihm so ganz und gar in Beschlag genommen zu haben schien? Goethe, um sich über den unersetzlichen Verlust hinauszubringen, flüchtet sich in seine praktische Thätigkeit oder nimmt etwas vor, das ihn am wenigsten an Schiller erinnert: er kehrt zu den Briefen Winckelmanns zurück. Schiller war wie ausgelöscht. Woran Schiller bei seinen Lebzeiten sich kaum zu betheiligen fähig gewesen war, aus Mangel an Vorkenntnissen, waren Goethe's Kunststudien: er nahm lebendigen Antheil daran, aber verhielt sich zu ihnen wie ein Außenstehender, der in aller Eile so viel als möglich zu lernen sucht, ohne viel auf eignes Urtheil Anspruch zu machen: hierauf schien Goethe jetzt seine vornehmste Kraft concentriren zu wollen. Schon während Schillers letzter Jahre hatte er damit begonnen. Die äußere Lage der europäischen Verhältnisse machte die Kunstgeschichte zu einem mehr und mehr sich vordrängenden Gegenstande des öffentlichen Interesses. Die große Beute des italiänischen Feldzuges Bonaparte's, welche das Louvre in Paris füllte, bot eine Vereinigung von Kunstwerken, wie sie seit dem Bestehen der modernen Welt noch niemals auf einer Stelle zusammen sichtbar gewesen waren.

Indessen, das hatte, wie bemerkt, sich schon ereignet als Schiller noch am Leben war: der Hauptgrund, weshalb nach seinem Tode Goethe in eine so auffallende dichterische Unthätigkeit verfiel, ist, daß eine Abspannung nach dieser Seite hin, welche gleichfalls bei Schillers Lebzeiten schon begonnen hatte, nun im vollsten Umfange ihre Rechte

geltend machte. Zugleich wirkten die beiden großen Ereignisse, welche jetzt erst eigentlich das 18. Jahrhundert abschlossen: das Ende der französischen Revolution durch Napoleons Kaiserthum und der Umsturz des Deutschen Kaiserthums sammt dem der preußischen Monarchie durch die entscheidenden Siege der Franzosen, von denen der eine in Goethe's nächster Nähe gewonnen wurde. Die Zeiten gemäßigter Freiheit, auf welche Schiller trotz der Excesse der französischen Revolution bis zu seiner letzten Stunde noch hatte hoffen dürfen, waren für alle Völker wie zu einem Traume geworden. Eine furchtbare Ernüchterung verbunden mit dem Schrecken vor der ins Ungeheure wachsenden Macht des einen Mannes, der Alles in den Händen hielt, übertäubte alle andern Gefühle. Goethe, an der Schwelle des Alters stehend, mußte erleben, daß Constellationen irdischer wie geistiger Art eintraten, für die sein bis dahin geführtes Leben in keiner Weise ihn vorbereitet hatte. Er erkennt daß eine große Epoche abgethan sei, und indem er sich still auf sich selber zurückzieht, erwartet er, welche neue Welt sich aus dem Chaos entwickeln werde.

Und hier nun haben wir was seine dichterische Fähigkeit anlangt ein seltsames Schauspiel. Er fängt gleichsam ganz von vorn an. Es beginnt ein Roman in seiner Phantasie zu wachsen, in derselben Art wie einst Werther entstanden war: aus rein innerem Anstoße, nur für sein eignes Herz geschrieben gleichsam, und ohne Gedanken an ein Publikum, welches daran Theil nehmen könnte; wie Werther auch nur für einige wenige Leute gedichtet welche im Geheimnisse waren.

Dieses Werk ist nun aber doch in einem anderen Geiste

geschrieben als Werther einst. Trotz des leidenschaftlichen Inhaltes fehlt ihm das bewegte persönliche Element, welches bis dahin das Kennzeichen der Goethe'schen Dichtungen gewesen war, nur seine allerletzte, die Natürliche Tochter ausgenommen, in welcher dieser neue Geist gleichfalls zu bemerken ist. Und es war nicht Goethe's Alter etwa, das sich hier geltend machte, denn derjenige durfte nicht als alter Mann bezeichnet werden, der die glühenden Conflikte der »Wahlverwandtschaften« zu schreiben im Stande war. Etwas Anderes erklärt diese veränderte Art zu dichten.

Erwähnt ist bereits um was es sich hier handelt, nun jedoch muß es in vollem Umfange besprochen werden: wir haben den Einfluß des Studiums der Naturwissenschaften auf Goethe's Dichtung und Weltanschauung zu untersuchen. Dieser Einfluß wird jetzt erst flagrant. Denn obgleich Goethe seit seinem Eintritte in Weimar sich den Naturwissenschaften hingegeben und besonders nach der Rückkehr aus Italien sich so tief hinein versenkt hatte, daß Schiller ihn ihrer Herrschaft geradezu »entreißen« mußte, tritt der Einfluß dieses Studiums auf seine Dichtungen nicht eher in sichtbaren Folgen wirklich zu Tage als in den Zeiten von deren Anbruche ich eben gesprochen habe. Denn selbst von dem was Goethe nach der italiänischen Zeit an dichterischen Werken ganz neu producirt zu haben scheint, war das Meiste nichts als die Ausführung alter, längst in ihm lagernder Anschauungen. Hermann und Dorothea, der Gott und die Bajadere, die Braut von Corinth, die Achilleis haben Jahre lang unausgesprochen in seiner Phantasie gelegen. Neu dagegen, vom ersten Keime an, sind die »Natürliche Tochter« und die »Wahlverwandtschaften«, bei denen die Angabe des

neuen Jahrhunderts auf ihren Titeln zugleich das neue Jahrhundert als die Zeit ihrer Entstehung anzeigt. —

Goethe hat über sein sich allmälig bildendes Verhältniß zu den Naturwissenschaften an vielen Stellen seiner Werke so ausführlich berichtet, daß wir ihn auch hier von Schritt zu Schritt verfolgen können. Die Anlage dafür war von Anfang an vorhanden. Wir wissen, wie er in Leipzig medicinische und physikalische Vorlesungen hörte und sich in Straßburg sosehr diesen Dingen zuwandte als ob sie sein Hauptfach ausmachten. Doch schneiden wir dies Alles und andere Momente seiner Frankfurter Zeit ab als bloße Vorstufen, welche gar nicht in Betracht kommen, mit Goethe's eignem Bekenntnisse: er habe von den Naturwissenschaften bei seinem Eintritte in Weimar nichts gewußt. Dort erst führt sein Amt ihn ernsthaft in sie ein. Die Sorge für die Staatswaldungen in die Botanik, die Verwaltung der Jenaischen Universitätssammlungen in die Anatomie, der Ilmenauische Bergbau in die Geologie, die Kunststudien in die Physik. Nach allen diesen Richtungen sucht sich Goethe anfangs nur den Bestand der vorhandenen Lehre anzueignen, geht rasch jedoch zu selbstständigen Untersuchungen über und endet mit Entdeckungen, deren Wichtigkeit heute erst in gebührender Weise anerkannt zu werden beginnt.

Es kann, das Wort im ernsteren Sinne genommen, nichts Anmuthigeres gedacht werden als die umständlichen Darstellungen Goethe's, wie er auf ganz besondere Weise in die verschiedenen Fächer der Naturwissenschaften theils hineingenöthigt ward, theils in sie eindrang. Dem Anfänger gewöhnlichen Schlages pflegt die Grundlage alles Wissens

zu einer Zeit, wo der menschliche Geist für die bloße Aufnahme der Dinge zumeist gemacht ist, wie eine wohlgeordnete Erbschaft übergeben zu werden, bei der es nur zuzugreifen gilt. Goethe kam als fertiger Mann, bei dem alles Neuaufgenommene sofort eigne Gedanken erweckt, stoßweise und gleichsam nur auf Nebenwegen zu den Dingen. Um sich in der Botanik, mit der er, wie wir sehen, den Anfang machte, zurecht zu finden, sucht er in den Wäldern die Förster, Kräutersucher und Essenzenkocher, an versteckten Stellen die Besitzer von Herbarien auf, liest in großen Stößen dazu, was die Weimarische Bibliothek besitzt, beobachtet im eignen Garten und beginnt nach Kurzem auf neue, zu allem in Büchern Enthaltenen in Widerspruch stehende Gedanken zu gerathen, die er eifrig, aber ganz im Stillen verfolgt. Nur hier und da bleiben ihm einzelne Stunden dafür übrig. In seinem Geiste bildet sich die Gestalt der »Urpflanze«, aus der alle anderen gesetzmäßig sich entwickeln mußten und auf die sie wieder zurückzuführen seien. Plötzlich überrascht ihn, an dieser oder jener Stelle, die Fortsetzung der diesem Phantasiegebilde gewidmeten Träume. Dann versinkt alles Übrige und Goethe lebt in diesen Gedanken, als habe sein Leben nur diesen einzigen Zweck. Lange Jahre braucht er, ehe er soweit kommt von seinen Ideen öffentlich zu sprechen, und als er sich endlich dazu entschließt, wird er von den Fachleuten mit Achselzucken und mitleidigem Lächeln abgewiesen. Ihm aber ist, scheint es, am Beifall eines ganz anderen Publikums gelegen. Mit Christiane betreibt er in den ersten Weimarischen Tagen nach der italiänischen Reise diese Studien. Für sie faßt er seine botanische Lehre in ein Gedicht zusammen, dessen

Hauptinhalt nicht einmal die Wissenschaft, sondern die Andeutung seines geheimen, ihn beglückenden Verkehres mit der Geliebten ist.

Heute wird von Fachleuten versichert, daß Goethe's Ideen die grundlegenden Anschauungen enthalten, auf denen die moderne Botanik beruhe.

Einen ähnlichen Verlauf haben Goethe's anatomische Studien gehabt.

Auch hier beherrschte eine äußerlich vergleichende Methode die Wissenschaft, welcher Goethe seine auf eine höchste ideale Einheit losarbeitenden Phantasien entgegenstellte.

In der Botanik wurden eine Anzahl von Familien angenommen, in die alle Pflanzen untergebracht waren. Das entscheidende Kriterium war ihre Blüthe. Die Verschiedenheit der Familien blieb als eine im Schöpfungsplane bereits enthaltene vorausgesetzt. Gegen beide Prämissen richtete sich Goethe's höheres Bewußtsein.

Er wollte nicht die Pflanze nur als Trägerin einer Blüthe bestimmter Art mit anderen in derselben Periode stehenden Pflanzen verglichen haben: er wollte das einzelne botanische Individuum vorerst gar nicht mit andern vergleichen. Verfolgen wollte er es in der Aufeinanderfolge seiner eignen Zustände vom ersten Momente ab. Eine Pflanze nimmt er vor, als gebe es nur diese einzige auf der Welt, die er in den sämmtlichen Stadien ihrer Entwicklung kennen zu lernen sucht. Er beobachtet ihren Samen, ihre Versuche aufzukeimen, ihr Wachsthum, die Einflüsse von Boden, Sonne, Licht und Dunkelheit, den Reichthum oder die Armuth ihrer Blätter und Blüthen, das Aufsteigen ihrer Säfte. Er examinirt sie auf ihre persönlichen Verhältnisse in jeder Richtung und

sucht die Gesetze, nach denen die unaufhörliche Folge neuer Zustände eintritt, die sich seinem Auge hier bietet. Er hat kein bestimmtes Ziel für seine Beobachtungen, auf welches er gleichsam polizeilich losrecherchirte: er verfolgt unbefangen alle Lebensäußerungen, von denen seinen liebenden Blicken keine entgehen soll. Allmälig, nachdem er von Pflanze zu Pflanze vorschreitend, gemeinsame Eigenheiten der Entwicklung zu erkennen glaubt, wagt er Gesetze überhaupt als vorhanden anzunehmen. Diese sind es endlich, die ihn auf jene ideale Formel aller Pflanzengestaltung hinleiteten. Seine Entdeckung war: daß die einzelnen Pflanzentheile, Blatt, Blüthe, Stengel ꝛc. einem gemeinsamen Bildungsgesetze folgend, nur die verschiedengestaltete Manifestation derselben Urform seien, so daß Goethe's Urpflanze sich in Blüthe, Blatt, Stengel und Wurzel nur als ein Agglomerat idealer gleicher Theile zu erkennen giebt, die unter verschiedenen Einflüssen verschieden geformt in die Erscheinung hervorbrachen. Das gleiche Princip nun sucht Goethe im Reiche der Thiere nachzuweisen.

Doch wir dürfen uns hier nicht in Specialitäten verlieren, um Goethe's osteologische Entdeckungen zu verfolgen: genug daß es ihm auch hier anfangs nicht gelang, sein Princip überzeugend zu begründen, sondern daß seine Entdeckungen erst nach der Decennien hindurch dauernden Ungunst der Gelehrten heute nicht nur als begründet, sondern abermals als grundlegend für die neuere Wissenschaft anerkannt worden sind. Ich verweise auf das was unsere Fachgelehrten darüber urtheilen. Mit einem genialen Scharfblicke, welcher den, wie bei der Botanik nur in abspringenden gelegentlichen Stunden sich mit diesen Stu-

dien beschäftigenden Dichter über alle materielle Arbeit hinaus sofort in die höchsten Probleme der Forschung eindringen ließ, erkannte er hier die Gedanken, als deren neueste Frucht Darwins wunderbares, in seiner Begründung großartiges, in seinen letzten Consequenzen grundfalsches Princip zu Tage gekommen ist. Goethe würde sich wohl gehütet haben, die Folgerungen der Schule Darwins aus dem abzuleiten, was in dieser Richtung er zuerst der Natur abgelauscht und ausgesprochen hatte, aber er würde doch mit inniger Genugthuung vielleicht den Effect gesehen haben, den in so weltbewegender Weise seine einstigen einsamen, mit Hohn aufgenommenen Entdeckungen vorbereiteten.

Wir sehen Goethe, wenn ihm als Dichter oder Schriftsteller etwas gelungen ist, zu Zeiten seine Freude darüber aussprechen. Der Ausdruck seiner Gefühle übersteigt dann niemals aber den einer ruhigen Befriedigung. Er empfindet ein sanftes wohlthätiges Behagen an dem Geleisteten. Niemals aber befällt ihn das directe Entzücken, mit dem er seine Entdeckungen als Naturforscher seinen Freunden frisch mittheilt. Hier wird er leidenschaftlich. Eine »markerschütternde« Freude erfüllt ihn. Er vergißt alles Andere in solchen Momenten. Man glaubt zurückblickend heute zu ersehen, als habe die Tragweite seiner neuen Gedanken ihn im ersten Augenblicke ihres Auftauchens ergriffen wie ein ungeheures Erstaunen, das ihn außer sich brachte.

Was die geologischen Studien anlangt, so sei nur bemerkt, daß Agassiz die ersten Gedanken der die Erde einstmals beherrschenden, heute theoretisch so wichtigen »Eiszeit« Goethe zuschreibt.

Es bliebe noch übrig, von Goethe's bedeutendstem wissenschaftlichen Werke, der »Farbenlehre«, zu sprechen.

Hier dauert die trübe Ungunst, welche seine wissenschaftlichen Ansichten sämmtlich anfangs erfahren haben, und die auf den übrigen Gebieten so vollständig dem klarsten Sonnenscheine der Anerkennung gewichen ist, heute noch fort. Von keiner competenten Seite her wird Goethe's Ansichten Beistimmung zu Theil. Er geht von dem gleichen Principe aus, das er überall verficht: er will auch hier auf einfache Anfänge zurück. Er leugnet die Vielheit der Farben, die er sämmtlich als Zwischenstufen zwischen Licht und Dunkelheit auffaßt. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in dieser Frage entscheiden zu wollen, und ich beschränke mich, als Nichtfachmann, nur auf folgende, die Sache selber kaum berührende Bemerkung.

Als »Buch« betrachtet, als Product aus Worten und Gedanken, ist Goethe's Farbenlehre ein wahrhaft entzückendes Werk. Allein was es an historischem Material, nach unendlichen Richtungen hin, enthält, würde ihm diese Bezeichnung sichern. Nach Goethe's Principe, daß man um eine Wissenschaft zu geben die Geschichte dieser Wissenschaft liefern müsse, hat er, indem er über das Verhältniß der Menschen und Jahrhunderte, der gelehrten Forschung sowie der unbefangenen Beobachtung, zu den Farben schrieb, ein Buch zu Stande gebracht, in dem zu lesen der gewiß niemals müde werden kann, der es einmal kennen gelernt hat.

Überblicken wir Goethe's naturwissenschaftliche Gedankenthätigkeit vorerst nur auf den maaßgebenden Ge-

danken hin: daß die schaffende Natur bis zu den einfachsten Gedanken in ihrer Wirksamkeit verfolgt werden müsse, so ersehen wir nun den Zusammenhang dieser Idee mit derjenigen, die wir als Grundprincip der griechischen Kunst erkannten: die thatsächliche Zurückleitung der menschlichen Gestalt und der menschlichen Sprache auf einfachere, aber inhaltsreichere Formen. Nicht in der genauen Nachahmung dessen, was in niedrigeren Eigenheiten die Erscheinungen trennt, liegt die Aufgabe des Künstlers, sondern in Erfindung einfacher Gestaltungen, in denen das Getrennte sich vor uns vereinigt. Goethe's Enthusiasmus für die Kunst der Griechen erkennen wir nun als in inniger Verbindung mit seiner Naturanschauung. Doch nicht dies ist es, worauf es uns jetzt zumeist ankommt, sondern einige wichtigere Gesichtspunkte sind auszusprechen, durch welche Goethe's Art die Natur zu beobachten nicht nur für seine Zeit eine ganz eigenthümliche war, sondern durch welche sie heute noch einen besonderen Platz für sich einnimmt.

Goethe's großer Gesichtspunkt ist die Beschränkung aller Naturerkenntniß auf das Gebiet des »Zugänglichen,« wie er sich ausdrückt.

Wir haben gesehen, was ihm Spinoza's Philosophie so theuer machte. Nicht weil er Spinoza's System besonders verehrt hätte: Goethe gesteht gelegentlich sogar ein, daß er von Spinoza's »System« nicht viel wisse, sondern weil er in dessen Werken einen zusammenhängenden Reichthum von Beobachtungen über die menschliche Natur sah, bei denen auf das Strengste nur das zur Untersuchung gezogen war, was dem grübelnden, theilenden, beobachtenden menschlichen Verstande faßbar ist.

Kein anderer Philosoph leistete Goethe das. Alle wollten sie auch das Unfaßbare in Formeln bringen.

Denselben Unterschied verlangt Goethe beim Studium der Natur. Von vorn herein wird das »Unzugängliche« anerkannt, nicht nur als die andere, sondern als die größere Hälfte der Naturerscheinungen. Dieses Unzugängliche, das er auch das »große Geheimniß« nennt, dominirt in solchem Maaße, daß sich das ihm innewohnende Wesen sogar auf das »Zugängliche« erstreckt, so daß Goethe das Zugängliche und Unzugängliche zusammen als das »große Geheimniß« bezeichnet. Immer wieder erklärt er davon, daß es dem Einzelnen unmöglich zu begreifen sei. Immer wieder versagt er sich und Anderen das Recht, aus dem Bekannten hier das Unbekannte zu construiren. Er sieht sich gleichsam als einen Seefahrer an, der einen Erdtheil zu Schiff umkreisend und höchstens hier und da die Küste betretend, sich nicht anmaaßen dürfe, von dem was nur aus der Ferne sich seinen Blicken offenbare, bindende Schlüsse auf das Innere des Landes zu ziehen.

Allein, sosehr Goethe dem Verstande hier verbietet, mehr für Wahrheit zu nehmen als sich in der That mit den fünf Fingern der Hand greifen lasse, um so voller giebt er der Phantasie des Dichters das Recht, aus unbewußter, träumender Kraft Bilder dessen zu schaffen, was der Geist zu erblicken wünscht. Nur daß er mit Schärfe die Gränze beider Thätigkeiten aufrecht hält. Längst hatte, in seinen Jugendzeiten schon, die große Laplace-Kantsche Phantasie von der Entstehung und dem einstigen Untergange der Erdkugel Platz gegriffen. Aus dem in sich rotirenden Weltnebel — die Kinder bringen es bereits aus der Schule mit — formt sich der centrale Gastropfen, aus

dem hernach die Erde wird und macht, als erstarrende Kugel, in unfaßbaren Zeiträumen alle Phasen, die Episode der Bewohnung durch das Menschengeschlecht mit einbegriffen, durch, um endlich als ausgebrannte Schlacke in die Sonne zurückzustürzen: ein langer, aber dem Publikum völlig begreiflicher Proceß, für dessen Zustandekommen es nun weiter keines äußeren Eingreifens mehr bedarf, als die Bemühung irgend einer außenstehenden Kraft, die Sonne in gleicher Heiztemperatur zu erhalten.

Es kann keine fruchtlosere Perspective für die Zukunft gedacht werden, als die welche uns in dieser Erwartung als wissenschaftlich nothwendig heute aufgedrängt werden soll. Ein Aasknochen, um den ein hungriger Hund einen Umweg machte, wäre ein erfrischendes appetitliches Stück im Vergleiche zu diesem letzten Schöpfungsexcrement, als welches unsere Erde schließlich der Sonne wieder anheimfiele, und es ist die Wißbegier, mit der unsere Generation dergleichen aufnimmt und zu glauben vermeint, ein Zeichen kranker Phantasie, die als ein historisches Zeitphänomen zu erklären, die Gelehrten zukünftiger Epochen einmal viel Scharfsinn aufwenden werden.

Niemals hat Goethe solchen Trostlosigkeiten Einlaß gewährt. Die unendliche Vergangenheit zu enträthseln, ist ihm ein Genuß, der unendlichen Zukunft anders als dichterisch beizukommen aber, reizt ihn nicht.

Während er im Faust, wo nur seine Phantasie waltet, sich nicht scheut die entfernten Himmelsräume in die elenden Schranken einer Theaterbühne zu bringen, rührt er als Gelehrter jene exacten Phantasien gar nicht an. Es würde seinem Begriffe von Freiheit widersprechen, heute bestimmen zu wollen was einst sein wird. Nur Ahnung ist

hier gestattet. Ihm ist die Natur ein fortwährend in jungfräulichen Zustand zurückkehrendes Ganzes, dessen Zukunft verhüllt bleiben muß. Offenbaren kann sich nur was zufällig sich aufthut. Kein System umfaßt diese Totalität. Alle Namen und Ziffern sind den Erscheinungen nur aufgeschrieben: jeder Regen löscht sie aus.

Daher Goethe's Unbekümmertheit um die Vollständigkeit seiner Beobachtungen. Er constatirt die ewige Veränderung der Dinge. Einen unendlichen Übergang aus einem Zustande zum andern beobachtet er: wo denn, fragt er, sei der Moment, in dem ein sich entwickelnder abgetrennter Theil der Natur als in dem Zustande befindlich bezeichnet werden dürfe, welches die übrigen repräsentire. Der prägnante Moment dieser Pflanze tritt vielleicht in einem Augenblicke ein, wo niemals ein menschliches Auge sie beobachtet oder nur betrachtet hat. Goethe glaubt nichts als was er gesehen hat und nimmt fremde Beobachtungen nicht an, ehe er sie nicht wiederholte. Sein Genuß ist, darzustellen was er selbst gefunden hat. Er betrachtet sich als Reisenden auf einer Entdeckungsexpedition, für den jeder erste beste Gegenstand Werth und Wichtigkeit hat, und der auch zu notiren nicht unterläßt, wo ihm einmal die Lebensmittel ausgehen oder seine Leute rebelliren. Rechts und links bückt er sich, hebt auf was gerade am Wege liegt und ihm zuerst in die Augen fällt. Ein anderer Weg würde ihm andere Objecte geliefert haben. Goethe ist der ächte Dilettant. Er hofft nie auch nur annähernd der Natur soviel Geheimniß abzuhorchen, um den verhüllten Rest danach errathen zu können: es sind doch immer nur einzelne Laute einer unbekannten Sprache, die an sein Ohr schlägt, von der nur hier und da ein ganz ein-

facher Satz ihm klar wird. Goethe's Überzeugung nach stehen alle Erscheinungen in einem Zusammenhange, welcher niemals aus der mit noch so großer Geschicklichkeit vorgenommenen Behandlung einzelner, abgesonderter Theile herauszudemonstriren sei. Dies ist der Sinn seines Axioms, daß die Natur »weder Kern noch Schale habe,« weder ein Inneres noch ein Äußeres, weder ein Nothwendiges noch ein Nebensächliches, sondern daß jeder Theil neben dem andern Theile als gleich wichtig angesehen werden müsse.

Daher die Behaglichkeit mit der er sich nur in den gelegensten Momenten den Naturerscheinungen zuwendet. Ja, dieses Verhalten seiner eignen Persönlichkeit sieht er als ein so bedeutendes Ingredienz seiner wissenschaftlichen Thätigkeit an, daß er seine gelehrten Untersuchungen gar nicht von seinem übrigen Leben abtrennen will. Er betrachtet sie als Symptome seiner gesammten Lebensführung, die mit allen andern auf gleicher Reihe stehen. Daher die Wichtigkeit, mit der er seinen persönlichen Zustand bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten mit in Rechnung zieht. Diese Art die Dinge zu betrachten wird schließlich zu einer solchen Hauptsache bei ihm, daß er wissenschaftliche Entdeckungen als unvollkommen mitgetheilt ansieht ehe er nicht die Person und Lebensgeschichte des Entdeckers kenne. Daher, als er sich im höchsten Alter der Meteorologie und der Beobachtung der Wolkenbildung zuwandte, sein wunderlich-schönes Verhältniß zu Howard, dem englischen Forscher, der hier zuerst etwas Entscheidendes leistete. Er wollte Howards Resultate nicht eher gelten lassen als bis er wisse wie seine Person dazu stände, fragte in einem Briefe an und erhielt die schöne,

rührende und ausführliche Auskunft, die er als Übersetzung zum biographischen Ehrendenkmale des einfachen Mannes veröffentlichte.

In wie eminenter Weise diese Art die Dinge zu betrachten als die »antike« bezeichnet werden dürfe, ergiebt sich wenn wir einen Blick auf die Stellung des Menschen zur Natur werfen, wie sie seit Jahrtausenden bestand und wie sie sich, im Gegensatze dazu, im Umschwunge des vorigen Jahrhunderts und des unsrigen total verändert und umgewandelt hat.

Die Mosaische Schöpfungsgeschichte gipfelt im Menschen, welcher als Inhaber der Nutznießung alles Vorhergeschaffenen eintritt. Auch die griechische Mythe läßt ihre Götter und Titanen im menschlichen Sinne als Herren der irdischen Erscheinungen auftreten, so daß sie als directe Vorläufer der Menschheit dastehen. Selbst Aristoteles würde sich die Welt nicht ohne die Griechen als das ihr Centrum bildende, an sich bevorzugte Volk darin haben denken können, und das Christenthum erhebt den Menschen in solchem Sinne zum Zweck der Schöpfung, daß ohne ihn die Welt inhaltslos wäre.

Gegen diese Anschauung erhoben sich die Naturwissenschaften. Die Astronomie eröffnete den Kampf, indem sie die Erde, die für den Mittelpunkt des Weltsystems galt, als ein nur untergeordnetes Gestirn erkannte, dessen herrschende Bewohner damit zugleich degradirt wurden. Schlag auf Schlag wurde diese Degradation nun für die Erde selbst aber weiter durchgeführt. Ungeheure Zeiträume ihrer Dauer bevor Menschen existirten wurden nachgewiesen. Kräfte erkannt, deren Wirkungen vom Geiste des Menschen weder geleitet noch gar erkannt worden sind;

statt der früher in behaglicher Nähe stehenden göttlichen Gestalten nun dunkle, aus ungeheuren Entfernungen wirksame Mächte.

Und selbst diesen steht der Mensch nicht mehr gegenüber wie er es früher der Gottheit durfte. Neben dem Reiche der Menschen sind die der Pflanzen, Gesteine und Thiere die Herren der Erdoberfläche. Kein Gedanke mehr an die alte Unterthänigkeit, als sei ihre höchste Aufgabe, der Menschheit dienstbar zu sein: nach unbekannten Constitutionen existiren sie für sich, sprechen eine dem Menschen unverständliche Sprache und wissen nichts von ihm. Aber der Mensch selber weiß nicht mehr, wohin er gehört. Dankbar nimmt er an, daß man ihm im großen Thierreiche eine zweifelhafte Stelle einräume, wo er bescheiden sitzend über seinen letzten verwandtschaftlichen Zusammenhang mit der übrigen Thierwelt beschämt nachdenken und sich Mühe geben darf, in seinen ohnmächtigen Gedanken zu der Einsicht zu gelangen, daß es weder für seine eigne Seele noch für Gott, als deren Schöpfer und letzte Zuflucht, irgend bindende Beweise gebe. Dies der geistige Zuschnitt der Menschheit, welche die einstmals in jene Schlacke sich verwandelnde Erde heute mit so zweifelhaftem Eigenthumsgefühle inne hat.

Diese Anschauung der Dinge ist es, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts allgemeinwerdend der Herrschaft der »Römischen Welt« ein Ende bereitete. Denn aus dieser plötzlich einbrechenden Lehre ging der unerhörte geistige Zustand hervor, dessen Folge die französische Revolution war. Eine Auflösung des allgemeinen Bewußtseins fand statt, auf dem Tausende von Jahren die Structur des europäischen Lebens beruht hatte. Alles

wurde in Frage gestellt und keine Frage gab es, welche nicht als wissenschaftlich erlaubt gelten durfte. Jede praktische Bethätigung der so gewonnenen Resultate schien geboten. Staat und Kirche waren in Gedanken längst aufgeopfert ehe das erste Flämmchen des großen Brandes der französischen Revolution aufleuchtete. Nicht bloß der liberale Bürgerstand, sondern Hoch und Niedrig dachte so und die katholische und protestantische Geistlichkeit leistete keinen Widerstand. Christenthum und Verehrung des antiken Wesens vermischten sich friedlich. Darauf kam es gar nicht an: alle Augen waren geblendet von den neuen Offenbarungen welche im Bereiche der Naturwissenschaften Schlag auf Schlag sich folgten. Beim Aufsteigen des ersten Luftballons herrschte wirklich ein Gefühl als fliege man ein Stück Weges in den unendlichen Raum hinein. Aus dem Munde der großen Mutter Natur erwartete man die höchsten Gesetze, welchen die neue Menschheit nachzuleben hatte.

Man sollte denken, Goethe, der ohne Lehrmeister aus eigner Erfahrung in den Umsturz der bisherigen Gedankenwelt hineingerissen wurde, hätte sich am willigsten den neuen Anschauungen beugen müssen: gerade hier aber sehen wir in ihm etwas sich erheben, was der verzweifelten Logik der Naturphilosophie sich unbesiegbar entgegenstellte.

Für Goethe's früheste Zeiten waren jene auflösenden Gedanken noch nicht vorhanden gewesen, von denen Voltaire freilich ausging, denen Rousseau aber Widerstand leistete. Seine Frankfurter Sachen nennt Goethe selbst später poetische Versuche, welche nur den inneren Menschen schildern und von den Gemüthsbewegungen genugsame Kenntniß voraussetzen. »Hier und da,« fährt er fort, »mag sich ein

Anklang finden von einem leidenschaftlichen Ergötzen an ländlichen Naturgegenständen, sowie an einem ernsten Drange, das ungeheure Geheimniß, das sich in stetigem Erschaffen und Zerstören an den Tag legt, zu erkennen. Ob sich schon dieser Trieb in ein unbestimmtes unbefriedigtes Hinbrüten zu verlieren scheint.«

Aber auch in den ersten Weimarischen Zeiten noch beherrscht die alte Weltanschauung seine Dichtung.

Langsam und unabhängig von dem was um ihn her geschieht, verändert Goethe seinen Standpunkt.

Jemehr er dem »ungeheuren Geheimnisse« näher zu kommen suchte, um so mehr trat das sich vordrängende Gefühlselement zurück, während die Beobachtung dessen was wir den Verkehr der Natur mit sich selber nennen können, sich bei seiner Anschauung der Dinge in den Vordergrund drängte. Die der Historie nahm unter Herders Einflusse zuerst eine andere Gestalt an. Die Geschichte trat für Goethe als eine Reihe natürlicher Processe in Verbindung zu den Erlebnissen des Bodens selber, auf dem die Geschichte sich abspielt. Die Völker wurden zu Individuen in seinen Augen, deren Bewegungen zu beobachten einen Theil der naturwissenschaftlichen Forschung bildet. Und so das Leben des Einzelnen: immer tiefer verweben sich vor seinen Blicken die Schicksalsfäden der Menschheit in das allgemeine Geflecht der Erscheinungen überhaupt.

Die eignen osteologischen Entdeckungen aber erst haben Goethe's veränderten Weltanschauung ganz neuen Boden geliefert. Er findet, daß der von den Gelehrten seiner Zeit festgehaltene materielle Unterschied zwischen dem Menschenschädel und dem der übrigen Thiere nicht existire. Zwar will man es ihm nicht glauben, daß der durch ihn so

berühmt gewordene »Zwischenknochen« (der eine Theilung des Oberkiefers in mehrere Stücke vollbringt) auch dem Menschen eigen sei, (bei dem man die meist völlig verwachsene, eigentlich nur ideal vorhandene Trennung nicht erkennen wollte): für Goethe war sie vorhanden und die Zugehörigkeit des menschlichen Skelettes in die große Reihe aller anderen Säugethierskelette ausgesprochen. Er zuerst in Europa erlebte in seinem Geiste die definitive Entthronung des früheren Herrschergeschlechtes.

Sträubte sich auch sein höheres Bewußtsein gegen jede auf das Geistige gehende Folgerung, so war doch die Summe dieser neuen Erfahrungen zu stark, um nicht eine Revolution in ihm hervorzubringen. Goethe verläßt nun völlig seinen früheren Standpunkt. Er erkennt die Menschheit, und sich selbst mit, als unter dem Banne einer schicksalsmäßigen Knechtschaft stehend, welche für ganze Gebiete die da früher scheinbar waltende Freiheit nun als unmöglich erkennen ließ. Seine eignen Erfahrungen, die ununterbrochene stille Selbstbeobachtung mußten es ihm bestätigen, auch wenn er Andren nicht hätte Glauben schenken wollen. Mit Staunen hatte er längst in sich eine periodische Wiederkehr moralischer (guter und böser) Erscheinungen bemerkt, deren »Umdrehungszeit« er zu berechnen wünschte. Immer neue Beispiele belehrten ihn, wie sehr der freie Wille dem Einflusse der »Gestirne« gegenüber machtlos sei. Immer neue Ketten entdeckte er, deren Endpunkte sich im Nebel verlieren, aber deren Druck er selber nur zu deutlich fühlt. Nichts wäre natürlicher gewesen, als jetzt den letzten Schritt zu thun. Den aber thut er nicht! Goethe verfolgt willig den Weg, auf den die immer größer werdende Macht der Naturwissenschaften

ihn drängt: nur aber bis zu einem gewissen Punkte läßt er sich leiten. Erstaunlich ist bei all seiner wissenschaftlichen Unterordnung unter die Gebote der Natur Goethe's privates persönliches Verhalten.

Niemals ist Goethe von dem uralten aristokratischen Standpunkte herabgestiegen: trotz dem was die Wissenschaft dagegen vorbrächte, die Menschheit dennoch als die Mitte der Schöpfung anzusehen, um derenthalben Alles da sei. Niemals ist ihm eingefallen, für sein Recht, sich so zu verhalten, erst Beweise vorzubringen: er nahm es in Anspruch. Hier erblicken wir ihn in flagrantem Gegensatze zu den Grundbedingungen der Wissenschaft welche auf Erforschung exacter Dinge geht. Hier zumeist könnte man Goethe einen »Griechen« nennen, den sein angeborenes Adelsgefühl sogar der Philosophie gegenüber nicht verläßt. Er will sich unter keinen Umständen zum Sklaven machen lassen. Wer hatte ihn darüber zur Rede zu stellen? Wo für Goethe's persönliche, individuelle Gedanken kein Raum ist, da wendet er sich schweigend ab.

Goethe, den keine Verpflichtungen banden, nutzte seine freie Stellung gründlich aus. Er arbeitete an keiner Universität, wo er auf Collegen oder Schüler Rücksicht zu nehmen hatte, er war Mitglied keiner Akademie, was ihm vielleicht eine gewisse repräsentirende Zurückhaltung auferlegt hätte: er war ganz auf sich selbst gestellt. Niemand durfte ihn interpelliren, oder ihm den Kopf mit Gewalt in diese oder jene Richtung wenden, so daß er hätte sehen müssen, was in ihr lag. Mit seinen gesunden fünf Sinnen stellt Goethe sich als die Mitte der Erscheinungen hin, indem er das dem unbewaffneten menschlichen Auge Erkennbare als das eigentliche Maaß der Dinge procla-

mirt. Dies der Grund, weshalb er an Astronomie, wozu es der Fernröhre bedarf, und an mikroskopischen Untersuchungen keinen Gefallen findet. Auch gegen Newton nimmt ihn sogar der ganz äußerliche Umstand in gewissem Sinne ein, daß dieser mit einem Prisma operirt, statt direct von dem auszugehen was das gesunde menschliche Auge vor sich hat.

Es wird Niemand Goethe's Verfahren schlechthin als nachahmungswürdig empfehlen wollen. Indessen da er einmal so verfahren ist, da sein Beispiel so offen dasteht, und da er doch als Gelehrter Bedeutendes geleistet hat, so wird sich nicht verhindern lassen, daß diejenigen, welche sich in ähnlicher Weise dem Gutdünken ihres Genius anheimgeben, Goethe als den Schutzpatron dieser Art, die Dinge anzufassen, verehren. Goethe erklärt gelegentlich einmal Wissenschaft und Kunst für identisch und proclamirt damit auch für letztere die Inspiration des günstigen Momentes als das Maaßgebende.

Es hat etwas Erquickendes, die Unbefangenheit zu sehen, mit der er sich in einer Zeit, wo Alles zu wanken begann, durch dieses subjective Verfahren festen Grund unter die Füße schafft.

Er hatte gelernt die Entwicklung der Menschheit nur als einen Theil des allgemeinen Fortschritts der gesammten Natur zu sehen und das Schicksal des Einzelnen als eine Welle des großen Stromes, deren Sichheben und Sichsenken von Gesetzen beeinflußt wird, welche zu erkennen ins Bereich des »Unzugänglichen« gehörte. Goethe ist viel zu praktisch, um die Gränze zwischen Freiheit und Nothwendigkeit philosophisch herausrechnen zu wollen. Er läßt den Grund der Dinge auf sich beruhen, aber er

untersucht die einzelnen Fälle. Auf irgend einem Wege, fühlt er, muß das Gesetz sich von selbst ergeben, und endlich entdeckt er, ausgehend von naturwissenschaftlicher Vergleichung, die Formel welche auch für das geistige Leben paßt.

Sie ist in seiner Erklärung des »Nothwendigen in der Natur« enthalten.

Als der beinahe letzte seiner alten Freunde, Carl August, gestorben war und Goethe sich anschicken mußte, dessen Sohne, den er von den ersten Lebensmomenten her kannte, als seinen neuen Herrn zu begrüßen, hat er diesem einen Brief zugehen lassen, worin er ihm seine formelle Huldigung darbringt. Dieses Schreiben, das alle Zeichen des Styles trägt welcher Goethe's, wie Gervinus sagt, »orphische« Periode auszeichnet, hat etwas in seinen Wendungen greisenhaft Umständliches. Man kann erleben, daß uralte Männer, indem sie eine theure Erbschaft weitergeben, ein seltsam ceremoniöses Wesen annehmen, weil sie durch ein langes Leben von der Wichtigkeit auch der nur unbedeutend erscheinenden Handlungen überzeugt, wenn diese nun gar sich über den gewöhnlichen Inhalt erheben sich zu feierlichen Umschweifen gedrängt fühlen. So Goethe in diesem Schreiben, aus dessen Sätzen ich den folgenden herauswähle: »Die vernünftige Welt ist als ein großes unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Nothwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.« Dieses »Wort eines großen Weisen« wird hier als die letzte Consequenz aller Betrachtung überhaupt gegeben.

Wir sehen wie Goethe hier zu einer Idee gelangt,

bei welcher die physische und die moralische Welt im genauesten Zusammenhange stehen. Für die physische formulirt sich das Gesetz des Nothwendigen dahin, daß die schaffende Natur sich gleichsam ihr festes Budget machte, dessen Gränzen sie nicht überschreitet, so daß wo sie ihren Gestalten auf der einen Seite ein plus giebt, diesem ein minus auf der andern nothwendiger Weise entsprechen müsse. Goethe führt das in Beispielen sorgfältig aus. Für die moralische Welt dagegen gewinnt er so das Eintreten gewisser unabwendbarer Folgen aus vorhergegangenen Handlungen und Zuständen, deren Erfolgen in bestimmter Form er nicht verlangt, deren dynamisches Erscheinen er aber für unabänderlich hält. Und hier gilt ihm für die kleinste menschliche Handlung dasselbe Gesetz, welches die Thaten der größten Massen regelt: überall eine der »Sparsamkeit der Natur« entsprechende Compensation des Geschehenden. Man könnte diese Anschauung der Dinge einen nach rückwärts gewandten Fatalismus nennen.

Ihr begegneten wir in seinen Dichtungen zum ersten Male, wie schon gesagt worden ist, in der Natürlichen Tochter.

Goethe sieht hier davon ab, das Publikum überraschen zu wollen, die poetischen Gestalten wie Fische durcheinander schwimmen, sie vor den Augen des Beschauers, und voreinander selbst, graciös gleichsam Versteck spielen zu lassen, so daß der goldne Schuppenschimmer an der Stelle immer in vollem Lichte glänzt, wo man ihn am wenigsten vermuthete. Er läßt diesmal seine Gestalten, denen er nicht einmal allen Namen giebt, sondern die er nur mit Gattungsbegriffen bezeichnet, als König, Herzog, Gerichtsrath u. s. w. wie Repräsentanten halb historischer,

halb allgemein menschlicher Abtheilungen der großen Gesellschaft, halb frei halb unfrei, sich vorwärts bewegen zu unvermeidlichen Katastrophen.

Goethe hatte den Griechen abgelernt, daß die menschlichen Figuren, in deren Kreise sich ein wahrhaftiges Schicksalsdrama entwickeln sollte, gleichsam auf ihre moralische höchste Essenz zu reduciren und dann einander in unausweichbaren, ihre ganze Kraft erfordernden Situationen entgegenzustellen seien. Wir wissen, auf wie einfache Formeln Antigone, Kreon, Orest, Iphigenie sich zurückführen lassen. So, auf die letzten Consequenzen ihrer geistigen Existenz hin, meint Goethe, müßten auch die modernen Individualitäten zu formuliren sein und er versucht es. Er läßt in Eugenien, der Heldin der Tragödie, ein Mädchen auftreten, dessen Schicksal daran hing, ob sie fortan als hervorragende Fürstentochter oder als bloß beliebiges Bruchstück der großen gleichmäßigen Menschenmasse gelten dürfte. In dem Momente der Prüfung zeigt sie, daß sie nichts als ein gutes, aber neugieriges und eitles junges Mädchen sei, und ihr Loos ist geworfen. Aber diese entscheidenden Scenen entwickeln sich in einer kalten Nothwendigkeit als setzte man einen Pendel in einem luftleeren Raum in Bewegung um jede feinste Schwingung möglich zu machen.

Es hat etwas Beängstigendes, diese ästhetisch präparirten Gestalten erscheinen und handeln zu sehen, von deren Leben alles Zufällige abgetrennt ist, so daß nur der, man könnte sagen, in höchster chemischer Reinheit hergestellte freie Wille des Individuums übrig bleibt, dessen Entscheidung die Katastrophe bewirkt.

Goethe hat die Trilogie nicht vollendet, auf welche dieses Stück berechnet war, und in der er, wie er aus-

spricht, das furchtbare Ereigniß der französischen Revolution dichterisch zu gestalten hoffte. Er hat den Versuch aufgegeben, weil er beim Publikum durchaus kein Verständniß fand für das was er wollte. Wir haben nur Schemata der Fortsetzung, aus denen sich nichts erkennen läßt. Aber er suchte die Behandlung menschlicher Schicksalswendungen, die ihm hier mißlungen war, an einem anderen Stoffe durchzuführen, den »Wahlverwandtschaften.« Wie er in der Natürlichen Tochter die französische Revolution darzustellen unternahm, so sollte in den Wahlverwandtschaften sein Verhältniß zu Frau von Stein endlich die künstlerische Verklärung empfangen. Wie eine tiefe Wunde welche Heilung begehrte, lag es in seiner Brust. Aber nach Jahren erst gelang es, auch hierfür die Form zu finden.

Wir dürfen hierbei nichts Aeußerliches im Sinne haben: als habe Goethe eine Dichtung wie ein Pflaster auf die Wunde legen und damit die verschobenen Dinge wieder ins Gleiche rücken wollen.

Er war längst wieder mit Frau von Stein wenn auch nicht versöhnt, so doch in ein erträgliches Verhältniß zu ihr zurückgekehrt. Mit ihrem Sohne hatte er immer in Verbindung gestanden. Der junge Mensch hielt in alter Anhänglichkeit an ihm fest. Eine Anzahl Briefe bezeugen es. Nur Anfangs wird darin von den Eltern nichts gesagt, nach kurzer Zeit aber finden wir in ihnen bereits wieder Grüße an Vater und Mutter und nach abermals kurzer Zeit ist der Verkehr mit der Familie ganz hergestellt. Schillers scheinen am meisten dabei gewirkt zu haben. Schon 1796, als Frau von Stein Morgens einmal unter den Orangenbäumen vor ihrem Hause saß, kam Goethe mit seinem Söhnchen an der Hand zu ihr durch

den Park den alten Weg herüber, und als er endlich gegangen war, schreibt sie nieder, wie es nur möglich gewesen sei, daß sie ihn so lange verkannt habe. Als Frau Charlotte im selben Jahre bei Schillers zweitem Sohne Pathe stand, wunderte sie sich, nicht Goethe neben sich zu finden, der seinerseits dann durch Schiller Grüße an sie senden läßt. Von Jahr zu Jahr kehrt das Verhältniß mehr in die alten Formen zurück, und es darf uns nicht wundern, im neuen Jahrhundert Goethe in freundlicher Correspondenz mit seiner alten Freundin zu finden. Ein mildes Vertrauen hatte wieder zwischen ihnen Platz gegriffen.

In diesem Sinne war also kein Ausgleich mehr nöthig. Auch sollte mit dem Romane in keiner Weise eine Entschuldigung seines Bruches oder Verklärung der ehemaligen Geliebten vorgenommen werden.

Ich sage dies ausdrücklich, weil es trotzdem so scheinen könnte. Es wäre nicht unnatürlich gewesen, wenn Goethe das Problem sich gestellt hätte, zu verkörpern, was etwa geworden sein würde wenn er Frau von Stein, nach dem Tode ihres Mannes, geheirathet hätte. Der Roman scheint sogar so zu beginnen. Ein Wittwer, aber noch junger Mann beredet eine ihm an Jahren gleichstehende gleichfalls verwittwete Freundin, für die er vor Zeiten vergeblich geglüht, auf Rechnung jener alten Liebe hin nachträglich seine Hand anzunehmen. Die Heirath kommt zu Stande. Ein junges Mädchen, Ottilie, wird in dieses Hauswesen eingeführt. Zwischen ihr und Eduard, dies der Name des Mannes, entzündet sich eine Leidenschaft, an der Eduard, Charlotte die Frau, und Ottilie alle drei zu Grunde gehen.

Nichts natürlicher scheinbar, als die Annahme, Goethe habe als Phantasiebild ausführen wollen, was menschlicher Voraussicht nach ja hätte eintreten müssen falls Frau von Stein spät noch seine Frau geworden wäre. Der Zweck des Romanes wäre dann gewesen, zu zeigen, wie wohl er gethan habe, wenn auch in noch so harter Art dem Verhältniß zu rechter Zeit ein Ende zu machen.

Fast möchte ich glauben, Goethe habe diesen Anschein absichtlich gesucht, und deshalb auch Eduards Gattin in so auffallender Weise Frau von Steins Vornamen verliehen. Er wünschte vielleicht die Kritik auf falsche Wege abzulenken. Weimar war ein zu gefährlicher Boden: es sollte kein Klatsch entstehen. Goethe durfte, sobald ihm geglückt war die Spürkraft der Gesellschaft falsch zu leiten, nun sein Verhältniß zu Frau von Stein, zum zweiten Male gleichsam, in demselben Romane in voller Prägnanz auffassen. Goethe, (der wegen des als unmoralisch angefochtenen Inhalts der Erzählung in der Folge öfter Anfragen über das was der eigentliche Inhalt der Dichtung sei, zu beantworten hatte) spricht einmal einfach aus: das was der Roman wolle, sei ja so deutlich: er bilde nur eine Illustration des Wortes Christi: »Wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe gebrochen mit ihr.« Das konnte sich nicht auf sein späteres Verhältniß zu Frau von Stein beziehen als er sie verließ, sondern auf seine anfängliches, als er ihrer noch begehrte!

Fassen wir in drei Worten noch einmal den Inhalt seiner »Zehn Jahre« neben Frau von Stein zusammen:

Ein junger Mann ist zu einer verheiratheten Frau in eine Verbindung getreten, die man eine geistige Ehe nennen

konnte und aus der, wäre der Mann nicht dagewesen, sicherlich eine volle Ehe hervorgegangen wäre. Schon diese geistige Ehe aber verstößt gegen die Moral der menschlichen Gesellschaft, welche in den zehn Geboten und in höchster Consequenz in jenen Worten Christi (Matth. 5, 28.) enthalten ist.

Goethe stellt demgemäß ein Ehepaar hin, das beiderseits die erste Blüthe der Leidenschaft einander nicht mehr darbringen konnte, wenn es auch aus Liebe sich heirathet. Ein Paar also, das, wie Herr von Stein und seine Frau, halb aus äußerlichen Ursachen zusammengekommen war. Diesen Eheleuten nun läßt er durch Ottilie das widerfahren was Stein und seiner Frau durch ihn selbst einst widerfahren war.

In Charlottens und Eduards Ehe tritt Ottilie ein, wie Goethe einst in Frau von Steins Haus eingetreten war. Goethe hatte nicht sofort, sondern langsam, wie ein moralischer Polyp, sich in der Steinschen Familie festgesogen. Im Jahre 1780, vier Jahre nachdem diese Freundschaft begonnen, schreibt er Lavater über Frau von Stein: »Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach geerbt und es hat sich ein Band geflochten wie die Bande der Natur sind.« Goethe war Frau von Steins Sohn, Bruder und Bräutigam geworden. All das mußte im Romane nun zur Schuld eines armen Geschöpfes werden, dem Goethe diese Last aufbürdete. Ottiliens Schuld ist das Hineinwachsen in jene Stellungen zu Eduard, in welche Goethe zu Frau von Stein getreten war. Bei aller Unschuld Ottiliens — wie Goethe unschuldig einst sich zu Frau von Stein hingezogen gefühlt hatte — wurde sie dennoch schuldig von

dem Augenblicke an, wo sie dem Gedanken Raum gab, Eduard könne durch eine Scheidung von Charlotten frei und sie Eduards Frau werden. Wie Goethe durch das geistige Element, welches er in die Familie Stein hineingetragen hatte, so großes Übergewicht gewann daß eine Trennung von ihm undenkbar wurde, so läßt er Ottilie durch ihr geistiges Übergewicht zwischen Eduard und Charlotte eine unantastbare Stellung erlangen. Dieses Mädchen ist mit einem natürlichen Verständnisse alles Menschlichen ausgerüstet, dem gegenüber man sich machtlos fühlt. Wer verdenkt Eduard seine Leidenschaft, wer Charlotte daß sie um Ottiliens willen in eine Scheidung willigen will? Wer einst hatte Frau von Stein verdacht, sich einen Geist wie den Goethe's in freier Abhängigkeit zu halten? Goethe hätte gehen müssen. Ottilie allein trägt unschuldig die Schuld an allem Unheil, und muß dafür büßen.

Nicht weil er in Herrn von Steins Rechte eingreifen wollte, war Goethe einst schuldig gewesen, sondern weil er gegen ein göttliches Gebot verstoßen hatte, das er nun als einen Theil der natürlichen Weltordnung, auffaßte, wider deren Paragraphen zu verstoßen, Verderben bringen mußte. In ihrem Verhältnisse zu Charlotte war Ottilie kaum schuldig zu nennen. Charlotte selbst wollte ja zurücktreten um Eduards Ehe mit Ottilie zu ermöglichen: schuldig war Ottilie nur weil sie den Gedanken, eine Ehefrau aus dem Herzen ihres Mannes zu verdrängen, in sich aufkommen ließ. Und darin erkannte Goethe nachträglich seine Schuld: daß er in einer Stellung Jahre lang verharrte, welche eine Sünde gegen die geheiligten Ordnungen war auf deren Bewahrung die

Menschheit gegründet war. Hier schon sehen wir den Einfluß der neuen Weltanschauung Goethe's, der das Allgemeine im Auge haltend, seinen besonderen Fall jetzt unter dem Gesichtspunkte des großen sittlichen Weltverkehrs beurtheilt und verurtheilt.

Davon war bei Werther keine Rede gewesen, daß dieser in seiner Liebe zu Lotten nicht nur Alberts Rechte, sondern zugleich die Grundgesetze des menschlichen Daseins beschädigte. Ottiliens Liebe zu Eduard stellt sich zuletzt die Natur selbst gleichsam entgegen, welche für die Heilighaltung ihrer Ordnungen eintritt. Die geistige Ehe Ottiliens und Eduards neben dessen realer Ehe mit Charlotte war nichts als feinere Bigamie, gegen welche die Mächte der Vorsehung sich empören mußten. Eine solche geistige Ehe, wie wir gesehen haben, hatte zwischen Goethe und Frau von Stein bestanden. In dem, was ihnen beiden einst der erlaubteste, unschuldigste Ersatz für alles Versagte erschien, sah Goethe jetzt das Unerlaubte, Schuldige, Bestrafungswürdige.

Ziehen wir die Gesammtheit aller in den Wahlverwandtschaften auftretenden Personen in Betracht, so sehen wir, nach welchem festen Principe die Composition diesmal aufgeführt worden ist. So pflegte Goethe früher nicht zu arbeiten. Jetzt scheint er Schillers Methode sich angeeignet zu haben. Jede Handlung ist vorausbedacht, die Effecte steigern sich in bewußt geschaffener Stärke bis zum Abschlusse. Es ist eine in Form einer Erzählung sich aufbauende Tragödie. Nichts mehr von dem früheren fragmentarischen Drauflosschreiben.

Die Überlegung, mit welcher der Roman mehr auf den Totaleffect geschrieben worden ist, verleugnet sich auch

im Styl nicht. Goethe hat nicht wie früher bis auf jedes Wort eine unruhvolle, immer neuansetzende Feile angewandt, welche er endlich aus Ermüdung neben sich legte, sondern er hat der stylistischen Arbeit ihr bestimmtes Quantum Zeit gegönnt und sie dann als genügend nicht weiter getrieben. Daher kommt es daß einige Stellen mit offenbarer Nachlässigkeit obenhin behandelt sind, andere die Absicht, vermittelst stylistischer Behandlung bestimmte Effecte erreichen zu wollen, offen zur Schau tragen. So die in absichtlich kurzen Sätzen gehaltene Erzählung von dem Tode des Kindes durch Ottiliens Schuld. Der Leser soll durch die athemlose Satzfolge erregt werden. So endlich das ganz äußerliche Mittel, Ottiliens geistigen Reichthum dadurch als sehr bedeutend erscheinen zu lassen, daß ihr unter dem Titel »Tagebuch« eine wahre Fülle der feinsten Lebenserfahrungen in einzelnen Aperçus untergeschoben wird. Diese Beobachtungen sind die einer älteren geistreichen Person und konnten niemals aus der Seele eines jungen Mädchens wie Ottilie entsprungen sein.

Aber in etwas Anderem noch sehen wir Goethe's neue Weltanschauung bei diesem Romane durchbrechen. Er sucht die »Nothwendigkeit« des sich Ereignenden dadurch zu erklären, daß er jeder Figur gleichsam einen doppelten Werth verleiht. Er läßt jeden Mitspieler einmal als naturhistorisches willenloses Stück Schöpfung agiren, wie einen Würfel, von höheren dämonischen Mächten auf den Tisch geworfen, der selber nicht mit zu entscheiden hat, wieviel Augen fallen; und auf der andern Seite läßt er dieselbe Gestalt als freien, verantwortlichen Menschen handeln, der jeden Gedanken seiner Seele zu verantworten hat. Dadurch entsteht im Leser derselbe wunderbare Zwie-

spalt mit dem man aus der Ferne geschichtliche Ereignisse zu beurtheilen pflegt, deren Unabwendbarkeit man erkennt und bei denen man trotzdem Niemandem die Last eigner Verantwortlichkeit abnehmen kann.

Um dieses fatalistische Element anzudeuten, hat Goethe das zu soviel Mißverständnissen Anlaß gebende Beispiel aus der Chemie gewählt, nach dem er den Roman genannt hat.

Er stellt die Menschen als Elemente hin, welche sich abstoßen und verbinden, ohne daß etwas, was irgendwie Willen genannt werden könnte, dabei in Frage käme. Um ihn hier zu begreifen, muß man allerdings in seinen Werken bewandert sein. Diese Anschauung war bei ihm bereits durch die Art angebahnt worden, in welcher Spinoza die menschlichen Dinge behandelt. Den Vergleich gesellschaftlicher Verbindungen mit chemischen finden wir schon im Briefwechsel mit Schiller, als einfachen Vergleich, bei dem an nichts Besonderes gedacht wird. In der Einleitung zu den Wahlverwandtschaften erst gewinnt dieses Bild das den Leser beleidigende fatalistische Ansehen, welches Goethe gar nicht hineinlegen wollte. Denn der Roman selbst ist ein Beweis des Gegentheils. Er sollte zeigen, wie all dieser chemische Zwang von der Verantwortlichkeit für das nicht entbindet, in das die dämonischen Mächte den Menschen hineinstoßen. Goethe wollte sagen: was auch durch fremde und eigne Verschuldung hier entstehe, wie sehr auch unerkannte schicksalsbildende Mächte über allen Sterblichen walteten: daß aus ihrer Macht zu entrinnen, dem Menschen dennoch zuletzt gegeben sei. Dies aber vermochte das Publikum nicht herauszufinden. Goethe behielt den Anschein, als sehe er die sittlichen Handlungen als unfrei, ja als Ausflüsse einer dem Stoffe anklebenden

unerklärbaren, bewegenden Kraft an, welche die Bewegungen der menschlichen Seele hervorbringe, so daß diese als der Spielball finsterer Dämonen erscheint, deren Absichten, selbst wenn wir sie kennten, wir niemals abändern könnten.

Zu einer rechten Klärung dieser Ansichten ist es auch nie gekommen, weil die Wahlverwandtschaften, nachdem sie fünfzig Jahre lang als das gefürchtetste Werk Goethe's immer von neuem besprochen wurden, heute, vorübergehend, nur noch wenig gekannt sind.

Dürfen wir für die Entstehung der Wahlverwandtschaften nach Analogie der übrigen Werke Goethe's urtheilen, so liegt die Anlage viel weiter zurück als der Beginn der Arbeit. Goethe verräth gelegentlich, daß es Anfangs nur auf eine kurze Erzählung abgesehen war. Auch hat der Roman der Form nach diesen Charakter behalten: es ist auf die einzige große Entwicklung angelegt und man erkennt an vielen Stellen Einschiebsel und absichtliche Dehnungen. Offenbar unterblieb die schließliche Ausführung solange, weil Goethe, nachdem er das Ganze zu innerer Selbständigkeit gebracht und von den persönlichen Trägern der Erfindung abgelöst hatte, neuer Erlebnisse für die neueintretenden Träger der Ereignisse bedurfte, die in seiner Phantasie sich entwickelten. Immer war ja dies der Verlauf bei Goethe's Dichtungen gewesen. Seine Fabeln, auch wenn sie aus den persönlichsten Erfahrungen entstanden, sind ja niemals bloß verhüllte Wiederholungen des Erlebnisses, sondern gestalteten sich, jemehr ihr Wachsthum sich ausbreitete und abrundete, zu neuen Schöpfungen, deren letzte Vollendung eben darin

besteht daß der Charakter des Erlebten, auf dem zuerst Alles beruhte, zuletzt völlig vernichtet wird.

Um Ottiliens Gestalt zu gewinnen, bedurfte es für Goethe eines neuen Erlebnisses: nach diesem erst war es möglich den Roman abzuschließen. Wir wissen wie er dazu gelangte. In derselben Weise wie, was Goethe's Herz anlangt, um Frau von Stein gekämpft wird, ist auch um das junge Mädchen, das für Ottiliens Urbild gilt, der Kampf entbrannt. Es soll mit beweisenden Gründen festgestellt werden, wieweit Goethe's Gefühle sich erstreckten, ob er Ottiliens Urbild geliebt oder sich ihr gegenüber nur in den Gränzen leidenschaftlichen aber väterlichen Wohlwollens gehalten habe.

Auch hierüber haben wir bereits eine kleine Literatur. Es handelt sich diesmal nicht darum, der schönen, guten, liebenswürdigen Minna Herzlieb etwas anzuhängen, sondern eher, ihr zu der gebührenden Ehre zu verhelfen, Goethe wirklich eine Leidenschaft eingeflößt zu haben, auch einige Sonette als an sie gerichtet anzuerkennen, welche Bettina, die Tochter jener Max Laroche, welche Brentano geheirathet hatte, als an sich adressirt allein in Anspruch nahm.

Was diese Sonette anlangt, so hat, wie festgestellt ist, Goethe nach verschiedenen Seiten eigenhändige Abschriften verschenkt und dadurch bei Bettina den Glauben erregt, sich als die einzige geistige Inhaberin ansehen zu dürfen. Der Inhalt ist wenig leidenschaftlicher Natur; wie man heute sagen würde: mehr akademisch.

Was dagegen Minna Herzlieb anlangt, so brauchen wir weder die vielfach zu deutenden Äußerungen Goethe's unter die Presse zu legen, noch Minna's ausdrückliche

Angaben: es sei niemals zwischen ihr und Goethe von Liebe die Rede gewesen, auf den Grad ihrer Glaubwürdigkeit hin mit Säuren zu behandeln: Ottiliens Gestalt in den Wahlverwandtschaften zeigt, daß sie keine Conception der Leidenschaft gewesen sei. Goethe schildert ihre und Eduards wachsende Neigung mit den lebendigsten Farben und weiß mit Meisterschaft den Leser auf die höchste Stufe der Theilnahme zu führen; allein er steht dabei als ruhig erzählender epischer Dichter, welcher nicht sein Herz im Sturme erleichtern sondern einen tragischen Vorgang gesetzmäßig erzählen will, über den Gestalten. Er entwickelt Ottiliens Charakter wie ein Vater den seiner geliebten Tochter entwickeln würde. Und wenn Goethe später gelegentlich einmal die Wendung gebraucht (und zwar ohne Noth und bei ganz gleichgültiger Gelegenheit) »er habe das Mädchen mehr geliebt als er sollte,« so ist dies eine Wendung die in keiner Weise den Stempel einer Confession trägt. Ottilie ist ein Product der künstlerischen Reflexion eines Dichters, welcher, als er diesen Roman schrieb, Alles vermochte, nur das Eine nicht: bei einer bloß epischen Erzählung mit Leidenschaft seine Gefühle hinzuwühlen, wie er früher gethan. Der Ausdruck, er habe das Mädchen mehr geliebt als er sollte, ist aus der seinem Alter eigenen, zuweilen geheimnißthümelnden Weise zu erklären. Es sollte damit ein höchster Grad des behaglichen Wohlwollens angedeutet werden, mit dem Goethe sich öfter nun an junge Mädchen und Frauen attachirte. Wir wissen jetzt, wie in die um Suleika spielenden Liebeslieder das leidenschaftliche Element erst hinterher hineingemischt wurde.

Goethe's Roman machte bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehen und erregte neben rückhaltsloser Bewunderung den schärfsten Widerspruch. Cotta betrachtet ihn als »Schatz der höchsten Lebensweisheit.« Die jüngere Generation sah in Ottilie ihr Ideal. Ein einsam in der Welt stehendes unschuldiges Mädchen, das so recht offenbar von den himmlischen Mächten ins Leben hineingerissen war um schuldig zu werden, die Verbindung schüchterner Bescheidenheit mit umfassender Weltkenntniß, demüthiger Unterthänigkeit mit eiserner Willenskraft, erschien als die Vereinigung der höchsten Eigenschaften.

Die ältere Generation dagegen sah mit starrem Erstauen, welche bedenklich irdische Geheimnisse an manchen Stellen des Romanes mit beinahe antiker Scheulosigkeit besprochen und erzählt wurden.

Die Intimen endlich suchten herauszubekommen, wer zu den verschiedenen Gestalten Portrait gesessen haben könne.

Ich brauche was dies anlangt nur an das zu erinnern was wir über die Genesis anderer Goethe'scher Figuren wissen, um auf die Hoffnungslosigkeit der Versuche derer hinzuweisen, welche ganz sichere Daten hier herzustellen versuchen. Obgleich Minna Herzlieb so gewiß Ottilie ist als Lotte Buff Werthers Lotte war, so schützt dieses Zugeständniß Minna Herzlieb durchaus nicht vor weiteren Theilnehmerinnen an Ottiliens Ursprung. Es gab »mehrere Ottilien« wie es einst »mehrere Lotten« gegeben hatte. Es hilft Minna nichts, daß sie allein hier zufällig bekannt ist: denn ein Zufall kann alle Tage enthüllen, mit wem sie etwa ihren Ruhm zu theilen hätte. Bei Charlotten dürfen wir auch nur von weitem an Frau von Stein denken. Bei Luciane rieth der Jacobi'sche Kreis

auf Bettina; Mittler, der Freund, der überall die Wahrheit sagt, guten Rath giebt und damit nur Unheil anrichtet, könnte Knebel sein. Diesen Aehnlichkeiten nachzugehen hat aber nur für diejenigen wahres Interesse, welchen das gesammte literarische Material bekannt ist und die mit Sicherheit von sich sagen dürfen, daß nichts ihrer Aufmerksamkeit entgangen sei. Ohne solche Kenntniß handelt es sich um ein leeres Vermuthen, bei dem nicht einmal eine Befriedigung der Neugier erreicht wird.

Es ist bereits gesagt worden, wie sehr auch die Gestalten der Wahlverwandtschaften darin denen der natürlichen Tochter gleichen, daß sie einen gewissen Mangel an Individualität haben. Sie sind nicht was man im gemeinen Sinne interessant nennt. Sie haben das Allgemeine der Figuren der griechischen Tragödie. Es sind Typen. Es fehlt ihnen die scheinbar intimere Wahrheit, mit welcher die Figuren im Werther oder in den Anfängen des Wilhelm Meister uns anmuthen. Goethe hat sogar die Natur mehr in allgemeinen Linien dargestellt. Während man im Werther jeden Baum zu kennen glaubt von dem er spricht, und sich von Garbenheim angeheimelt fühlt, gewinnt man nirgends eine rechte Anschauung des Parkes, von dessen Anlage in den Wahlverwandtschaften so viel die Rede ist. Es sind lauter allgemeine Beschreibungen. Der Teich, in dem das Kind ertrinkt, steht uns nie landschaftlich deutlich vor der Seele, während die unzähligen Blicke ins Freie welche Goethe's Briefe erfüllen uns mit wenig Worten ein so volles Gefühl der Natur geben. Diesmal haben die Naturbeschreibungen etwas Coulissenartiges: sie bilden kein organisches Ganzes mit den Gestalten zusammen, sondern fungiren nur als Hintergrund.

Die Wahlverwandtschaften sind, wie bemerkt worden ist, eine in das Gewand einer Erzählung gehüllte Tragödie, in der die ethischen Motive vorwalten sollten. Dächten wir, Goethe hätte die dramatische Form für sie gewählt, so würden die Figuren vollends etwas Unpersönliches empfangen haben, wie die der Natürlichen Tochter. Auch dies mag denn mit der Grund gewesen sein, daß man das Walten chemischer Verwandtschaften hier für mehr gehalten hat als es sein sollte. Das starke Hervortreten des Reinmenschlichen in dem Romane wirkte zu schwer und brachte falsche Auffassungen mit sich. Und schließlich mag es jedem Leser etwa wie jener jungen Frau gegangen sein, welche, wie sie Goethe erzählte, das Buch, das ihr zuerst unverständlich war, plötzlich verstanden hatte ohne es doch zum zweiten Male gelesen zu haben: es gehörten bestimmte Erfahrungeu dazu um ihr die Dinge später begreiflich werden zu lassen. Nicht Jeder macht solche Erfahrungen. Der Hauptgrund jedoch warum die Wahlverwandtschaften einen so verwirrenden Eindruck machten, muß aus dem allgemeinen großen Umschwunge entwickelt werden, zu dem Goethe als Dichter und Mensch, Deutschland und Europa im Jahre 1810 gegenüberstand als sein Roman herauskam, welcher, ohne daß Goethe sich dessen recht bewußt gewesen zu sein scheint, an eine ganz andre Addresse kam als an die er gerichtet war.

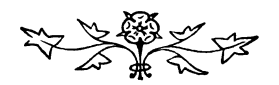
Goethe schrieb seinen Roman in Gedanken an ein Publikum, das schon nicht mehr da war. Herder und Schiller waren todt, Knebel und Wieland alte Männer und Frau von Stein zählte nun auch beinahe Siebzig. Diejenigen, für die diese Apologie längst verrauschter Ereignisse gedichtet war, gehörten nicht mehr zu den Lesern

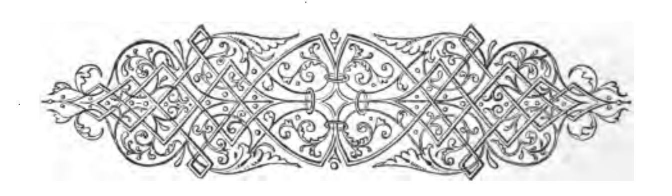
neuer Werke. Die Herzogin, welcher Goethe den Roman vorgelesen und deren Beifall ihn fortzufahren ermuntert hatte, war nur noch eine der wenigen übriggebliebenen Repräsentantinnen einer vergangenen Zeit, in die Goethe als Dichter sich zurückversetzt hatte.

Nun kam das Buch heraus, frisch, als neueste Neuigkeit, und wurde von einer jugendlichen Generation ergriffen, die sich darin wiederzufinden hoffte und sich entweder nicht fand oder, indem sie sich an dem Werke begeisterte, Dinge darin entdeckte, die zum Theil nicht beabsichtigt waren. Und so konnte das Urtheil des Tages nur das seltsame Echo einer Stimme geben, die Goethe in eine ganz andere Landschaft hineingerufen hatte als die war welche in der That den Ton aufnahm und zurückwarf.

Aber auch das genügt nicht, um den wunderlich verschobenen Standpunkt zu kennzeichnen, auf dem die Wahlverwandtschaften sich der Welt zuerst sichtbar machten. Nicht lange vor ihnen war ein anderes Werk erschienen, dessen Reflex das Urtheil verwirren mußte.

Davon in den beiden Vorlesungen, die uns noch übrig sind.





Vierundzwanzigste Vorlesung.

Goethe als Politiker. — Napoleon. — Faust.

Wir erleben in unserem Vaterlande heute, was das heißen wolle: neue Zeiten brechen an, es kommt eine frische Generation auf. Verglichen mit den Zuständen von vor zehn Jahren scheint die Welt anders geworden. Das Frühere gilt als veraltet, bei jedem Gesetz versteht sich von selber daß es für die neue Zeit umgeschrieben werden müsse: einerlei, ob es hundert oder mehr als hundert Jahre in der bisherigen Gestalt gute Dienste geleistet: es kann nicht mehr passen, weil es nicht neu ist. Niemals, scheint es, war eine herrschende Generation sosehr von der Unzulänglichkeit dessen überzeugt was früher geschah, als die unsrige. Wenn ein Mann zwischen Sechzig und Siebzig heute sich zurückzieht weil er die Dinge und Menschen nicht mehr verstehe, so wird das nur in seltnen Fällen auffallend erscheinen.

Und doch ist was wir erleben nur ein Nachspiel der europäischen Bewegung welche mit der französischen Revolution und dem Umsturze des Römisch-Deutschen Kaiserthumes begann. Was damals sich ereignete war ein so

gränzenloser Umsturz des Bestehenden wie er niemals vorher erlebt worden war und wie er auch nachher nicht wieder erlebt werden konnte, da es sich bei allen späteren Revolutionen nur um die fortgesetzte Bewegung von Elementen handelte welche sich zeitweise wohl zu scheinbarer, aber doch nur oberflächlicher Festigkeit wieder ineinander geschoben hatten, wie sich beim Eisgange in großen Strömen die Schollen zuweilen wieder stauen und aufs Neue fest werden. Jeder weiß daß das nur auf kurze Zeit sein kann und daß heiße Tage die Dinge bald wieder in Fluß kommen lassen. Bei der ersten französischen Revolution aber handelte es sich um das ungeheure Bersten einer festen Bahn auf der seit tausend Jahren Schlittschuh gelaufen war: plötzlich zeigte sich daß die Gewässer in der Tiefe die reale Macht besaßen sich zu heben. Man glaubte nicht daran weil man es nicht begriff. Die tausend Risse die sich zeigten hatten die durcheinandergleitende bunte Gesellschaft nicht gewarnt: man tanzte und lachte weiter und die Musik ließ die gewohnten alten Melodien hören: da eines Tages thut der Abgrund sich auf, die Wellen strömen über und empor und ein unerhörter Untergang beginnt: ein Untergang von Menschen, Vermögen und Meinungen. Damals war in anderem Sinne als heute eine neue Zeit erschienen und eine frische Generation ans Ruder gekommen.

Nur daß der Einbruch dennoch langsamer erfolgte als man heute denken möchte.

In Deutschland kam die große Fluth viel später als in Frankreich. Zu uns floß sie erst herüber als nach der Schlacht von Jena sich die eigentliche Masse des inneren Deutschlands aus einer, sagen wir, österreichischen

in eine französische Provinz verwandelt hatte. Wir bedenken heute zu wenig, daß Napoleon 1806 nicht Deutschland, sondern nur das trotz Friedrich des Großen Eroberungen noch ziemlich außerhalb Deutschlands liegende Preußen besiegte. Deutschland, wozu auch Thüringen gehörte, hatte der fremden Kraft keine eigene entgegenzusetzen gehabt, es war nur der gehorsame Tisch auf dem fremde Hände Würfel spielten. Der französische Feldzug gegen Preußen war für Deutschland wie der Ausbruch eines rasch weiterziehenden Gewitters. Die Armeen kamen plötzlich von Westen und Osten her, platzten auf einander und wälzten sich als Sieger und Besiegte rasch nach Osten weiter. Es war, mit heutigem Maaßstabe gemessen, vorher politisch still gewesen in Deutschland, es regte sich auch nachher nichts. Das geplünderte Weimar richtete sich ruhig wieder auf wie ein verhagelter Garten am nächsten Morgen wenn die Sonne den Schaden wieder auszugleichen beginnt. Man sah die Franzosen nicht als Feinde an. Sie waren die Vorkämpfer der Freiheit unter der Führung eines Helden, der die Revolution im eigenen Lande niedergeworfen hatte. Der Druck der französischen Tyrannei mußte sich von nun an erst dichter und dichter über Deutschland legen um im Herzen des Volkes das Gefühl dessen zum Erwachen zu bringen was in Preußen vernichtet sei: daß man sich anschließen müsse an Preußen, daß man Eins mit ihm sei, daß man sich zu neuem politischen Dasein umgestalten müsse. Bei verhältnißmäßig friedlichen Zuständen begann diese Überzeugung langsam jetzt aufzuwachsen und wieder einer Reihe von Jahren bedurfte es, sie zu zeitigen. In diesen Jahren war es wo die neue

Dichterschule aufkam welcher man ohne rechten Grund mit jener älteren Jenenser literarischen Gesellschaft den gemeinsamen Namen der »Romantiker« gegeben hat, deren innere vaterländische Richtung aber etwas ganz Neues war. Während der Zeiten der französischen Übermacht gestaltete diese Schule die Deutschen Universitäten um und gab den Wissenschaften neue Constitutionen.

Wenn dieser neuen Bewegung gegenüber ein Mann wie Goethe sich zurückzog, war das natürlich. Mit der Blüthe Jena's und Weimars war es nun auch im bisherigen ausschließlichen Sinne vorüber: Jena hatte Erfurt einst ausgestochen, Halle trat jetzt neben Jena in den Vordergrund. Bald wurde sodann Berlin zur Universität erhoben. Die älteren Romantiker, die Schlegel und Tieck, durften vor der Schlacht von Jena noch als Anhängsel und Ausflüsse des Weimarischen geistigen Lebens gelten: die in den neuen Zeitläuften emporkommenden Jüngeren aber sproßten überall auf Deutschem Boden auf, fanden ebensogut wie in Jena, in München und Heidelberg ihre Centren, betrachteten Goethe bereits mit bloß historischer Bewundrung und hatten statt ruhiger ästhetischer Ziele, deren Verfolg auf die Antike leitete, politische leidenschaftliche Hintergedanken, deren ideales Gebiet die eigne vaterländische Poesie und Geschichte waren, an denen ihnen mehr lag als an den Schätzen des griechischen Alterthums. Nichts natürlicher doch als daß da auch Goethe sich mehr auf sich zurückzog.

Goethe konnte schon deshalb mit dieser Jugend nicht zusammengehen weil ihm dasjenige fehlte worauf die neue Generation gegründet war: der Haß gegen Frankreich. So wenig vermochte er dieses Gefühl seinem Herzen ein-

zuimpfen, daß es ihm selbst in den Tagen nicht gelang, wo der Deutsche Freiheitskrieg endlich zum Ausbruche kam. Man hat es ihm scharf vorgeworfen.

Suchen wir festzustellen, wie dieser, in späterer Zeit erst aufgekommene Tadel überhaupt entstehen konnte.

Es ist bereits genug von Goethe's allgemeiner Weltanschauung gesagt worden, um ohne Weiteres verstehen zu lassen, warum Goethe die Ereignisse, die er nun, zwischen dem sechzigsten und siebzigsten Jahre, erleben sollte, mit derselben philosophischen Ruhe sich gefallen ließ mit der er Alles von nun an behandelte. Diese leidenschaftslose Aufnahme des Geschehenden — hätte er auch überwinden wollen was der Erfüllung der Aufgabe sonst entgegenstand — wäre allein schon genügend gewesen, ihm nach Schillers Tode die Fortführung des Demetrius unmöglich zu machen. Goethe war kein handelnder Politiker.

Schiller stand auf dem Standpunkte der französischen Revolution. Zwar hatte er nie Gelegenheit, sich, mit den eigenen Händen zugreifend, an der Umarbeitung der öffentlichen Verhältnisse persönlich zu betheiligen, im Allgemeinen aber war er radical. Als er den Wilhelm Tell schrieb, welcher den Tyrannenmord predigt, war bei der ersten Conception jener Parricida nicht vorhanden, der zuletzt auftretend dem Publikum sagt, man dürfe zwar Landvögte aber keine Kaiser umbringen. Schiller war die Lehre vom souveränen Volk so völlig ins Blut gemischt worden, daß er bei seinen Dichtungen unwillkürlich davon ausgeht. Maria Stuart ist die von der legitimen Elisabeth gemordete nicht minder legitime Rebellin. Die Jungfrau von Orleans ist das in Gestalt eines Schäfermädchens unbesiegbare niedere Volk, dessen Kraft erlischt sobald in seine reine Leiden-

schaft egoistische Motive hineinspielen. Wallenstein ist der Genius einer Armee, deren edelste Anstrengungen in nichts verfliegen weil sie einem elenden Kaiser dient, dessen Anhänger und Willensvollstrecker als nackte Egoisten dastehen. Überall stellt Schiller großartig angelegte Naturkräfte im Kampfe gegen politische Verhältnisse dar, die sich wie Schlangen um ihre Füße winden. Goethe besaß nichts von dieser Auflehnung gegen das historisch Gegebene. Sogar beim Götz von Berlichingen war die politische Begeisterung nur eine gelehrte, ästhetische gewesen: Goethe's eigentliches Glaubensbekenntniß ist im Egmont enthalten. Wie da Clärchen verzweifelnd durch die Straßen irrt und die Bürger theilnahmlos sie anstarren: so sah er als Historiker das Volk an. Wie Goethe als praktischer Staatsmann in seinem engen Kreise die unteren Classen bemitleidete und ihr damals jammervolles Loos zu verbessern trachtete, darüber haben wir Zeugnisse genug, die sich aus den Weimarischen Archiven wahrscheinlich in großartigem Maaßstabe vermehren lassen könnten. Dieses Volk aber interessirt ihn nur als moralisches Object, er kümmert sich um die Einzelnen: universell reorganisirende Ideen, wie sie die französische Revolution aufbrachte und wie sie heute Jedermann geläufig sind, hegte Goethe damals nicht. Das Politische im heutigen Sinne existirte nicht für ihn.

Wie genau sieht er sich in Italien Alles an: die schauderhaften politischen Zustände aber sind für seine Blicke kaum vorhanden, denen doch keine Regung des Volkslebens sonst entging. Er nimmt sie wie Klima rc. als ein Gegebenes. Bei der Betrachtung der Mißwirthschaft im Kirchenstaate scheint ihm der Gedanke niemals zu kommen, daß diese Bevölkerungen eines Tages über

ihre Erniedrigung Scham empfinden und sich aus eigner Kraft aufraffen könnten.

Freilich sehen wir, daß der Herzog auch in politischen Dingen Goethe's Urtheil verlangte, daß Goethe bei den wichtigen Verhandlungen welche die Bildung des Deutschen Fürstenbundes bezweckten die Protokolle geführt hat, wir haben einen ausführlichen Brief von ihm an den Herzog, worin er seine Ansichten über die Deutschen Verhältnisse, unter Kaiser Joseph noch, darlegt. Vieles derart ist gewiß noch unveröffentlicht, so daß diese Seite der Beamtenthätigkeit Goethe's später als eine viel breitere erscheinen wird. Allein was will dies sagen? Für Deutsche, französische, italiänische politische Zustände im heutigen Sinne des Fortschrittes scheint Goethe keine Augen zu haben. Die politische Bewegung war damals nur auf das allgemein Menschliche gerichtet, spielte international innerhalb der gebildeten Kreise und hatte nichts zu thun mit den Regierungen.

Hier erinnere ich an den früher dargelegten Unterschied zwischen der definitiv für uns abgeschlossenen europäischen Geschichte, welche die Roms war, und der seit 1850 beginnenden, die fünf Welttheile umfassenden Weltgeschichte, welche die germanische ist. Goethe ahnte diese letztere nur, während er in jener voll drinsteckte. In ihren Anschauungen war er erzogen worden.

Die römische Geschichte hat eine Vertretung des Volkes im germanischen, demokratischen Sinne niemals hervorgebracht. Sie kennt, in aristokratischer Auffassung, Stände mit Repräsentanten denen die Vertretung ihrer Rechte aufgetragen ist: allein diese Vertreter sind in keiner Weise die des gesammten Volkes. Das Volk im

Ganzen hat nur einen Vertreter: den Kaiser, welcher die rechtloseren von seinen Unterthanen gegen die berechtigteren in Schutz nimmt; der Gedanke einer einheitlichen Nation und einer Anzahl Leute aus ihr hervorgehend, welche neben dem Kaiser stehend die Schicksale des Landes im Auge halten so daß ohne ihr Ja und Nein überhaupt kein legaler Act möglich wird, war Goethe so unfaßbar als er es den Franzosen, bei denen in der Revolution diese Lehre zum ersten Male angewandt werden sollte, anfangs selber gewesen ist. Man begeisterte sich in Frankreich an Formeln, deren Tragweite man nicht verstand. Dem Volke, gewöhnt an eine felsenschwer lastende Regierungsmaschine, begann schwindlich zu werden als diese plötzlich nicht mehr da war. Eine unerhörte Selbstzerfleischung nahm ihren Anfang, bis Napoleon auf die roheste Weise den alten Zustand zum Theil wieder herstellte indem er seine eiserne Faust als Beschwerung auf die in alle Winde zerflatternden Verhältnisse darauflegte.

Goethe hatte sich zwar zu Rousseau gehalten, von dem die Lehre der Nationalitätssouveränität ausgegangen war. Er hatte die wohlthätige Gährung eintreten sehen, welche durch diesen Gedanken in den stagnirenden Zuständen überall hervorgebracht worden war: niemals aber wäre ihm in den Sinn gekommen, dergleichen könne in Wahrheit zur Norm für Bestehendes gemacht werden. Und als er es in Frankreich erlebte, hätte er es nicht in Deutschland für möglich gehalten. Als Goethe an dem Feldzuge von 1793 Theil nahm, ging er als Privatmann mit, der sich Ereignisse mitansieht, deren letzte Gründe seine eigne Theilnahme niemals bis in alle Tiefen herausfordern könnten. Die wie in patriotische Krämpfe ge-

rathenen Franzosen waren ihm Gegenstand höchster Verwunderung. Kein Gedanke, dieses vom Tag zum Tage fortstürmende Volk könne einmal zu einem furchtbaren Angriffe gegen das von Jahrhundert zu Jahrhundert sich langsam fortwälzende Deutschland aufstehen, mit seinem Fieber uns anstecken und Ursache revolutionärer Umgestaltungen sein. In Deutschland hatte Friedrich der Große Preußen als einen so gesund scheinenden Großstaat zur Garantie alles Bestehenden geschaffen, daß der Gedanke an Preußen allgemein beruhigend wirkte. Erhob dieses seine Stimme, so war Alles wieder in Ordnung. Es gab Kreise damals bereits, die für einen preußischen Kaiser von Deutschland schwärmten. Man sah deshalb im Innern des Landes dem was an den Gränzen geschah in voller Gleichgültigkeit zu und selbst als die Franzosen in ihren Händeln mit den süddeutschen Staaten dicht an die nördlichen herankamen, regte dies Niemand zur geringsten Ängstlichkeit auf. Man war überzeugt, die in Frankreich jetzt sich sammelnden Erfahrungen würden der ganzen Welt friedlich zu Gute kommen. Für Schiller, wie eben gesagt wurde, waren diese Jahre die Epoche freudiger Hoffnung, der er sich hinzugeben fortfuhr während in Frankreich und Italien die verfaulten Balken der alten Zustände mit weitem Echo zusammenkrachten. Schiller, indem er in der Jungfrau von Orleans den französischen Nationalgeist verherrlichte, dachte gar nicht daran, daß Franzosen und Deutsche hier nicht »als Menschen« ein und dasselbe bedeuteten. Schiller ließ sich sein französisches Bürgerdiplom gefallen »es könne vielleicht seinen Kindern einmal nützen«. Niemand sah in Frankreich ein feindliches Element und selbst Knebel wünschte sich Bonaparte's Erfolge

»besingen« zu dürfen, dessen Thaten wie ein von der Natur gestaltetes Heldenepos wirkten. Endlich ward Preußen denn doch genöthigt, diesem Heros Widerstand zu leisten. Wir wissen was geschah. Ein so ungeheurer Sturz der öffentlichen Meinung war niemals erlebt worden. Der eiserne Coloß hatte nicht nur auf thönernen Füßen gestanden, sondern war ganz und gar nur von Thon gewesen. Preußen war nicht geschlagen: es hörte auf. Mit Genugthuung boten Österreich und Sachsen die Hand dazu: es waren noch keine 50 Jahre her daß Friedrich der Große sie gedemüthigt hatte. Preußen war so rettungslos vernichtet daß die ganze preußische Größe wie eine kleine Episode der Deutschen Geschichte nun abgespielt zu haben schien.

Diese absolute Vernichtung aber wirkte beruhigend. Napoleons Siegeszug im Jahre 1806 war kaum ein Krieg zu nennen. Die Festungen ergaben sich ohne Belagerung. Er zog in Berlin ein, und weiter, ohne Gegner zu finden. Alles machte sich wie von selbst. Deutschland zerfiel von jetzt an auf fast zehn Jahre in drei Hälften: die Staaten des mit Frankreich fast zusammengehörigen Rheinbundes: das wahre Herz Deutschlands; das mit Frankreich verknüpfte und verschwägerte Österreich; und, fern im Nordosten, die niedergetretenen Länder Preußens, denen aussaugende Contributionen am Leben zehrten. Damals ist der Reichthum des preußischen Adels daraufgegangen.

Dieser Zustand wurde dadurch zu einem noch seltsameren, daß, sosehr Napoleon allmälig auch verhaßt zu werden anfing, die Franzosen selber persönlich nicht gehaßt wurden. Unsere guten Familien verdankten ihre solidere

Bildung den Franzosen. Deutsche Literatur war etwas Emporkommendes, ohne das alte, feste Fundament der französischen. Aber auch die Republik verehrte man. Die neuen bürgerlichen Freiheiten welche ins Land kamen, hatten unendlichen eingewurzelten Mißbräuchen und Unerträglichkeiten im Sinne rationeller bürgerlicher Freiheit ein Ende gemacht. Die Wohlthaten der französischen Siege wurden bei uns ebenso lebhaft empfunden als ihre Nachtheile. Das Emporkommen des Deutschen bürgerlichen Elementes wurde den Franzosen verdankt. Eine Ära wirthschaftlichen Aufschwunges begann und das westliche Deutschland, so hart es vom Kriege mitgenommen war, athmete auf unter bequemen Institutionen nach französischem Muster.

Allmälig erst trat hier der Umschwung auf. Noch überall wo Franzosen als Eroberer gekommen sind, ist beobachtet worden, wie bald sie aus liebenswürdigen Gesellschaftern zu übermüthigen Despoten wurden. Das in Frankreich als unerträglich empfundene Polizeiregiment, welches, mit falschen Berichten operirend, eine erlogene Stille im Lande auf immer gewaltsamere Weise aufrecht erhielt, wurde in Deutschland nun gar zum unerträglichen Drucke. Mehr und mehr fühlte man, daß die systematische Niederhaltung Preußens Eins sei mit dem Untergange des Deutschen Volkes Die Wuth mit der die preußischen Beamten, die adligen wie bürgerlichen Familien die unwürdige Rolle ertrugen die sie zu spielen gezwungen waren, theilte sich dem übrigen Deutschland mit. Innerhalb der jüngeren und jüngsten Generation erwachte das Gefühl der Auflehnung, welches als der Anfang der Erhebung im Jahre 1813 dasteht, und als der Grund unserer heutigen Freiheit zu dem Ehrwürdigsten gehört

das wir kennen. Woher aber sollte Goethe, dem Staatsmanne der alten Schule, dem intimsten Miterleber von soviel Schwachheit in den höchsten Kreisen, das Vertrauen zu einer populären Regung kommen, deren Nachhaltigkeit zu würdigen er nicht im Stande war?

Vor allen Dingen doch hätte, Goethe's Gedanken nach, jede erfolgreiche Bewegung von den Regierungen ausgehen müssen. Goethe wußte zu gut, wie es mit diesen bestellt war. Keine seiner Erfahrungen konnte ihm den Begriff eines Volkes verleihen, welches aus eigner Kraft, undisciplinirt und nur auf ungewisse ideale Regungen vertrauend, in eine Bewegung eintrat die doch ganz privater Natur war. In Frankreich hatte man den König guillotinirt und sich selbst an seine Stelle gesetzt: in Deutschland aber sollte, nicht im Widerspruche zu König und Regierung, sondern mit Umgehung aller bestehenden Gewalten, eine stille Erhebung vorbereitet werden, ohne Plan und Hülfsmittel, von der man erwartete sie werde Deutschland Freiheit und Frieden und Größe bringen. Um sich an einer solchen Agitation zu betheiligen, bedurfte es entweder daß man ein junger begeisterter, historisch fanatisirter, unerfahrener Lebensanfänger war, oder daß man als Preuße zu denen gehörte, welche von den bestehenden Verhältnissen materiell und geistig so furchtbar gedrückt wurde, daß man va banque zu spielen immer noch für das Menschenwürdigere hielt. Dies die Gründe, warum Goethe, der niemals in Preußen gelebt hatte, dessen erste und zweite Heimath auf der damaligen Karte von Deutschland weitab von Preußen lag, der die Rathlosigkeit des Hofes und die Erschöpfung des Landes kannte, der sich in Carlsbad erzählen lassen mußte wie es in Berlin aussah, unsere Zustände als unheilbare

betrachtete. Nur einen einzigen Krieg im Geiste der neuen germanischen Welt hatte man bis jetzt gesehen: den Abfall Amerika's von England. Hier aber erschien doch zweifelhaft, ob England ohne die Gegnerschaft Frankreichs zu gleicher Zeit und ohne die damals ungeheure Abgelegenheit Amerika's nachgegeben hätte. Der Gedanke einer »Erhebung Deutschlands« eines »Aufstehens des Volkes« war für Goethe nicht einmal ein Traum. Der bis zum letzten Momente furchtbar erscheinenden Centralgewalt Napoleons gegenüber mußte ein »einiges freies Deutschland in Waffen« eine Verrücktheit erscheinen. So däuchte es vielen unserer besten Patrioten sogar dann noch, als nach dem nordischen Feldzuge die Anzeichen vom Ende Napoleons eintraten und York schon zu den Russen übergegangen war. Lesen wir, wie, als das Volk sich zu bewaffnen begann, Graf Gesler, der im Jahre 1813 dem Vater Theodor Körners tröstend zur Seite stand, an Caroline von Wolzogen, eine glühende Patriotin, schreibt: »In meine Nation ist eine Exaltation gefahren die mir manchmal lächerlich vorkommt. Wir gehen wie ein Volk von Donquichote's für unsere Nationalehre zu Grunde. Von oben herab ist es nicht gekommen, es kam rein aus der Nation. Wie alle die heterogenen Elemente, die sie zusammensetzen konnten, so homogen gestimmt werden konnten, unter den ungünstigsten Umständen, begreife ich nicht. Indessen habe ich es gesehen wie man ein Mirakel sieht, mit einer Kälte und Ruhe, die ich zu verbergen suchen muß.« Goethe konnte nicht anders denken. Es war nicht Mangel an Vaterlandsliebe, es war die Unmöglichkeit, sich mit 64 Jahren wieder in einen Jüngling von Zwanzig zu verwandeln. Dieser heimliche Zweifel

auch der Grund, weshalb Goethe, als in Weimar die Freiwilligen sich organisirten, seinen Sohn zurückhielt. Goethe konnte sogar bei einem Freiheitskriege den die Regierungen unternahmen, an keinen Erfolg dieser freiwilligen Elemente glauben, die, wie er anno 1793 den Krieg selber kennen gelernt hatte, im Felde nur zur Last fallen mußten.

Zu besprechen ist hier endlich Goethe's Vorliebe für Napoleon.

Wir wissen, wie Napoleon in Erfurt Goethe kommen ließ und die berühmte Unterredung mit ihm hatte, deren Abschluß sein Ausspruch war, »voilà un homme«, eine Wendung die sich übersetzen ließe: endlich einmal ein Mann, der mir in Deutschland gegenübersteht! Napoleon hatte Goethe durchschaut, Goethe aber auch wußte Napoleon zu würdigen.

Inmitten einer Verwirrung die unüberwindlich schien, hatte Goethe diesen Feldherrn jugendlich wie einen antiken Heros sich erheben sehen, der mit Keulenschlägen, einer gegen alle, ganze Völker überwindet.

Nun endlich erfuhr man in Deutschland an sich selber Napoleons Kraft. Die preußische Armee war zerstoben vor diesem Manne, in dessen Händen das widerwillige französische Revolutionsgesindel als wohldisciplinirtes, auf den Wink gehorchendes Werkzeug operirte. Goethe lernte Napoleon in der Mitte seiner Marschälle kennen mit denen er arbeitete. Niemals hatte er dergleichen für möglich gehalten. Frische, liebenswürdige, gebildete Männer sah er, denen Kunst und Wissenschaft nicht fremd waren, deren ungeheure Energie sogar in sanften Formen sich geltend machen konnte, unabhängig von jeglichem Vor-

urtheil, strotzend von Kraft, Ehrgeiz und Gesundheit, daran gewohnt Besieger zu sein wo sie auftraten: was vermochte diesem unerhörten Elemente Widerstand zu leisten? Was schien selbst Friedrich der Große dagegen, der ein festes fügsames Volk unter sich hatte, während Napoleon mit ungeschirrtem Rosse einhersprengend, sein zur Frechheit verwildertes Volk zugleich bezähmte indem er fremde Völker überwand.

Als historisches Phänomen machte der Kaiser einen solchen Eindruck auf Goethe, daß keine Macht der Erde, soweit ihm diese Mächte bekannt waren, genügend schien, gegen ihn aufzukommen.

Wir wissen, wie allgemein dieser Glaube in Europa herrschte und wie wenig sogar der russische Feldzug ihn zu erschüttern vermochte. Der aus Moskau allein durch Deutschland nach Paris eilende Kaiser war was die Furcht der Völker anlangt auf dieser Flucht noch ebenso mächtig als beim Beginne des Feldzuges.

Deshalb: weder Goethe, noch den Andern welche wie er rechneten, wollen wir Mangel an Patriotismus vorwerfen. Sie waren zu betäubt vom Erlebten, um es überschauen zu können. Nun aber auch sei ausgesprochen, was ebenso wahr ist.

Sosehr Goethe praktisch die Zeit noch nicht für gekommen ansah, sosehr er zu den Staatsmännern gehörte welche auch nach dem Unheil in Rußland an den Erfolg der Deutschen Volksbewegung nicht glaubten, sosehr hat sein Herz doch den Gedanken stets, und besonders in jenen Zeiten, gehegt: was ein freies nnd einiges Deutschland sein könnte. Hierfür haben wir die Beweise. Natürlich mußte ein Mann wie Goethe zurückhaltend in

seinen Äußerungen sein, aber man lese was Dr. Kieser aus Jena, der in Weimar das Freiwilligencorps organisirte, von seinen Unterredungen mit Goethe Luise Seidler damals erzählte. In welches Feuer Goethe gerathen konnte wenn er sein Herz wirklich eröffnete. Wir halten die damaligen Verhältnisse für flüssiger als sie waren. Wir beurtheilen Alles von der Stimmung in Berlin aus. Wir bedenken nicht, wie zerstreut, nachrichtslos und mißtrauisch das übrige Deutschland nicht wußte wohin es die Blicke wenden solle. Wenn man nach oben hin blickte, hatte man schwankende Gestalten vor Augen, von denen niemals eine ermuthigende Äußerung die Bevölkerung erreichte; nach unten dagegen ein von historischer unklarer Begeistrung angeregtes Volk, das sich seiner Ohnmacht bewußt war.

Diesen Zuständen auch entsprach die Art wie Goethe in der Folge unsere Siege und Erfolge aufgenommen hat. Er war überrascht und hat das niemals verheimlicht. Er hatte, als Mann der alten Schule der den Fürstenbund scheitern sah, immer nur die auseinanderfallenden Fürsten vor Augen, welche die Völker repräsentirten, und sah die große Besiegung Frankreichs als eine historische Merkwürdigkeit an, welche er nimmermehr erwartet hatte. Im December 1813 schreibt er an Knebel, er habe die Deutschen nie einig gesehen als im Hasse gegen Napoleon. Er wolle nun sehen was sie anfangen würden wenn dieser über den Rhein gebannt worden sei. Es ist als habe Goethe alle die Jämmerlichkeiten des Wiener Congresses voraus gewußt, sowie daß nach kurzer Dauer des Siegestaumels das politisch ungeschulte Volk die Regierungen nöthigen würde, im reactionären Sinne vorzugehen. Nun

erst, als er den zukünftigen Gegenstoß der Völker berechnete, erwachte seine Überzeugung, daß eine neue Epoche eintreten werde. Jenes »Gefühl von der gänzlichen Werthlosigkeit der Gegenwart« überkam ihn, das bis an sein Ende dauerte. Er sah ein, daß der Abschluß seines Lebens, nach allzu gewaltsamen politischen Kämpfen, in eine Epoche der Erschöpfung, Ruhe und leisen Vorbereitung für neue Stürme falle, in deren Voraussicht er nun wieder all seinen Zeitgenossen voraus war. Jetzt erwachte bei Goethe, da ihm offene liberale Opposition als verfrüht und unnöthig erschien, der ironische Geist, der sich in den politischen Partien des zweiten Theiles des Faust geltend machte, und der mit der vielfach mißverstandenen Gesinnung verglichen werden kann, welche Alexander von Humboldt am Hofe Friedrich Wilhelm IV. hegte.

Goethe und Humboldt wußten daß ein Sieg der liberalen Idee unaufhaltsam heranrücke. Sie sahen aber auch, daß das Zuthun des Privatmannes das welthistorische Heranschreiten der Bewegungen, welche dann Europa erschüttern würden, nicht beschleunigen könne. Sie begnügten sich, die Nebenrolle des politischen Mephisto zu spielen und pro virili parte für die bevorstehenden Stürme an der Arche Noah im Voraus mitzuarbeiten, in welcher während der Zeit der hohen Gewässer all unsere geistige Arbeit eingeschlossen den Winden und Wogen preisgegeben wäre. Goethe's Unterhaltungen in den letzten zehn Jahren seines Alters offenbaren ein volles Verständniß der Zeit. Allein er wußte sicher, daß er für seine Person den Umschwung nicht mehr erleben werde. Die französische Julirevolution interessirte ihn kaum; der damals schwebende Streit über naturwissenschaftliche Dinge, welcher

Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire entzweite, war ihm bei weitem bedeutender als die Pariser Straßenkämpfe.

Ich habe hier Goethe's politische Ansicht vorweg im Ganzen zu fassen gesucht. Kehren wir nun auf den Punkt zurück, wo, einige Zeit nach der Schlacht von Jena, bei gewaltsamer Pacification Deutschlands durch den allmächtigen französischen Kaiser, die Deutsche Jugend nach Gedanken suchte, an denen man sich in der Stille über die erlittene große Schmach trösten und für eine bessere Zukunft vorbereiten könnte.

Niemanden wäre damals in den Sinn gekommen, Goethe's Gesinnungen untersuchen zu wollen, ob er nicht etwa ein Freund der Franzosen sei. Nie auch sind Verdächtigungen dieser Art gegen Goethe erhoben worden so lange er lebte. Aufgebracht wurden sie in den dreißiger und vierziger Jahren, als die heutige Gestaltung des Deutschen Kaiserreiches sich vorbereitete und bei Jedem der auf Ruhm und Größe Anspruch hatte, das politische Verhalten, auch nachträglich, untersucht wurde. Da schien es, als habe Goethe in den Jahren der Unterdrückung und der Freiheitskriege seine Pflichten gegen das Vaterland nicht erfüllt. In jenen Zeiten selber wurde anders empfunden.

Der Gedanke an Goethe war ein erhebender für Jung und Alt. Sein Name war unauslöschlich in das Buch des Deutschen Ruhmes eingezeichnet. Schien seine Thätigkeit als Dichter auch abgeschlossen zu sein: Goethe war der Altmeister. Man freute sich einen so gewaltigen Mann noch bei frischen Kräften zu sehen. Eine Wallfahrt nach Weimar begann zum Nothwendigen zu gehören. Die von dort ausgehende Kritik gewann an Wichtigkeit. Wie in früheren Zeiten die älteren Dichter und Schriftsteller der in Goethe

sich erhebenden neuen Macht geschmeichelt hatten um ihn für sich auszunutzen, so versuchten es jetzt die jüngeren. Goethe ließ sich das gefallen wie er es ehemals gethan: eines Tages nun aber zeigt er den Leuten, daß auch er noch mitzuarbeiten gedenke und daß all das was er bisher geleistet habe doch wieder nur die Vorstufe gewesen sei für seine größte Leistung, mit der er Deutschland nun überraschte!

Machen wir uns klar, daß bis jetzt dasjenige Werk nur beiläufig erst erwähnt worden ist, auf dem heute nicht nur der Ruhm Goethe's, sondern der unserer ganzen Deutschen Literatur zumeist beruht: der Faust. Die im Jahre 1790 erschienenen geringen Fragmente waren so gut wie unbemerkt vorübergegangen: erst 1808, als der erste Theil in seinem vollen Umfange erschien, machte er Eindruck, nun aber auch in solchem Maaße, daß Goethe's sämmtliche bisherige Leistungen neben diesem neuen Werke wie im Schatten standen.

Vom Faust soll nun die Rede sein, von dem Werke, das den Dichter jetzt, wie im Traume, in die Zeiten seines ersten jugendlichen Ruhmes zurücktrug, ihm die erste Stelle unter den Dichtern neu schenkte als sei er jung wie alle übrigen eben erst eingetreten, und von dessen Erscheinen ab erst der Weltruhm datirt, welcher Goethe von da an bis zu seinem Tode begleitet hat und heute noch dauert.

Jeder, der Goethe nennt, nennt den Faust in Gedanken mit.

Faust ist Goethe's schönstes, größtes und wichtigstes Werk. Das, das er am frühsten begann, und das, an dem er über seinen Tod hinaus arbeitete. Keines, auf

das der Ausdruck Lebenswerk mit solcher Wahrheit angewandt werden kann als dieses. Faust würde genügen, Goethe zu unserm größten Dichter zu machen, auch wenn alles Übrige niemals von ihm geschrieben worden wäre.

Faust ist für uns das »poetische Werk an sich.« Legen wir nicht nur Goethe's übrige Dichtungen, sondern unsere ganze poetische Literatur auf die andere Schaale und warten wir ab, welche sinkt! Fausts Person erscheint uns heute als ein natürliches, unentbehrliches Product des Deutschen Lebens. Ich würde sagen: der Deutschen Geschichte, wäre »Geschichte« hier nicht ein unzureichender Begriff. Geschichte bezieht sich zusehr auf die rohen Ereignisse: das Element, dem Faust entsprang, ist feiner und umfassender. Es umgreift neben den äußeren Erlebnissen des Volkes auch die Gestalten der Phantasie. Diese sind unsere eigentlichen Unsterblichen! Nehmen wir eine Handvoll unserer edelsten Namen: Carl der Große, Otto der Große, Friedrich der Hohenstaufe, Friedrich der Große, oder, nach einer andern Richtung, Friedrich Schiller, Lessing oder Goethe selber: setzen wir diesen allen Faust entgegen, so werden sie etwas Lückenhaftes, Vergängliches, zum Theil Verblaßtes, zum Theil Nachgedunkeltes empfangen: das Gefühl, daß sie sämmtlich neben all ihrem unsterblichem Dasein doch nur sterbliche, längst begrabene, verweste Menschen gewesen seien, wird uns beschleichen: und Faust, der niemals gelebt hat, der in Träumen wie aus Nebeln zusammengeblasen wurde: welche Lebenswärme diese Gestalt ausstrahlt!

Faust ist für uns Deutsche der Herrscher unter den übrigen Figuren der gesammten europäischen Dichtung. Hamlet, Achill, Hector, Tasso, der Cid, Frithiof, Siegfried

und Fingal: all diese Gestalten erscheinen unseren Blicken nicht mehr ganz frisch wenn Faust erscheint. Das Licht das auf ihnen ruht, bekommt etwas von Mondenschein, während Faust in voller Sonne steht. Ihre Sprache empfängt irgendwie einen fremden Klang, während Faust so redet daß jeder erste Beste dem er begegnete ihn bis in die kleinsten Accente verstehen würde. Der Athem jener Helden, mit dem sie uns anhauchen, ist nicht so bergluftartig frisch wie der der Fausts Lippen zu entströmen scheint. Ihr Geist, so weite Schwingen er hat, zeigt nicht die Spannweite der Flügel, von denen emporgehoben Faust über der Welt und ihren Erscheinungen schwebt, um sie mit seinen Blicken zu durchdringen. Ich fingirte, um Schillers Weltkenntniß und dialektische Schärfe zu kennzeichnen, den Fall daß er heute auf der Tribüne unseres Reichstages zu erscheinen hätte. Ich habe diesen Vergleich gewählt, weil man, wo es sich darum handelt die Realität einer Erscheinung festzustellen, die allerschärfsten Proben anstellen muß. Eine Romanfigur muß aushalten, daß man sich frage, wie würdest du sie ansehen wenn sie ein halbes Jahr in deiner Familie lebte, ein Gemälde muß ertragen, daß man es in Gedanken als an der Wand der eignen Stube hängend betrachte, ein Theaterfeldherr muß sich in Gedanken von der Bühne in wirkliches Schlachtgetümmel versetzen lassen. Denken Sie, in die Versammlung der unnachsichtig urtheilenden Kritiker, welche Deutschland auswählt, um in seinem Namen zu controliren was als die höchsten Interessen des Volkes erscheint, träte auch irgend eine jener Gestalten ein, welche Phantasie und Geschichte hervorgebracht haben: ob nicht sofort sich zeigen müßte, daß ihre Sprache nicht die unsere, ihr Ge-

dankengang veraltet, ihr Auftreten unbehülflich sei. Was würden Achill, oder Cäsar oder selbst Friedrich der Große heute zu sagen haben, das, ohne ihnen oder uns Gewalt anzuthun, aus ganz natürlichem Verständnisse der Weltlage hervorzugehen schiene? Und nun ließen wir auch Faust erscheinen, mit Mephisto neben sich: ob diese beiden nicht sofort überblickten, um was es sich im Momente handelte, und den richtigen Augenblick erspähten, um sich mit ein paar durchschlagenden Gedanken aufmerksame Zuhörer zu verschaffen. Faust ist freilich das jüngste unter den dichterischen Phantasiegeschöpfen die sich aufzählen ließen. Er steht uns räumlich näher als die übrigen. Allein bedenken wir dennoch, wie lange Jahre verflossen sind, seitdem er entstanden und auch seitdem er vollendet worden ist! Wie wenig Goethe als er daran schrieb vom Leben des heutigen Tages wußte, wie wenig die Generationen, die zuerst am Faust sich begeisterten, die Eigenschaften besaßen welche für unser heutiges öffentliches Leben werthvoll erscheinen: und doch gelang es Goethe eine Gestalt zu schaffen, welche heute so lebendig erscheint als habe der neueste Tag sie mitformen helfen. Ganz andere Seiten Fausts erscheinen heute beleuchtet als vor 50 Jahren erschienen, und doch glauben wir seine Gestalt heute im richtigsten Lichte zu sehen. Wer weiß, was diejenigen an ihr und in ihr einst entdecken, die von unserer Zeit ab in 100, 500, 1000 Jahren über sie urtheilen werden, wie wir über die Helden Homers sprechen, die seit 3000 Jahren nun bereits im Gedichte lebendig sind.

Und wie Faust zu den Männern sich verhält, so Gretchen zu den Frauen.

Antigone, Iphigenie, Ophelia, Imogen müssen ihr,

was die innere Lebenskraft anlangt, den Vorrang lassen. Selbst Shakspeare's Julie kann neben ihr nicht aufkommen. Sie steht uns ferner: wir müssen bei Julie zuviel fremde Zuthaten erst fortdenken, während Gretchen kein Wort sagt, keinen Schritt thut, der uns nicht verständlich wäre.

Ich hatte, als von Hermann und Dorothea die Rede war, Dorothea zu Goethe's übrigen Frauengestalten in Gegensatz gestellt. Keine besaß meiner Meinung zufolge die Realität Dorothea's; ich hatte in der Liste der aufgezählten Namen jedoch wohlweislich Gretchen ausgelassen, das über allen Goethe'schen Schöpfungen doch den höchsten Platz einnimmt. Denn Gretchen besitzt nicht nur Dorothea's Realität in vollem Maaße, die uns ganz nahe heranzutreten gestattet, sondern sie ist zugleich trotzdem durch jenen idealen Nebelschleier wieder von uns getrennt, der sie, dicht vor unsern Augen, dennoch wie aus unnahbaren Fernen vor uns erscheinen läßt. Diese Vereinigung des herzlichsten Verständnisses, als sei sie unsere Schwester, und eines unergründlichen Geheimnisses, als sei sie eine Heilige, verleiht ihr einen so entzückenden Reiz in unsern Augen, daß wir sie unbedenklich über alle Gestalten stellen welche, soweit unsere Kenntniß reicht, überhaupt jemals der Phantasie eines Dichters entsprungen sind. Alle Vorzüge sind ihr eigen welche Goethe's erste jugendliche Kraft den Werken seiner frühen Jahre verlieh, und alle die zugleich, welche seine in reifer Zeit erworbene Kritik der ursprünglich in ihm liegenden schaffenden Fähigkeit hinzufügte. Und diese Vorzüge doppelter Art vereinigen sich auf das Natürlichste in Gretchen, da sie die erste seiner Schöpfungen und zugleich die letzte ist. Menschenalter hin-

durch hat er an diesem höchsten Werke gearbeitet und bis zuletzt immer noch hinzuzufügen und zu bessern gefunden.

Dadurch daß wir Faust und Gretchen besitzen, stehen die Deutschen in der Dichtkunst aller Zeiten und Nationen an erster Stelle. Auch wird dies neidlos zugegeben. Immer wieder erscheinen englische, französische und italiänische Übersetzungen, deren Autoren ihre Arbeit von vornherein nur als Versuche geben, da die Schönheit des Originales zu erreichen unmöglich sei. Keinem andern Werke gegenüber würde man in so ehrfurchtsvoller Weise sich persönlich unterordnen. Es ist als sei Faust ein über den modernen Nationen stehendes Allgemeingut, auf das Deutschland nicht einmal mehr besondere Ansprüche habe.

Daß unter diesen Umständen Fausts Gestalt sich bereits von Goethe als ihrem Urheber emancipirt habe, darf nicht Wunder nehmen. Auch bei den vollendetsten Werken Goethe's, jenen classischen Erzeugnissen seiner vollsten Kraft, welche für sich allein stehen, blieb doch immer Goethe's Hand sichtbar wenn auch nur insoweit als gerade er und kein anderer Künstler als ihr Urheber möglich schien. Es war Goethe's Sprache die sie redeten, Goethe selber streckte immer doch als der große Fruchtbaum aus der Ferne uns die Aeste entgegen, an denen diese goldnen Äpfel gewachsen waren: Faust aber steht so gänzlich allein da als sei er überhaupt nirgends gewachsen, sondern fertig vom Himmel gefallen.

Und doch, so losgetrennt Faust von Goethe's übrigen Arbeiten erscheint, so unentbehrlich ist er für sie. Denn jetzt nun, nachdem wir endlich auf Faust gekommen sind, darf auf einen Mangel der anderen Goethe'schen Männergestalten hingewiesen werden, den ich bis dahin verschwie-

gen habe, weil ich ihn erst dann erwähnen wollte wenn ich ihn zugleich als nothwendig erklären durfte.

Wir waren bei der Betrachtung des dichterischen Schaffens Goethe's stets zu dem Fundamentalsatze zurückgekehrt: es sei als eine ewige Confession aufzufassen. Eine Übertragung seines Lebens in dichterische Form.

Daraus entnahmen wir die Berechtigung, besonders die Frauengestalten seiner Dichtungen auf lebende Urbilder zurückzuleiten. Wir würden bei Homers Penelope nie darauf kommen, ebensowenig bei Sophokles' oder Aeschylos' Frauen, noch weniger bei denen Moliere's, Shakspeare's oder Schillers. Den Frauenfiguren dieser Dichter fehlt die individuelle Beimischung ganz, die uns bei denen Goethe's so fragwürdig erscheint. Romeo's Julia hat etwas Elementares: man denkt nicht daran, feststellen zu wollen, wie weit persönliche Neigung zu einer bestimmten Frau Shakspeare hier begeistert haben möchte, sosehr auch, wie von Schlegel gesagt worden ist, die Liebe selber an dem Stücke mitgearbeitet zu haben scheint.

Während Goethe's Frauen durch diese Besonderheit nun die feinen Unterschiede, wie das Leben selber sie sonst allein hervorbringt, als ein Vortheil verliehen worden sind, ist Goethe's männlichen Figuren der Umstand nachtheilig geworden, daß sie sämmtlich auf Goethe's eigne Person zurückzuführen sind. Es scheint immer derselbe etwas verschwommene Charakter in anderer Verkleidung wiederzukehren. Goethe hat oft genug über sich selbst gesprochen und seine Eigenschaften gleichsam inventarisirt: meistens begegnen wir bei seinen Männern in veränderter Zusammenstellung nur einer Auswahl dieser Elemente seines eignen Wesens.

Indem Goethe bald diese bald jene Seite seiner Natur bei der Anlage zum Ausgange nahm, wohnt seinen männlichen Gestalten etwas Fragmentarisches inne. Sie runden sich nie ganz ab. Sie zeigen uns nur die eine Seite welche zufällig beleuchtet ist. Wollte man Werther, Tasso, Eduard, und die Andern, als volle Figuren betrachten, so würde sich herausstellen, daß der Dichter ganze Partien ihrer Erscheinung ausgelassen habe. Wir würden bei Werther oder Tasso z. B. vergebens danach fragen, durch welche absonderlichen Fügungen denn diese Charaktere sich so hätten gestalten dürfen, um sich kurz vor der Katastrophe ihres Schicksales so zu benehmen wie der Roman und die Tragödie sie zeigen. Nur die seltsamsten Lebenswege hätten sie zu dieser unendlichen Zartheit der Empfindung leiten können. Welche aber waren es? Erst aus Goethe selber wird ihre Existenz erklärbar. Alle diese Figuren scheinen nur in den Momenten gleichsam lebendig zu sein, in denen Goethe sie handelnd vor uns erscheinen läßt.

Fassen wir sie nun jedoch als Incarnationen Goethe's, der in stets wechselnden Verhältnissen immer nur in eigner Person wieder auftritt, so fehlt ihnen sämmtlich aber auch dann eine gewisse rohe Kraft, ohne die ein voller Mann nicht zu denken ist. Diese Goethe'schen Männer riechen nicht recht nach Menschenfleisch. Sie transpiriren nicht, sie essen und trinken nie vor unsern Augen, sie würden, rekrutenmäßig untersucht, eine zu zarte Haut und keine festen Muskeln haben.

Goethe selbst aber war doch anders. Er konnte Strapazen ertragen, behielt in schwierigen Verhältnissen zu Wasser und zu Lande seine Energie und Spannkraft,

konnte grob sein wenn es nöthig war, hatte eine gute Verdauung und stand überhaupt stets seinen Mann wo es sich menschlich zu bethätigen galt. Warum haben seine poetischen Abbilder sammt und sonders diesen Zusatz von mondscheinhafter Blässe, während der Dichter selber so gesund und wetterbraun umherging?

Wir haben uns bei all jenen Figuren Faust als unsichtbaren Doppelgänger zu denken!

Faust, den Goethe niemals los ließ so lange er athmete, war der ältere Bruder dieser ganzen Gesellschaft, der immer die besten Bissen vorab bekam und der für sie alle einstehen muß.

Neben Werther, Tasso, Wilhelm, Eduard, Ferdinand und der ganzen Reihe steht unsichtbar immer Faust und macht sein Erstgeburtsrecht geltend. Er ist der Kronprinz, auf den einmal das Reich übergeht, die Andern sind nur nachgeborene Söhne und haben sich mit dem zu begnügen was nebenher abfällt. Faust hat Goethe immer sich zur rechten Hand; die Übrigen behandelt er nach Belieben und theilt ihnen nicht mehr zu als ihr Pflichttheil beträgt.

Vor Faust fürchtete sich Goethe selber. Dieser Junge war ihm zu früh schon über den Kopf gewachsen und ließ sich nichts gefallen. Lange Jahre rührt Goethe ihn gar nicht an, weil er sich nicht Manns genug fühlt ihn zu erziehen. Faust aber auch ist zuletzt übrig geblieben als alle Andern längst abgethan waren. Er repräsentirt für Goethe am letzten Ende seine gesammte Dichtung. Er allein überlebt seinen Meister, der ihn so lange er selber noch Leben hatte als vollendet nicht hatte fortgeben wollen. Faust aber auch wird in kommenden Perioden Goethe selber und all seine schwächlicheren jüngeren Brü-

der durch das Meer der Vergessenheit durchreißen, wie Moses die Juden durchbrachte. Denn daß Epochen kommen werden, in denen Goethe's Werke ihrem gesammten Umfange nach nur Wenigen bekannt sein werden, läßt sich als Möglichkeit wohl denken. Faust aber wird eine Ausnahme machen. Er wird immer verstanden werden. Faust werden sich die erdbewohnenden Völker nie wieder entreißen lassen.

Es ist wunderbar zu beobachten, wie Goethe von Anfang bis zuletzt dieses Gedicht mit einem besonderen Respect behandelt hat. Ich sagte eben: er scheute sich davor, es war ihm zu mächtig. Wir kennen seine Abneigung, seine Werke für mündig zu erklären: immer meint er, es fehle noch Arbeit daran. Früher oder später aber macht ein Entschluß diesem Zaudern äußerlich wenigstens ein Ende. Beim Faust hat er den Gedanken, dies Gedicht könne jemals zum Abschlusse gelangen, überhaupt nie fassen können.

Diese Arbeit war ihm die liebste von Anfang an und doch findet er stets Vorwände sie aufzuschieben. Von Zeit zu Zeit liest er sie vor, aller Beifall aber kann ihn nicht reizen, sie zu beendigen. Das dauerte bis zur italiänischen Reise. Für die erste zusammenfassende Ausgabe seiner Werke hoffte er jetzt den Faust »zu bewältigen.« Er packt das Manuscript ein und arbeitet gelegentlich daran, und doch, als Alles andere absolvirt war, hatte er hier so gut wie nichts gethan. Am Schluß des Jahres 1787, als die Heimkehr scharf ins Auge gefaßt wurde, schreibt Goethe dem Herzog, an den Faust wolle er ganz zuletzt gehen. »Um das Stück zu vollenden,« heißt es dann in dem Briefe weiter, »werde ich mich sonderbar

zusammennehmen müssen. Ich muß einen magischen Kreis um mich ziehen, wozu mir das günstige Glück eine eigene Stätte bereiten möge.«

Dieser magische Kreis und diese eigene Stätte wurden Goethe aber niemals gewährt. Von Jahr zu Jahr beobachten wir seine Furcht, sich mit den Papieren zu befassen. Die 1790 publicirten Fragmente waren fast eher ein Versuch, die Dichtung weiter zu verheimlichen, als sie herzugeben. Schiller macht die größten Anstrengungen, Goethe auf die Arbeit hinzulenken. Auch gelingt es ihm: immer aber wieder läßt Goethe die Hände sinken. Auch was 1808 erschien und so ungeheures Aufsehen machte, war für Goethe nur erst ein Fragment. Schließlich gewöhnte er sich an den Gedanken, das Gedicht als Lebender überhaupt nicht abschließen zu wollen, und er würde, hätte er länger gelebt, wahrscheinlich auch das, was aus seinem Nachlasse herauskam, nicht in der Form gegeben haben, in der es so zum Vorschein gekommen ist.





Fünfundzwanzigste Vorlesung.

Faust — Abschluß.

Für das Verständniß des Faust halten wir vor allen Dingen fest, daß er ein Ganzes bildet. Erster und zweiter Theil, Prolog, Vorspiel, kurz was als Faust heute zusammengedruckt wird, muß als Einheit angesehen werden. Goethe sagt, das Gedicht sei ihm seinem ganzen Umfange nach vor den Blicken aufgestiegen als seine Phantasie zum ersten Male davon berührt wurde.

Goethe spricht dies in einem Schriftstücke aus, welches, gleich jenem Briefe an den jungen Großherzog, worin über das Nothwendige in der Natur gehandelt wird, etwas besonders Feierliches hat: es ist das Allerletzte was er überhaupt geschrieben hat. Kurz vor seiner letzten Krankheit verfaßte er diesen Brief an Wilhelm von Humboldt, den 17. März 1832, fünf Tage vor seinem Tode. Das Schreiben enthält seine letzte Confession: das einfachste, großartigste, inhaltvollste Bekenntniß über sich selbst, das seinem Munde entströmte. Goethe's wissenschaftliches Testament haben wir darin vor uns. Und doch nicht wie die Worte eines Sterbenden, sondern fast wie die eines bereits über das

irdische Leben Hinausgegangenen tönen sie, der mit einem letzten Gedanken in die eben verlassene Laufbahn zurücklenkend noch ein einziges Mal sich der Sprache bedient, um über seine irdischen Absichten Rechenschaft zu geben.

Damit dergleichen zu Stande käme, bedurfte es zweier Männer: der eine, welcher sich mittheilt, und der andere, welcher die Mittheilung herauslockt. Es war für Goethe (und für uns) die günstigste Fügung, daß in der zweiten Hälfte seines Lebens ein Mann wie Wilhelm von Humboldt neben ihm herging. Man könnte diesen einen Fürsten der Kritik nennen. Niemals wieder sind große Dichtungen in der Art durch gleichzeitiges Urtheil erklärt worden wie Schillers und Goethe's letzte Werke durch Wilhelm von Humboldt. Ihm ist es zu verdanken, um mit dem Niedrigsten zu beginnen, daß von den neunziger Jahren an über Alles was Goethe und Schiller producirten, sofort in der würdigsten Weise bei uns geurtheilt wurde. Humboldt hat verhindert, daß der brillanteste geistreichste aller kritischen Schriftsteller jener Tage, der zugleich aber unzuverlässig, launisch und eitel war, nicht emporkommen konnte als maaßgebender Urtheilsspender: August Wilhelm Schlegel. Humboldt hat Goethe's und Schillers Werke, um zum Wichtigeren aufzusteigen, den Deutschen Gelehrten und Philologen vermittelt. Und um Humboldts bedeutendste Leistung zuletzt zu nennen soweit sein Wirken Goethe und Schiller angeht: er ist ihnen bei der stylistischen Vollendung ihrer Werke behülflich gewesen. Es gab keine sprachliche Feinheit, die ihm entgangen wäre. Unermüdlich nimmt er das Neue entgegen und hält das Alte in erneuter Betrachtung fest. Nur einem Manne wie Humboldt gegenüber würde Goethe

seine letzten Gedanken so zusammengefaßt haben, wie er in dem Briefe gethan hat von dem ich hier nun mittheile was uns besonders angeht.

Goethe betrachtet in dem höchsten Sinne, in welchem Aristoteles den Menschen als Object kalter Beobachtung setzt, sich selbst hier gleichsam als »dichtendes Geschöpf« und kritisirt demgemäß seine Entwicklung.

»Die Thiere,« heißt es in dem Briefe, »werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten. Ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls; sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wiederzubelehren.

»Zu jedem Thun, daher zu jedem Talente, wird ein Angeborenes gefordert, das von selbst wirkt und die nöthigen Anlagen unbewußt mit sich führt, deswegen auch so geradehin fortwirkt, daß, ob es gleich die Regel in sich hat, es doch zuletzt ziel- und zwecklos ablaufen kann. Je früher der Mensch gewahr wird, daß es ein Handwerk, daß es eine Kunst gibt, die ihm zur geregelten Steigerung seiner natürlichen Anlagen verhelfen, desto glücklicher ist er. Was er auch von außen empfangen, schadet seiner eingeborenen Individualität nichts. Das beste Genie ist das, welches Alles in sich aufnimmt, sich Alles zuzueignen weiß, ohne daß es der eigentlichen Grundbestimmung, demjenigen was man Charakter nennt, im Mindesten Eintrag thue. — —

»Hier treten nun die mannigfaltigen Bezüge ein zwischen dem Bewußten und Unbewußten. Denke man sich ein musikalisches Talent, das eine bedeutende Partitur aufstellen soll: Bewußtsein und Bewußtlosigkeit werden sich verhalten wie Zettel und Einschlag, ein Gleichniß das ich so gern brauche. Die Organe des Menschen durch

Übung, Lehre, Nachdenken, Gelingen, Mißlingen, Förderniß und Widerstand, und immer wieder Nachdenken, verknüpfen ohne Bewußtsein in einer freien Thätigkeit das Erworbene mit dem Angeborenen, so daß es eine Einheit hervorbringt, welche die Welt in Erstaunen setzt.

»Es sind über sechzig Jahre, daß die Conception des Faust bei mir jugendlich, von vorn herein klar, die ganze Reihenfolge hin weniger ausführlich, vorlag. Nun hab' ich die Absicht immer sachte neben mir hergehen lassen, und nur die mir gerade interessantesten Stellen einzeln durchgearbeitet, so daß im zweiten Theile Lücken blieben, durch ein gleichmäßiges Interesse mit dem Übrigen zu verbinden. Hier trat nun freilich die große Schwierigkeit ein, dasjenige durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwilligen, thätigen Natur allein zukommen sollte. Es wäre aber auch nicht gut, wenn es nicht auch nach einem so lange thätig nachdenkenden Leben möglich geworden wäre, und ich lasse mich keine Furcht angehen: man werde das Ältere vom Neueren, das Spätere vom Früheren unterscheiden können; welches wir denn den künftigen Lesern zur geneigten Einsicht übergeben wollen.«

Hier also sein Testament was Faust anbetrifft: er erkennt dieses Werk als die Aufgabe für welche sein poetisches Talent eigentlich angelegt war. Goethe verlangt ausdrücklich, es solle das Werk als ein Ganzes betrachtet werden und weist die kritische Unterscheidung der Jahrgänge seiner Arbeit zurück.

Er gibt damit das Datum der Entstehung: mehr als 60 Jahre früher als 1832, mithin 1772.

Damals stand ihm das Werk in einem günstigen Momente plötzlich vor Augen!

Es war der Abschluß seiner Studentenzeit, als er 23jährig in Straßburg eben Doctor geworden war.

Von diesem Datum an wollen wir das Werk nun begleiten und werden sehen, daß seine Geschichte seine beste Erklärung und Deutung sei.

Wenn Goethe sagt, das ganze Gedicht habe ihm 1772 gleich fertig vor der Seele gestanden, so verräth er damit nicht, wieviel damals niedergeschrieben worden sei. Er sagt: »die ganze Reihenfolge, aber weniger ausführlich.« Sind die Zusätze, welche die Ausgabe von 1808 bringt, überhaupt spätere Zusätze und ist alles im ersten Manuscripte Enthaltene 1790 abgedruckt worden? Aus Jacobi's Äußerungen dürfte man das schließen, aber diese lauten nicht ganz klar. Jedenfalls enthält die Ausgabe von 1790 Stellen, welche das Manuscript von 1772 nicht enthielt, welche Goethe wenigstens Jacobi nicht daraus vorgelesen hatte. Ließ er diese damals aus, während seine Phantasie sie schon beherbergte? Waren die Lücken so bedeutend, von denen Goethe an Humboldt schreibt? So kommen wir auf die Frage: was fand Goethe im Jahre 1772 an verwendbarem geistigen Materiale in seiner Umgebung, wie in seiner Phantasie vor? Wie weit war damals sein Horizont? Worin müssen die Figuren welche er in der Ausgabe von 1808 erscheinen ließ, sich von denen welche das Fragmente von 1790 auf die Scene brachte, und weiter, sich von denen unterscheiden welche 1772 durch seine Phantasie zogen? Und endlich: hat was nach Goethe's Tode als letzter Zusatz und Abschluß erschien nicht auf das gesammte Werk ein aber-

mals neues Licht zurückgeworfen, wodurch alles Frühere seinem Werthe nach verändert wurde? Oder lagen auch diese allerletzten Anschauungen 1772 bereits vor seinen Blicken?

Nehmen wir an, Goethe hätte wie er den 1772 entstandenen Faust 1790 gleichsam zum ersten Mal offenbar werden ließ, ebenso den im Jahre 1773 gedichteten Werther etwa erst im Jahre 1786 (wo er ihn für die Sammlung seiner Werke umarbeitete) zum ersten Male erscheinen lassen. Werther lag Goethe 1786 als ein allbekanntes Factum vor und durfte deshalb nur sehr vorsichtig verändert werden: dennoch führte er bedeutende Zusätze und Umgestaltungen ein, mit der ausgesprochenen Absicht, dem Gange des Romans in manchen feineren Motiven eine andere Wendung zu geben. Was dagegen würde Goethe gethan haben, hätte der Werther noch ungedruckt in seinen Papieren gelegen und er aus freier Hand ihn 1786 zum ersten Male dem Publikum mitzutheilen gehabt? Würde er sich in diesem Falle bei jenen im Ganzen sehr bescheiden zu nennenden Correcturen begnügt haben?

Goethe hätte sich seinem Roman gegenüber jetzt sagen müssen: entweder, du läßt Alles wie es ist; dann wird es aussehen, als sei deine Absicht, längst vorübergegangene Zeiten darzustellen — was beim Niederschreiben des Romanes doch nicht Goethe's Absicht gewesen war —; oder: du passest die Ereignisse, die Unterredungen, die Briefform der neuen Zeit an: dann müßte die gesammte Composition eigentlich von Frischem aufgebaut werden. Und so fragen wir angesichts der Redaction des Faust von 1790, und weiter, angesichts der Redaction von 1808, wie könnte das Manuscript von 1772 beschaffen gewesen sein, nicht nur die feineren Unterschiede, sondern

auch den gröberen Zuschnitt betreffend? Sind organische Veränderungen vorgenommen worden? Sind es dieselben Worte, in denen Goethe in den Frankfurter Zeiten Jacobi, Klopstock und dem Herzoge den Faust vorgelesen hatte?

Gehen wir darauf hin die einzelnen Figuren durch:

Wir blicken vor allem auf Gretchen.

Goethe hatte in der letzten Straßburger Zeit, als der Faust entstand, den ihn peinigenden Vorwurf auf der Seele: ein argloses Geschöpf in eine Leidenschaft verlockt zu haben und dann treulos davon gegangen zu sein. Ohne Zweifel ist Gretchen auf Friederike von Sesenheim zurückzuführen. Kein Gedanke dabei an das was man bürgerlich gemeinhin eine Verführung nennt: geistig aber eine Verführung im höchsten Grade. Goethe mußte empfinden, daß Friederike nach diesem Verlassenwerden für immer zu einer Wittwe gleichsam geworden sei. Er wußte, was er für sich hinweggenommen und für Friederike zerstört hatte. Er hatte sich eingedrängt in die Seele eines jungen Mädchens, ihm das Gefühl gegeben, als habe eine Verbindung hier begonnen, welche ewig sei, und eines Tages sie merken lassen, nun genug, lebwohl, sieh wie du darüber hinwegkommst. Goethe faßte diese furchtbare Grausamkeit symbolisch auf. Das Verhältniß wuchs in seiner frei schaltenden dichterischen Phantasie in die äußersten Consequenzen hinein, deren es in Wirklichkeit hätte fähig werden können. Im Kunstwerke mußte wirkliche Verführung sichtbar hinzutreten, um die Schuld völlig zu dem zu machen, was sie hätte sein können. Alle nur denkbaren Folgen mußten vorgeführt werden. Damit war das Verbrechen der Kindesmörderin gegeben: Goethe brauchte

seiner Phantasie nur die Zügel über den Hals zu werfen und der Weg von Friederike zu Gretchen fand sich von selber. Goethe brauchte Friederiken sogar noch nicht einmal verlassen, sondern die eigne Treulosigkeit nur erst ahnend vor sich gesehn zu haben: darauf hin allein schon konnte sie sich in Gretchen verwandeln, das so offenbar mit Friederikens Wesen übereinstimmende Züge trägt. Man fühlt heraus, wie Goethe, als er später Friederikens Bild zeichnete, diese Ähnlichkeit andeuten wollte. Das reizende Schnippische ihres Auftretens, das so völlig Vertrauensvolle bezeichnet er in Dichtung und Wahrheit als Friederikens vorleuchtende Eigenschaften.

Diese Züge also bildeten von Anfang an, bei der ersten dichterischen Vision die Grundlage der Gestalt und ihres Schicksals. Daran durfte und konnte später nichts verändert werden. Alle Zusätze und Fortlassungen konnten keiner Hauptlinie in den Umrissen Gretchens eine andere Richtung geben. Die wenigen Scenen des Fragmentes von 1790 enthalten Gretchen der Idee nach schon ebenso vollständig als die Ausgabe von 1808, und im ersten Manuscripte kann sie nicht anders enthalten gewesen sein.

Wohl aber könnte Gretchen, wie sie, nach ihrem Tode, in verklärter Gestalt unter den Seligen schwebend mit Faust wieder zusammentrifft, eine Schöpfung der späteren Jahre scheinen. Hier wäre eine der im Briefe an Humboldt erwähnten Lücken später ausgefüllt worden. Doch auch hier ist kritisch mit Vorsicht zu verfahren. Goethe war gerade in seiner Jünglingszeit in mystisch religiösen Anschauungen so wohl zu Hause, zu denen er — auf ganz anderem Wege — im höchsten Alter naturgemäß

zurückkehrte, daß diese letzte versöhnende Scene ebensogut in der ersten Anlage vorhanden gewesen sein kann, als sie für eine Ausgeburt seiner letzten Tage ausgegeben werden dürfte. Denn, wenn Fausts Existenz gleich in der ersten Anlage des Gedichts ihre Versöhnung fand (was anzunehmen wir genöthigt sind), warum die letzte Begegnung mit Gretchen hier ausschließen?

Und nun gestehen wir uns: die Scenen des ersten Theiles in der Ausgabe von 1808, in denen Gretchen sich entwickelt (auch die, welche in der von 1790 nicht enthalten sind aber die ohne Zweifel gleich zu Anfang mitentstanden), athmen eine Kraft, eine Lebensgluth aus wie nichts Anderes was in den siebziger Jahren von Goethe gedichtet worden ist. Wären sie nachträglich niemals gedruckt worden, was ja ein böser Zufall so leicht hätte herbeiführen können, so würde uns heute der Ruhm der ersten jugendlichen Dichtung Goethe's um seine besten Beweisstücke verkürzt erscheinen. Seine Verse strahlen hier ein unmittelbares Feuer aus, das wir weder im Werther noch in den anderen Dichtungen der ersten Zeit empfinden. Nicht an jene übrigen Werke, welche damals Goethe's Ruhm begründeten, sondern an Faust zumeist denken wir heute wenn wir von dem überwältigenden Eindruck lesen, den Goethe's Erscheinung auf Alle machte die ihn in seiner Jugend kennen lernten, und doch war Faust damals nur einigen Wenigen bekannt. Diese Jugendkraft ließ Faust im Jahre 1808 auf die jüngere Generation so gewaltig wirken, die Goethe nun als einen der Ihrigen betrachtete und, gerade wie es beim Erscheinen des Götz und Werther gewesen war, jetzt neue und noch größere Werke nun von Goethe erwartete. Die sich auch in ihren eignen dichterischen Ver-

suchen nun von vorn herein als von dem neuerstandenen Heros überboten und überwunden gab.

Deshalb zumeist werden die Wahlverwandtschaften als sie 1809 nach dem Faust erst erschienen, mit solcher Gier von den jüngeren Leuten aufgenommen, an die Goethe, als er den Roman schrieb, am wenigsten vielleicht gedacht hatte. Das kam Ottilien jetzt zu Gute, daß sie wie Gretchens ältere Schwester gleichsam auftrat, mit der vereint sie alle früheren weiblichen Figuren der Goethe'schen Dichtung in Schatten treten ließ.

Gretchens Gestalt ist sich in allen Phasen und Lebensaltern des Gedichtes gleich geblieben. Anders aber stellt sich die Rechnung bei Mephistofeles.

Gewöhnlich, weil Goethe so auffallend und so geflissentlich Merck mit Mephisto identificirt, wird dieser als der Ursprung der Gestalt und als die einzige Person angesehen, auf die es hier ankomme. Was aber wußte Goethe von Merck als er in Straßburg den Faust erfand, und wie wäre ohne Mephisto das Gedicht denkbar? Wir haben andere Anfänge für diese Gestalt zu suchen.

Goethe war als souveräner Geist nach Straßburg gegangen, der sich längst ohne fremde Führung die richtigen Wege zu finden getraute. Der die Absicht hatte, Alles der Reihe nach zu studiren: Jurisprudenz, Theologie, Physik: wie sie im Eingange des Faust aufgezählt sind. Der daran gewöhnt war, daß wer ihm begegnete sich ihm unterordnete oder wenigstens entschiedene Rücksicht auf ihn nahm. Und der auf diesem Wege, nachdem es ihm einige Jahre so geglückt, sich schon trefflich weit gekommen zu sein dünkte.

Da trifft er Herder! Es muß was diesen anlangt längst Gesagtes nun noch einmal berührt werden.

Der erste Mensch welcher Goethe durchaus an sich herankommen läßt. Der auch dann wenig nach ihm fragt, als Goethe sich neben ihm erniedrigt wie er niemals vorher gethan, ja, der sich gar nichts aus ihm zu machen scheint und ihn, je nach Stimmung und Belieben, abfallen läßt. Der nichts von dem brauchen kann was Goethe ihm etwa darbieten könnte, sondern seine fertige, selbsterworbene Weltanschauung besaß. Und der Goethe geistige Perspectiven eröffnete, von denen dieser fühlte, daß er sie für sich allein nimmermehr erworben haben würde. Herder gab Goethe zuerst einen historischen Weltstandpunkt.

Und das Alles mit fast höhnischem Verzicht auf die etwaige Dankbarkeit Goethe's. Herder strömte seine Ideen aus: sie standen Jedem zu Gebote der ihm nahe kam. Keinem aber auch der die Hände danach ausstreckte, blieb die Mißhandlung erspart, welche Herders kostbare Geschenke zu begleiten pflegte.

Nun, das eben ist es was Mephisto's Gestalt so großartig erscheinen läßt: daß er Alles kennt, nicht nur das Böse, sondern auch das Gute, Große und Edle. Daß er jedes Factum als in seiner allumfassenden Weltanschauung längst vorhanden nachweist. Daß er nach allen Richtungen Fausts Wissen im weitesten Maaße überbietet. Daß er diesem die Geheimnisse des Daseins aufschließt, ihm eine Welt nach der andern zeigt, alle geistigen und irdischen Genüsse und Reichthümer der Menschheit vor ihm ausbreitet —: aber nur wie zum Spotte, um zu beweisen daß Groß und Klein, Gut und Böse identisch und die ganze ungeheure Summe gleich Null sei.

Soweit ging Herder, dieser großartige, positive Charakter, natürlich nicht, aber er verleitete Goethe, im Stillen seinerseits soweit zu gehen! Das war es was Goethe bei Herder ängstigte: daß Herder unaufhörlich mit dem Golde der Ideen in den Taschen klimperte, es mit vollen Fäusten herauszog, es in der Sonne funkeln ließ und dann als werthlose Kohlen hinwarf. Herders dämonische Eigenschaft war, das innerste Vertrauen zuerst herauszulocken und dann das sich arglos offenbarende Wesen seiner Freunde vor ihren Augen in Nichts zerrinnen zu lassen.

Goethe erkannte bei Herder zum ersten Male die furchtbare Macht kalter, uneigennütziger aber schonungsloser Kritik. Wer käme je von einem Menschen wieder los, von dem man weiß, daß er uns durch und durch schaut, Gutes und Böses sieht, ohne einen Gedanken an Gewinn für sich selbst? Darin liegt, daß Faust sich sofort Mephisto unterordnet und den Vertrag mit seinem Blute unterschreibt. Nicht um des verheißenen Genußes willen, sondern aus dem Gefühl rettungslosen Verlorenseins an diese geistige Uebermacht. Mephisto seinerseits will nichts, als diese geltend machen. In allem Menschlichen ordnet er sich Faust unter. Faust ist der Herr, Mephisto der Sclave. Faust genießt, Mephisto kuppelt ihm willig zu, was irgend Genuß zu gewähren scheint. Eins aber behält er sich vor: hinterher überzeugend darzulegen daß Alles doch nicht der Mühe werth gewesen sei. Noch einmal: so weit ging Herder nicht, so weit zu gehen aber leitete er Goethe an. Wie Gretchen die Ausbildung dessen enthielt was aus Friederike hätte werden können, so Mephisto das wohin Herders Lehren ihn vielleicht geführt hätten. Herder war es der Goethe's natürliche Mitgift zuerst

ausbildete: sich durch Kritik im Genusse zu unterbrechen. Mitten in der Leidenschaft vorher zu wissen daß man schließlich treulos davongehen werde. Goethe schildert bei der gemeinsamen Lectüre des Vicar of Wakefield symbolisch diese dämonische Kunst Herders, den Genuß eines Kunstwerkes durch Kritik im Genusse selber noch aufzuheben.

Jetzt erst, nachdem Herder die Elemente vorbereitet hatte, aus denen Mephisto erwachsen konnte, traf Goethe mit demjenigen zusammen, der die Gestalt dazu lieferte, mit Merck. Wir haben gesehen, wie das öfter der Weg für ihn war: zuerst eine Figur nur in der Empfindung zu tragen und dann zu warten bis eine irdische Begegnung ihm das Modell lieferte, dessen Portrait er benutzen durfte. Nun erst empfing Mephisto Individualität Sprache und das Element bodenloser Gemeinheit das ihn auszeichnet.

Merck, so hoch Goethe ihn stellte, hätte bei weitem nicht genug positiven Inhalt besessen, um für eine Gestalt den Thon zu liefern, die von solcher Höhe herab die Dinge betrachtete wie Mephisto thut. Mercks Kritik zerstörte, sie baute nirgends auf. Merck ist der Geist der nur verneint, der nichts als vereinen kann weil ihm die schöpferische Kraft fehlt. Mephisto aber, was auch Goethe selbst dagegen sagen mag, trägt eine ganze Schöpfung in sich. Man sehe seine Aussprüche näher an, ob in ihrer verneinenden Kritik nicht zugleich doch ein höchst positiver Inhalt liegt. Goethe, wie gesagt, stellt es in Abrede, auch war es nicht sein Plan: hier aber wuchs die Figur über die Absichten Goethes hinaus zu einer höheren Natur auf. Mephisto, als Examinand gedacht, würde nicht etwa seine Examinatoren bloß zum Narren haben, sondern ihnen zugleich zeigen, daß er mehr verstehe als sie sämmtlich,

daß ihm die ganze Literatur bekannt und alle Theorien praktisch geläufig seien. Merck war nicht bedeutend genug, um Mephisto's späterem geistigen Umfange zu genügen.

Für Mephisto also war, anders als bei Gretchen, in der Bethätigung seines Wesens ein unermeßlicher Zuwachs möglich. Alles was Goethe an Erfahrungen in der Stille sammelte, seiner eignen Persönlichkeit wie seinen Freunden und der ganzen Welt gegenüber, wurde Mephisto, als dem Doppelgänger seines eignen Geistes, zu nackter Kritik vorgelegt und von ihm beurtheilt. In jede Gesellschaft begleitete ihn Mephisto, bei jedem Buche las er, ihm über die Schulter sehend, mit, und, weil die Bekanntschaften und Erfahrungen Goethe's sich immer weiter ausdehnten und damit Goethe's Fähigkeit sich ausbildete, schließlich in jeder Gesellschaft den richtigen Ton anzuschlagen, so lernte Mephisto das gleichfalls mit und empfing als Realität immer neue Seiten. Das Vornehme, Weltmännische, gesellschaftlich Überlegene kam allmälig in seine Gestalt hinein. Er wurde immer feiner und eleganter; aus dem anfänglichen Zerrbilde eines verrotteten Universitätsmagisters, der ein von ihm verdammtes Metier zum Ueberdrusse kennen gelernt hat, wie wir ihn 1772 wohl zuerst kennen gelernt hätten, wird Mephisto allmälig zur Caricatur eines geistreichen hohen Staatsbeamten, der nach einer verfehlten Carrière sich widerwillig zur Ruhe gesetzt hat und unbarmherzig sein Schriftwasser auf Alles ausgießt.

Hierzu trug ein Umstand besonders bei, der bereits erwähnt worden ist. Goethe hatte das Schicksal, was die politischen Zustände anlangt, die er erlebte, zwei große Umschwünge mit durchzumachen. Zuerst, im vorigen Jahrhundert, den aus der Epoche sanfter Erwartung in die

der furchtbarsten Empörung, dann, im jetzigen Jahrhundert, als in Deutschland selbst der Kampf begann, den Übergang aus dem Sturme nationaler Begeisterung in die zu gewaltsamer, sich steigernder Stille gebrachte Atmosphäre des Druckes der Regierungen auf die Völker, eine Stagnation, die ihn zu jener 1820 gethanen Äußerung nöthigte, daß das volle Gefühl vom »Unwerthe der Gegenwart« herrschend sei. Goethe war von Grund aus liberal, allein er mußte die nach den Freiheitskriegen bei uns und überall eintretende reactionäre Strömung nicht nur begreifen, sondern sogar in ihrer Berechtigung anerkennen und unterstützen. Öffentlich etwas dagegen zu sagen, war unmöglich, ebenso unmöglich aber die Kritik zu unterdrücken welche ihn die bloß palliative Wirkung dieser politischen Wirthschaft erkennen ließ und ihm eine spätere Revolution weissagte, deren Hereinbrechen er mit Sicherheit voraussah. Für diese doppelte Rolle war Mephisto ein treffliches Organ. Sein Benehmen als Fausts Adjutant, am Hofe des Kaisers liefert, in ungefährlich scheinender Form, eine Kritik der Dinge die Goethe vor Augen sah. Nur im ganz Allgemeinen drückt Goethe sich aus, jedes seiner Worte aber schneidet tief ein. Kein Vorwurf würde ihm auf seine Verse hin zu machen gewesen sein, und trotzdem weiß er mit Machiavellistischer Unbarmherzigkeit durch Mephisto's Mund das Bestehende zu geißeln.

Natürlich, daß diese Seite des mephistofelischen Wesens nachträglich hinzukam. 1772 konnte Goethe nur wenig in dieser Richtung vorschweben.

Neben Gretchen und Mephisto bleibt nun nur Faust selber noch zu besprechen: alle andern Personen und Erscheinungen bedürfen weiterer Erklärung nicht: Wagner,

der Schüler, Valentin, Martha, und die Übrigen, sind feste Typen, über deren Auffassung kein Zweifel walten kann, während die allegorischen und mythologischen Persönlichkeiten des zweiten Theiles dem Erklärer nur dadurch Schwierigkeiten bereiten, daß Goethe sie zuweilen absichtlich räthselhaft gestaltet, sie theils doppelsinnige, theils einstweilen unerklärbare Dinge sagen oder thun läßt und eingestandenermaaßen Absichten dabei hatte, die zu durchdringen nicht möglich war. Goethe wollte Vieles sagen das aber nur bis zur Unkenntlichkeit verhüllt hervortreten durfte, er hatte dabei öfter wohl das zuwachsende Verständniß einer noch ferneren Zukunft im Auge als selbst unsere jetzigen Jahre sind. In Loepers Faustausgabe finde ich das Erklärbare am einfachsten ausgelegt und zusammengetragen.

Die wichtigste Figur des Gedichtes ist die, deren Namen es trägt.

Wir sahen wie die ununterbrochene Selbstbeobachtung, in welcher Goethe befangen war, schon in frühen Jahren bei ihm begann. Als Knabe bereits betrachtet und behandelt er sich gleichsam als Object außer sich selbst: er trug zwei Menschen in sich: einen welcher handelte, und den andern welcher mitten im Handeln darüber nachdachte.

Wiederum in Straßburg mußte er bei dieser Selbstkritik sich im ärgsten Zwiespalte mit sich erscheinen. Er hatte die erste Jugend hinter sich, das Examen sollte seinen Lernjahren den Abschluß geben: er empfand das Unzureichende seiner Kenntnisse, zugleich aber das seiner Examinatoren. Eine sogenannte bürgerliche Existenz stand bevor: er fühlte sich in keiner Weise ausgerüstet für sie.

Er sollte, wie Faust, zu lehren beginnen und glaubte entdeckt zu haben daß aller Lehrstoff, sowohl der bisher aufgenommene als der den er weitergeben könnte, eine Masse leerer Formeln sei. Einen unversöhnlichen Gegensatz schien seine Existenz zu enthalten wohin er sich auch wenden mochte. Auf der einen Seite umfingen ihn die regelmäßigsten Verhältnisse: wohlgesetzte, gute Familie, annehmbare bürgerliche Position, genossene gute Erziehung, gehegte vorzügliche Absichten, fleißig durchgemachtes Fachstudium und ausgedehnte allgemeine Bildung. Dem entgegengesetzt aber wühlte in ihm das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit bei noch so ausgebreiteten Verbindungen, die Ungewißheit, ob er es in irgendwelchem bindenden Verhältnisse aushalten werde, und bei unbezähmbarer wissenschaftlicher Neugier das vorwurfsvolle Bewußtsein der Oberflächlichkeit. Goethe gesteht im Alter einmal offen ein, er habe nie ein neues Buch aufgeschlagen ohne sich einzubilden, noch ehe er eine Seite darin gelesen, Alles besser zu wissen als sein Verfasser. In späteren Jahren nahm er diese Betrachtung seines doppelten Wesens das er so gut kannte, ruhiger vor; in früheren, wo sie ihn noch überraschten, erschütterten ihn diese Entdeckungen. Er sah daß diese Widersprüche eine unvertilgbare Eigenschaft seiner Natur bildeten. Wie auch das Gute in ihm walten möge, das Böse stellt sich zugleich ein und gewinnt die Oberhand. Die ungeheure Frage war schließlich, ob er das Böse als etwas Positives zu betrachten habe, oder ob es immer nur ein Phantom sein und beim Abschlusse der Rechnung in nichts zusammenfallen werde. Goethe's Glauben war das, aber er suchte Sicherheit. Diese, sahen wir, fand er in Spinoza's Lehre als das was ihn am

meisten zu ihm hinzog. Das war das eigentliche Problem des Faust. Goethe sagt einmal: von allen Verbrechen könne er sich denken daß er sie begangen habe, alle Laster sehe er als möglich bei sich selber an (nur den Neid ausgenommen): das sollte im Faust verkörpert werden. Und dann, als zuletzt eintretende Versöhnung, die Darstellung, wie dieser irdische Wust beim Tode als überwundene Qual vom Menschen abfalle, damit er rein in die Hände seines Schöpfers zurückkehre.

Für diese Widersprüche und Probleme suchte Goethe eine dichterische Gestalt, in der er sie mittheilen könnte. Eine quälende Sehnsucht sich selbst zu entfliehen, die sich bis zu Selbstmordsgedanken steigerte, empfand er. In Straßburg, zu einer Zeit wo das mit unerträglicher Gewalt wieder über ihn kam, trat ihm irgendwie die Geschichte Dr. Fausts in der alten Volkscomödie entgegen. Das war die Figur die er brauchte! Eine plötzliche Erleuchtung durchzuckt seine Phantasie. Alles was dieses rohe Schauspiel enthält, bot sich ihm als Ausgang dichterischer Visionen, die ihm seine innersten Gedanken zu formen, auszusprechen, von sich loszuschaffen erlaubten. In märchenhaften Bildern ziehen seine Vergangenheit, seine Gegenwart, seine Zukunft ihm vor der Seele vorüber. Alles nimmt Gestalt an. Die läppischen Scenen des Schauspieles formen sich um zu Theilen eines großen Dramas voll hohen symbolischen Inhaltes. Seine quälenden Gedanken werden von Personen übernommen, die plötzlich sich vor seinen Blicken erheben, wie uralte Bekannte die bis dahin gleichsam in einem verwünschten Berge hausend durch eine Erderschütterung plötzlich Ausgang gewinnen und, dicht vor ihm stehend, nun ihm mehr noch als seine nächsten Ver-

wandten sind. Alles was er in sich verdammte und nicht besiegen konnte, wälzt er in ihre Seelen hinüber; zugleich aber all das Gefühl seines unverwüstlichen Selbstvertrauens und den verkörperten Triumph dieses Glaubens zeigt ihm seine Phantasie nun in der endlichen Lösung des Dramas, das als das Evangelium der Erlösung des Menschen durch Thätigkeit gelten darf. Wie wäre es möglich, diesen Inhalt des zweiten Theiles abgesondert zu denken? Die letzte Phase des zweiten Theiles mußte mit dem ersten Theile zugleich entstehen: die Verhöhnung Mephisto's, die Rettung Fausts aus seinen Krallen, denen plötzlich alle Macht, zu halten, genommen wird. Durch colossale reale Schöpfungen wird diese Rettung vorbereitet. Faust ringt dem Meere ein neues Stück Welttheil ab. Die höchste Verherrlichung menschlicher schaffender Thätigkeit, die denkbar ist, sehen wir in Fausts Lebensausgange vor uns.

War Mephisto aber eine Figur die sich während Goethe's Leben fortschreitend erweitern mußte, so war diese fortwährende Umgestaltung für Faust noch nothwendiger. Darüber braucht weiter nichts gesagt zu werden.

Nichs begreiflicher, als daß Goethe diese Dichtung niemals abschließen wollte. Die Natur seines Werkes und dessen vornehmster Gestalt war, daß sie unendlich sein mußten. Wir dürfen heute sagen, es sei nothwendig gewesen, daß Goethe den Druck des Abschlusses bis über seinen Tod hinaus verzögerte. Erst nach seinem Lebensende konnte Faust selber als fertige Gestalt geboten werden.

Wir hatten gesehen, wie dadurch, daß Faust die beste dichterische Kraft Goethe's vor allen andern Kindern seines Geistes zugewandt war, bei diesen andern nun ein

gewisser Mangel an innerem Gewicht erklärbar werde. Wir haben Werther als Werther plus Faust, Egmont als Egmont plus Faust und so die Reihe durch zu nehmen. Und so verfahren wir unbewußt immer in der That. Es ist keine künstliche Rechnung. Sie aber wieder macht nun klar, was Faust für sich allein anlangt: warum diese kräftigste aller Goethe'schen Gestaltungen nach außen ein gewisses formloses, verschwimmendes Dasein empfing. Faust hat etwas Unbedingtes in seiner Erscheinung. Er empfindet, genießt, stürmt durchs Leben ohne festen Fuß zu fassen, wie ein Dämon der in menschlicher Gestalt zu leben genöthigt ist. Das irdische Schicksalmäßige ist bei ihm bloß zufällige Nebensache. Er fliegt dahin und dorthin, nirgends festgehalten: Zeit und Entfernung, mit denen wir alle zu rechnen gezwungen sind, scheinen gleichgültige Elemente für ihn zu sein.

Dies eben entspringt als nothwendige Folge aus jener getheilten Existenz. Bedurften jene Gestalten Fausts als unsichtbaren Zusatzes, so bedarf Faust Goethe's selber als seines sichtbaren Zwillingsbruders. Faust repräsentirt Goethe's wirkliches Leben. In seiner allgemeinen Existenz wird er fähig, mit ihm zu altern und ewig jung zu bleiben. Bis zu den letzten Tagen nimmt er ihm jeden Gedanken ab. Faust ist der verkörperte Geist Goethe's, dem keine Entfernung zu weit, keine Erfahrung unmöglich war. Wir trauten Faust zu, alle Gedichte Goethe's, all seine wissenschaftlichen Werke geschrieben zu haben. Was Goethe an einzelnen Versen und Gedanken hinterlassen hat, die der Moment von ihm ablöste, könnte sammt und sonders als Paralipomena zum Faust betrachtet werden.

Damit ist die Genesis auch dieser Gestalt und damit die

des ganzen Gedichtes in fortschreitender Entfaltung gegeben. In demselben Maaße als Goethe's geistige Fähigkeiten wuchsen, strömte seinem Drama neue Kraft zu. Im Alter genügte ihm Vieles nicht mehr in der Fassung in der er es jung geschrieben hatte. Er bringt in Verse was ihm in der prosaischen ersten Gestalt zu grell vorkommt. Immer neue Umgestaltungen nimmt er vor, immer neuen Vorrath arbeitet er hinein, immer neue Versuche stellte er an, die Composition abzurunden. Er vergleicht das Werk Schiller gegenüber einmal mit einem Haufen von Pilzen, die an einander gepreßt zugleich aufgeschossen sind, während jeder doch für sich ein Ganzes bildet. Er will damit das agglutinative Wachsthum des Drama's charakterisiren, dessen einzelne Theile trotz ihres Fürsichseins als Mitglieder derselben Familien kenntlich seien. Goethe durfte mit Recht in seinem letzten Briefe sagen: eine auflösende Kritik mache ihm diesem Werke gegenüber nicht bange.

Auf das Glücklichste aber kam ihm bei diesem Bestreben, der Dichtung einheitliches Colorit zu geben, das locale Element zu statten. Goethe brauchte 1772 seine Phantasie nicht auf weite Reisen zu schicken, er hatte nur zusammenzustellen was die nächste Erinnerung ihm verlieh, und Faust und Gretchens Vaterstadt war fertig. Auch daran war nachträglich nichts zu bessern und zu ändern.

Frankfurt schon lieferte die Grundlage: die mauerumgebene, abgeschlossene, alterthümliche Deutsche Reichsstadt, von deren Gassen und Gäßchen, Durchgängen, Winkeln und Ecken mit Handwerksgeräusch und -geruch heute die letzten Reste verschwinden. Unsere kahlen Wohnstätten sind nicht mehr wie die heimathlichen Nester jener Zeit,

die von Vater, Großvater und Urgroßvater warmgewohnt, in jeder Dielenritze bekannt und ehrwürdig, wie lebendige Gehäuse der Familie dastanden. Zu Goethe's Zeit war das noch in vollem Leben. Die engen Häusermassen bewohnt bis oben hin, die Kirchen mitten darin als die Hauptschauplätze öffentlichen Pompes. All das strebte in tausend Spitzen der Höhe zu, weil sich der Breite nach zu entfalten kein Raum war, oben lag die Sonne auf den Dächern und Schornsteinen, unten, jemehr man hinabstieg, war es dumpfig und dämmerte selbst beim hellsten Mittage. Da gab es enge Hinterhäuser mit Gärtchen und Mauern, fließende Brunnen mit schwatzenden Mägden, feste Thore aus denen an Sonn- und Festtagen die Menge ins Freie strömte.

Das hatte Goethe in Frankfurt vor den Augen gehabt und in Leipzig und Straßburg wiedergefunden. Und sogar in Weimar vor seinem Hause fehlte, als Mitte des dreieckig unregelmäßigen kleinen Platzes davor, der Brunnen nicht, an dem Abends die schwatzenden Mägde standen.

Damit war den Gestalten des Drama's ein festes Costüm gegeben. Die Scenen am Hofe des Kaisers schlossen sich an die städtischen Abenteuer des ersten Aufzuges organisch an, und auch die allerletzten Scenen, wo Faust erblindet, ordnen sich äußerlich in eine gewisse Zeit ein, eine Beschränkung, der ihr Inhalt zu widerstreben scheint. Sogar den himmlischen Scenen passen sich so die Darstellungen der Renaissancemeister des 16. und 17. Jahrhunderts als Decorationen an und selbst für die im classischen Alterthume spielenden Partien ergiebt sich eine bildliche Anlehnung an die Auffassung der Antike die den Meistern des 16. Jahrhunderts geläufig war.

Dieses äußerliche scenische Element tritt heute endlich mehr in den Vordergrund.

Anfangs hatte man Faust als bloßes Gedicht angesehen. Nur der geistige Inhalt schien wichtig, die Bühne auf der das Drama spielt in der Phantasie aufgeschlagen und selbst der erste Theil so wenig für das wirkliche Theater geeignet, daß die erste Bühnendarstellung des Faust nicht früher als im Jahre 1828 in Weimar erfolgte. Zur Feier von Goethe's achtzigstem Geburtstage wurde das Wagstück unternommen. Daß der zweite Theil jedoch darstellungsmöglich sein könnte, kam Niemandem wohl in den Sinn, noch weniger, daß Goethe auch hier stets wirkliche, praktisch erreichbare Bühneneffecte im Auge gehabt. Goethe allein wußte, daß die scenische Darstellung der ganzen Dichtung ein Werk der Zukunft sei. Er äußerte gelegentlich, es werde einmal ein Franzose darüber kommen und ein Spectakelstück daraus machen müssen, und er hat selbst mit diesem Scherze Recht gehabt. Ein französischer Componist hat vor nicht zu langer Zeit eine große Zauberoper aus Faust gemacht. Und nun, ganz vor Kurzem, sind in Leipzig und dann in Weimar Aufführungen des zweiten Theiles als gesprochenen Dramas unternommen worden. Wer sich das Werk ernsthaft hierauf ansieht, wird herausfinden, daß dergleichen nicht auf den ersten Schlag gelingen könne. Es werden nach langen Versuchen Drama, Oper, Ballet und Decorationsdarstellung zusammenwirkend die richtige Methode ausfindig machen müssen. Dann erst kann hervortreten, welche wunderbar großartigen Effecte für die Bühne Goethe im Auge hatte, die seinen Blicken allein sichtbar waren und deren Auffindung er einer späteren

Zeit als Erbschaft getrost überließ. Ich zweifle nicht, daß eine Zeit kommen wird, wo Aufführungen des zweiten Theiles des Faust, vereint mit dem ersten, sich zu wirklichen dramatischen Volksfesten gestalten könnten. Die Laufbahn dieses größten Werkes des größten Dichters aller Völker und Zeiten hat erst begonnen und es sind für die Ausnutzung seines Inhalts nur die ersten Schritte gethan worden.

Die Erklärung oder Deutung des Faust gehört zu unseren großen wissenschaftlichen Problemen. Das Werk enthält neben seinen offenen dichterischen Schönheiten einen so colossalen Schatz an Weltweisheit, zum Theil in räthselhafter Form, daß es den Scharfsinn der Leser, besonders aber den der Deutschen Gelehrten immer aufs Neue herausfordert. Wir haben eine eigne Literatur darüber, deren Zweck es ist, nicht nur Goethe's Credo, sondern das Credo seines gesammten Jahrhunderts im Faust nachzuweisen.

Faust machte gleich 1808 den Eindruck einer literarischen Offenbarung. In diesem Werke, in den Wahlverwandtschaften und in den bald folgenden Nachrichten über sein früheres Leben, worin er sich in seinen Anfängen als zukünftigen Bürger des neunzehnten Jahrhunderts construirte, schien ein neuer Genius in der alten Gestalt aufzusteigen. Wie Goethe's erste Lebenszeit sich im Werther gespiegelt hatte, auf den seine Bewunderer die mit ihm jung gewesen waren stets zurückkamen, so begann Goethe's neueres Dasein, der Goethe unseres Jahrhunderts, mit Dichtung und Wahrheit, mit den Wahlverwandtschaften und mit Faust, zu denen das Frühere nun wie in prähistorischem Verhältnisse steht. Die wahre Popularität Goethe's nimmt

mit diesen Werken ihren Anfang, zugleich aber hören seine engeren persönlichen Verhältnisse nun auf, maaßgebend für unser Urtheil über ihn zu sein. Jetzt, wo Generation auf Generation, alles geistige Leben in Deutschland auf Goethe hinlenkt, wird es fast gleichgültig, wem aus diesem großen Kreise er noch in besonderem persönlichen Verhältnisse näher trat. Goethe hat bedeutenden Menschen die entscheidende Richtung gegeben, welche niemals, oder besten Falles ein-, zweimal mit ihm in persönliche Berührung treten durften. Es wäre nicht nur ungerecht, sondern geradezu falsch, die Verhältnisse, welche die im engeren weimaraner Dasein nun sich folgenden Tage für Goethe gestalteten, als den Rahmen seiner Biographie zu betrachten. Wo eine Sonne einen ganzen großen Frühling hervorruft, einen Sommer befruchtet und einen Herbst zeitigt, an dem ein gesammtes Volk Theil hat, da wird man nicht als das Wichtigste betrachten, von welchen nächsten Wolkenbildern umgeben tagtäglich das große Gestirn am Himmel aufsteigt und seinen Weg vollendet. Es könnten andere Wolken sein, es brauchten auch gar keine zu sein.

Hiermit schließe ich die Betrachtung Goethe's in diesen Vorlesungen ab.

Ich habe zu Anfang gesagt, ich würde von seinen Werken ausgehen: sie sind besprochen worden.

Nach Dichtung und Wahrheit erscheint bei nebenherlaufender unablässiger Production anderer Sachen, dichterischer wie wissenschaftlicher, deren nicht abbrechende Fülle sich fast vom Tage zum Tage verfolgen läßt, der »Westöstliche Divan« als abermaliges Hauptwerk. An

diese Sammlnng neuer Gedichte im orientalischen Gewande knüpft sich die Erinnerung der Freundschaft Goethe's mit Marianne Willemer, die er als Suleika darin verherrlicht hat. Im »Buche des Timur« dagegen hat Goethe hier seine letzten Gedanken über Napoleons Sturz und Größe niedergelegt. Der westöstliche Divan hat aus dem Grunde besondere Wichtigkeit, weil in ihm eine neue Phase der Goethe'schen Prosodie hervortritt, welche sich von den antiken Metren abwendend zu neuen Freiheiten aufschwingt. Abermals seiner Zeit voraneilend hat Goethe hier den Ton angeschlagen, in dem Rückert, Platen und Heine gedichtet haben und über den sich die heutige lyrische Dichtung noch nicht zu erheben vermocht hat.

Nach diesen Gedichten trat die »Italiänische Reise« als letztes großes selbständiges Werk hervor, im Jahre 1817. Darauf beginnt die Sorge für die neue Gesammtausgabe der Werke Goethe in Anspruch zu nehmen, an die sich, nach seinem Tode, die vielen Bände der nachgelassenen Werke anschlossen, von denen er nicht wollte daß sie vor seinem Abtreten von der Lebensbühne gedruckt würden.

Bis zu seinem Tode aber blieb Goethe, so Viele auch ihn kannten und von ihm wußten, seinen eigentlichen Schicksalen nach eine halb mythische Gestalt für die Deutschen. Außer verhältnißmäßig geringen Bruchstücken seiner Correspondenz war damals von seinen Briefen nichts bekannt. Diese sind jetzt unsere vornehmste Quelle für seine historische Betrachtung. Denn es sind auch diejenigen Männer fast alle schon vorübergegangen, auf deren Entwicklung Goethe als Lebender in seinen letzten

Tagen noch einwirkte: eine jüngste Generation hat begonnen, die ihn niemals von Angesicht kannte, aber unendliches Detail aus seinem Leben weiß und die sein Wirken so gut sie vermag zu fassen sucht.

Nehmen wir, aus dieser uns heute zu Gebote stehenden Kenntniß, Goethe's letzte zwanzig Jahre zusammen, so ergiebt sich:

In einer Zeit der politischen Zerrissenheit und dumpfen Schweigens im öffentlichen Leben war die Verehrung für Goethe eins der wenigen vaterländisch-gemeinsamen Gefühle welche offen bekannt werden durften. Ihm allein gegenüber war von einem einigen Deutschland zu reden erlaubt. Hier liegt Goethe's politische Wirkung höchster Art. Er war der leuchtende Punkt, auf den in trüben Tagen, die nicht enden zu wollen schienen, in den Zwanziger und Dreißiger Jahren, jedes Auge sich wandte.

In diesem Sinne hat man zu Goethe's Lebzeiten bereits damit begonnen, ihm Denkmale zu errichten. Den Anfang machte Frankfurt, andere Städte sind nachgefolgt. Die schönste unter diesen Bildsäulen ist, der Idee nach, die im Weimaraner Museum (in ziemlich unsichtbarer Weise aufgestellte) Colossalstatue Steinhäusers, als Ausführung der von Bettina erfundenen und modellirten Skizze, welche in Berlin steht. Goethe sitzt in antiker Gewandung jupiterhaft thronend da, in der einen ruhenden Hand einen Kranz, mit der andern erhobenen eine Leier haltend, in deren Saiten ein zwischen seinen Knien stehender kindlicher Genius hineingreift. Seltsam ist der Übergang von dieser, zu Goethe's Zeiten fast nothwendigen, antikisirenden Auffassung zu der nach seinem Tode immer mehr eingreifenden das historische Costüm berücksichtigenden.

Den Anfang machte Rietschel bei der Weimaraner Doppelstatue. Die für Berlin beabsichtigte, in der Ausführung begriffene Bildsäule von Schaper stellt Goethe als jungen Mann dar, in der Kleidung des vorigen Jahrhunderts.

Ein anderes Denkmal aber noch ihm zu errichten bleibt übrig. Einer unserer Deutschen Akademieen scheint die Pflicht obzuliegen, Goethe's Werke würdig herauszugeben. Doch davon heute zu reden, würde zwecklos sein, wenn auch zugestanden werden müßte, daß die Sammlung und Edition seiner Briefe als eine bereits fast unaufschiebbare nationale Aufgabe in Angriff zu nehmen sei.

Erst wenn die Zeiten bei uns gekommen sind, wo, erhaben über einseitige Anwandlungen, die Sorge für Deutsche Sprache und Dichtung zur ächten Volkssache geworden ist, wird Goethe in vollem Maaße für das Volk ausgenutzt werden können. Dann auch wird vielleicht sein heute so traurig verschlossen dastehendes Haus, in dessen unbetretenen Zimmern seine Sammlungen einem ungewissen Schicksale entgegengehen, aller Welt zugänglich wieder offenstehen, wie in den Tagen in denen Goethe selber noch lebte. Wie damals wird es dann, nun als ein Heiligthum der Erinnerung, wiederum betreten werden.

Goethe's Haus war in seinen letzten Jahren zu einem Wallfahrtsorte geworden. Weimar war nicht mehr, wie zu Schillers Zeiten, eine Brutstätte für literarische Thätigkeit, ein Heerd für Intriguen und persönliche Händel, es war ganz zu Goethe's Ruhesitz geworden, der dort in stiller Arbeit neben Carl Augusts Residenz die seinige hatte. Dieses ungestörte und zugleich bewegte Dasein war

für seine Natur ein wahres Geschenk der Vorsehung. In natürlicher Weise thronte er da, unbehelligt von der Eifersucht Anderer, und nahm mit kaiserlichem Wohlwollen Jeden gern an, der an seine Thüre klopfte. Weimar bildete nun die vermittelnde Gränzstation zwischen Nord- und Süddeutschland. Eine gewisse feierliche Abgemessenheit war in Goethes Art und Weise eingedrungen. Seine Sprache bewegte sich nun zuweilen in fast befangener Weise in den von ihm selbst gefundenen Wendungen, seine Urtheile wurden oft in einer Form gegeben, deren lapidaren Styl man bewegter gewünscht hätte. Am offenbarsten zeigt sich Goethe's Styl der letzten Periode im Briefwechsel mit Zelter, dem Berliner Componisten, mit dem ihn eine fast nur auf äußerem Zusammengehen beruhende, trotzdem aber innige Freundschaft verband.

Verlangen wir eine getreue Darstellung dieser Weimaraner Existenz, wie sie Tag für Tag sich abspann, so treten Goethe's letzte zehn Jahre am schönsten hervor wenn wir Eckermanns Erinnerungen, vereint mit denen des Kanzlers von Müller lesen. Hier sehen wir, als hätten wir es miterlebt, wie Goethe bis zuletzt sich vor allen Dingen mit der Jugend in Berührung zu halten bestrebt war. Er sagte, daß dies das einzige Mittel sich zu verjüngen sei. Seine Lebenskraft war unerschöpflich. Noch in seinem siebzigsten Jahre hatte ein schönes junges Mädchen eine Leidenschaft in ihm entzündet, die niederzukämpfen ihn ungeheure Anstrengung kostete, ein Kampf, aus dem leidenschaftliche Dichtungen entsprungen sind. Goethe, indem alle Vortheile des Alters ihm zuströmten, schien die alten Kräfte seiner Jugend nur zu verstecken, nicht aber verloren zu haben. Alle seine Freunde waren endlich

todt: der Herzog, Frau von Stein, ja sogar sein Sohn war ihm vorausgestorben. Er läßt es sich nicht anfechten. Zu leben war ihm bis zum letzten Tage ein Genuß, immer wieder entzücken ihn Frühling und Sonnenschein, locken ihn in sein geliebtes Land hinein nach allen Seiten, und die aufsteigenden Erinnerungen vergangener Zeiten erquicken ihn statt ihn traurig zu machen. Er sieht mit heiterer Erwartung, mit ächt menschlicher Neugier: was denn nun kommen werde, jedem neuen Tage entgegen.

Am 22. März 1832 starb er. Er hätte noch Jahrzehnte so fortleben können wie die Patriarchen von denen das Alte Testament berichtet. Und deshalb kam sein Verlust so unerwartet und wurde so tief empfunden: es schien unmöglich, daß ein Mann mitten aus dem Genuß seiner besten Kräfte herausgerissen werden sollte.

»Am anderen Morgen nach Goethe's Tode, lesen wir in Eckermanns Aufzeichnungen, ergriff mich eine tiefe Sehnsucht, seine irdische Hülle noch einmal zu sehen. Sein treuer Diener Friedrich schloß mir das Zimmer auf, wo man ihn hingelegt hatte. Auf dem Rücken ausgestreckt, ruhte er wie ein Schlafender, tiefer Friede und Festigkeit waltete auf den Zügen seines erhaben-edlen Gesichts. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken zu hegen. Ich hatte das Verlangen nach einer Locke von seinen Haaren, doch die Ehrfurcht verhinderte mich sie ihm abzuschneiden. Der Körper lag nackend in ein weißes Betttuch gehüllt, große Eisstücke hatte man in einiger Nähe umhergestellt. Friedrich schlug das Tuch auseinander und ich erstaunte über die göttliche Pracht dieser Glieder. Die Brust überaus mächtig, breit und gewölbt; die Arme und Schenkel voll und sanft musculös;

die Füße zierlich und von der reinsten Form; und nirgends am ganzen Körper eine Spur von Fettigkeit, Abmagerung und Verfall.

»Ein vollkommener Mensch lag in großer Schönheit vor mir und das Entzücken das ich darüber empfand, ließ mich auf Augenblicke vergessen, daß der unsterbliche Geist eine solche Hülle verlassen. Ich legte meine Hand auf sein Herz -- es war überall eine tiefe Stille — und ich wendete mich abwärts um meinen verhaltenen Thränen freien Lauf zu lassen.«




Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

